

Das Leipziger Land

Wanderungen in der Umgebung
einer Großstadt

Von
Dr. jur., Dr. oec. publ. Karl Berger

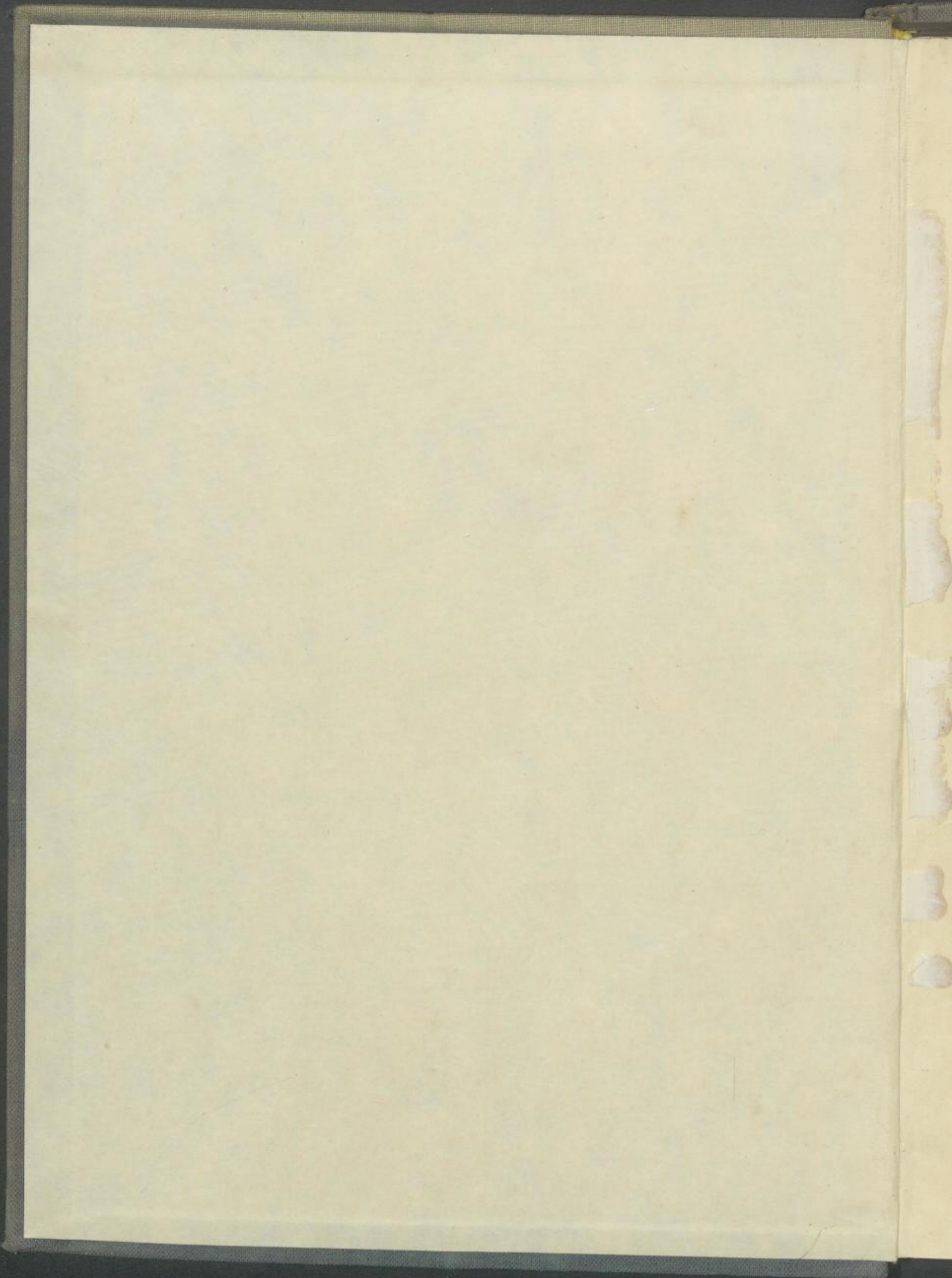
Landesbibliothek Sächsischer Heimatring Dresden
1933

Sächsische

2 | A

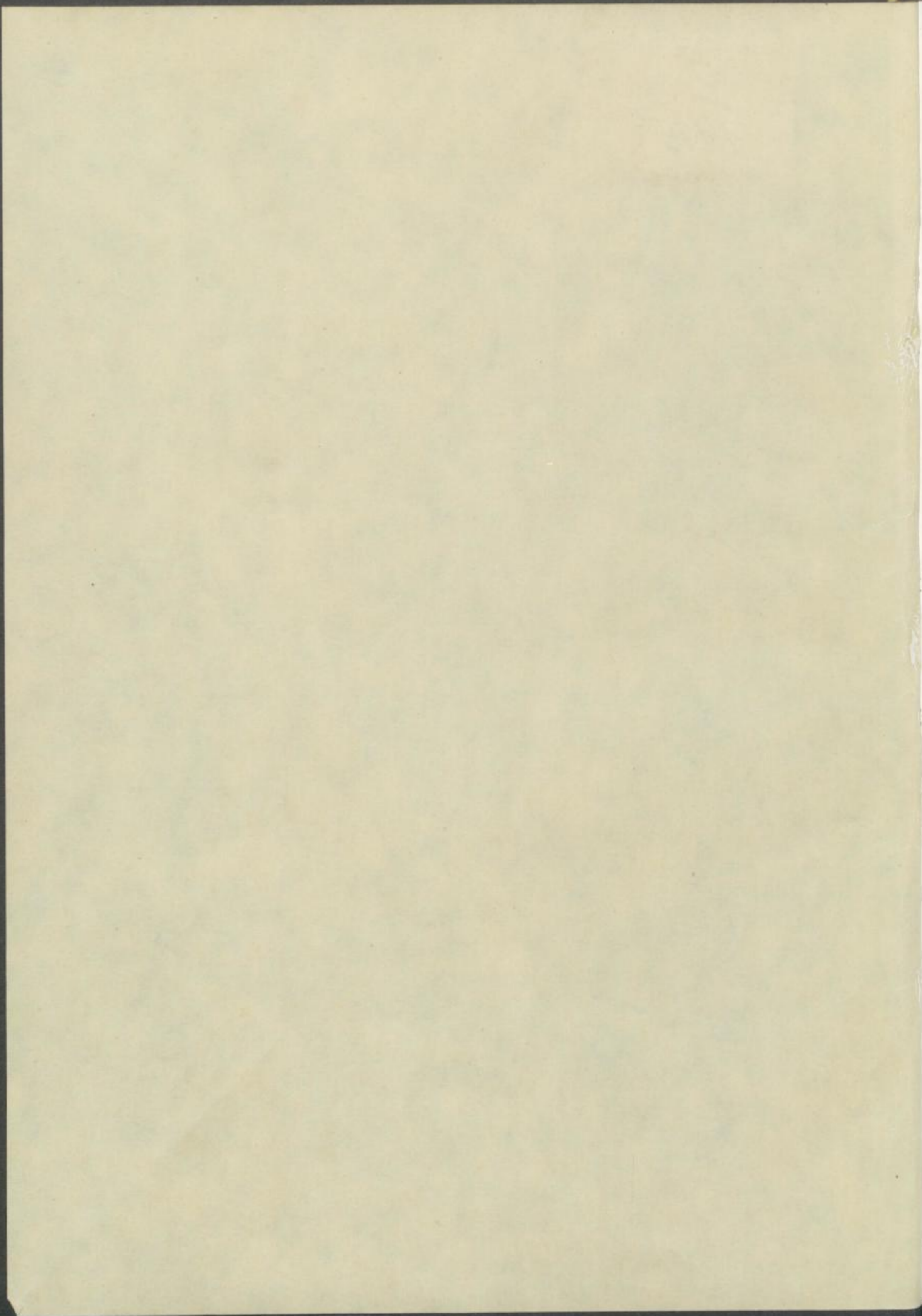
4161

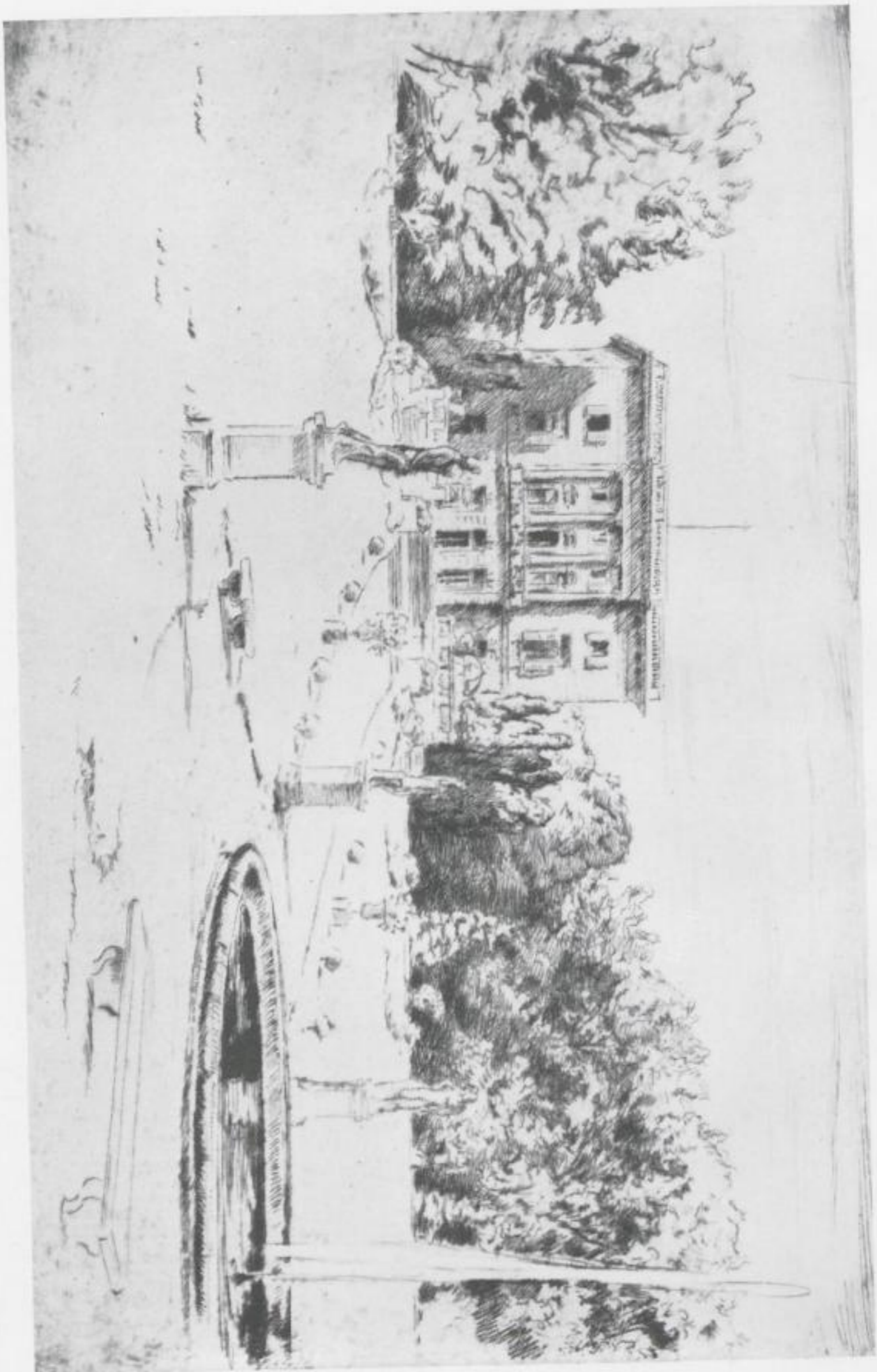
Landesbibl.



5 (432.1)

494 / 60





Saus Rafschwitz

Stadt einer Stadierung von Walter Seiffing

Selene Freifrau von Klein-Wisenberg

geb. Frein von Gautsch

zugeeignet



Das Leipziger Land

Seine Landschaft
und ihre Schönheit in Natur, Kultur und Kunst
Wanderungen in der Umgebung
einer Großstadt

Von
Dr. jur., Dr. oec. publ. Karl Berger

Auf Anregung des Leipziger Ausschusses für
öffentliche Kunstpflege und Heimatschutz

Landesverein Sächsischer Heimatschutz Dresden
1933

Kommissions-Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Das folgende ist

ein

Handwritten text, possibly a title or description, mostly illegible due to fading.

Handwritten text, possibly a date or location, mostly illegible.

Handwritten text, possibly a name or author, mostly illegible.

**Sächsische
Landesbibliothek
1 4. JUNI 1972
Dresden**

G

Geleitwort

Dies Buch von zwölf Wanderungen im Leipziger Lande im Laufe eines Jahres hat keinen Sachgelehrten zum Verfasser, — es ist so schön in dieser Zeit der Zielstrebigkeit und Unrast, einmal nur Liebhaber zu sein, — weder einen Sachmann der Geschichte oder der Kunstgeschichte, noch gar der Geologie oder Botanik. Und es ist im Grunde auch gar nicht kunstgerecht verfaßt, sondern erfahren, erwandert, vielleicht empfunden und erlebt worden.

Es ist aus diesem Grunde nicht eigentlich als eines der landläufigen Wanderbücher für eine begrenzte deutsche Landschaft gedacht. Das soll sein Untertitel, das sollen auch die größtenteils allgemein gehaltenen Überschriften mit andeuten. Gewiß sind die Schilderungen durchaus ein Menschenalter lang durchwandertem heimatlichen Boden, dem des Leipziger Landes, entwachsen. Jedoch möchten sie an diesem einen Beispiele eines ganz überwiegend als ärmlich und reizlos angesprochenen Gebietes mit offenen Sinnen oder nachdenklich wandernde Junge und Alte lehren, überhaupt eine Landschaft in ihren hundertfältigen Farben und Gestalten umfassender, mindestens anders als üblich zu begreifen, verknüpft mit der Geschichte und dem großen, ewigen Wandel der Jahreszeiten, wohl auch mit dem der Dichtung.

Vielleicht wagt das ein Nichtfachmann leichter zu unternehmen, als der bedenklichere tiefgründige Spezialist. Freilich waren auch die literarischen, wissenschaftlichen wie volkstümlichen Quellen über das Gebiet der Leipziger Tieflandsbucht zwischen Saale und Mulde, dieses Herzstück des staaten- wie geistesgeschichtlich so überaus bedeutsamen mitteldeutschen Raumes im engeren Sinne, mehr als einmal von Nutzen. Aber wesentlicher soll das Grundsätzliche der Darstellung sein, das zugleich beispielhaft ein Zeit- und Lebens-, ein Kultur- und Weltbild im Kleinen, d. h. mit äußerer landschaftlicher Begrenzung einzufangen, eine Landschaft zu beseelen, wenigstens versucht.

Ist es geglückt, ohne zu nüchtern zu bleiben, ohne aber umgekehrt trotz manches unzeitgemäßen eigenen Gedankens oder Reims die Darstellung gestaltlos und gehaltlos zerfließen, in Mosaiksteinchen zerfallen zu lassen? Ob diese Darstellung auch anderen etwas Fruchtbares oder Belebendes zu geben vermag, steht noch dahin. Mannigfache Teilnahme und Förderung wurden jedenfalls dem werdenden Werke zuteil.

Unbeabsichtigt haben sich, so wie die Darstellung nicht einseitig fachlich angelegt ist, auch örtlich sechs Schilderungen aus unmittelbarer Nähe der Stadt und noch in ihrem Weichbilde, bald im Norden, bald im Süden oder Westen beginnend, und ebenso viele aus den verschiedenen Teilen ihrer weiteren Umgebung von den Ufern der Mulde und der Saale und aus den Thüringer Vorbergen an der Grenze des Leipziger Landes aneinandergereiht. Absichtlich wurden nur nach Möglichkeit wenig bekannte Wege abseits der ausgetretenen Straßen gewandelt.

So stehen von den Wäldern nicht die Harth oder der Bienitz, nicht das Universitätsholz oder die Naunhofer Forsten im Vordergrund, wie überhaupt die Wälder als solche, und zumal diese Nadelwälder, im tiefsten Grunde nicht die kennzeichnendste Naturschönheit des Leipziger Landes darstellen. Absichtlich wurden auch etwa die bekannten Auen der Parthendorfer oder die bei Connewitz oder Lützschena ebenso nur gestreift wie die größten, am meisten besuchten unter den Ortschaften des Leipziger Landes, wiewohl auch sie (größtenteils nur ein bis zwei Meilen vom Kern der Großstadt entfernt, wie die Landstädte Zwenkau, Lützen, Markranstädt, Schkeuditz, Taucha, Naunhof und wie die meisten der in drei Meilen Entfernung von Leipzig an der Grenze des Leipziger Landes liegenden Städte, Borna, Rötha, Pegau, Groitzsch, Delitzsch, Eilenburg und Grimma) noch manches Ursprüngliche oder doch Kennzeichnende den tiefer Blickenden darbieten. Zugleich zeigen diese Andeutungen, wieviel auch in der gewiß nicht landschaftlich bevorzugten Leipziger Ebene beschauliches und besinnliches Wandern darzubieten vermag; leicht reichten ihre Schätze zu noch einem zweiten oder dritten solchen Fahrtenbuche.

Mag sein, daß die Liebe zum Gegenstande, der ja doch die Heimat und vertiefter Heimatschutz, nicht nur das Wandern war, die und jene Übersteigerung hervorgerufen hat. Liebe urteilt nie ganz nüchtern, und Übertreibung und Auswahl ist nach eines feinsinnigen Engländers Flugem Worte die wahre Kunstform, so wie das eigentliche geistige Prinzip der Kunst nichts anderes als eine intensivierte Form dieser Übertreibung ist. Mag auch sein, daß die neidvolle Enge der deutschen Gegenwart mit ihren vielen Ungerechtigkeiten und Unwahrhaftigkeiten zu leicht dazu verführt, sich von unirdischeren Wolken und Winden berücken und beglücken zu lassen und Sonnengold ohne allen Kurswert für bare Münze zu nehmen.

Mag es drum sein: Macht das nur auch den und jenen anderen Wanderer reicher und fröhlicher und freier, frei in dem Sinne, in dem Heinz A. Ludwig von wahrer Freiheit spricht:

„Frei sein heißt, die Fähigkeit haben, die Welt in ihrer Fülle zu erleben, die Vergangenheit zu achten, die Gegenwart nicht zu wichtig zu nehmen und dadurch Kraft zu haben, die Zukunft zu lieben.“

Solche echte Freiheit aber ist Gnade, so wie rechtes Wandern wahre Freiheit ist.

Leipzig, Oktober 1932

Karl Berger

Zwischen Stadt und Land

(Connewitz — Oetzsch — Böhlen)

I.

Wintermorgenstimmung

Es ist an einem Januarsonntag morgens in der achten Stunde. Unwirsch erwacht die Großstadt langsam aus ihrem Schlaf. Unhold und unsichtig liegen die eintönigen geraden Straßen im Schnee, dessen Weiß ein tagealter Anflug von Ruß stumpf und grau gemacht hat. Griesgrämlich steht Haus bei Haus, als fröstele sie bei den fünf oder sechs Grad Kälte in ihrem, in der Not der Kriegs- und Nachkriegszeit zerschlissenen Gewande von zerfallendem und zerbröckelndem Putz.

Nach zehn Minuten ist der kleine alte Bahnhof aus dem Jahre 1843 erreicht, der sich, noch am gleichen Platze und fast wie zur Zeit der Anlegung der Eisenbahnlinie von Leipzig nach Hof, mit seinen Gleisen spitzwinklig weit in den Stadtkörper vorschiebt, die jüngere Süd- und Ostvorstadt scharf voneinander trennend. Er sitzt freilich sozusagen auf dem Altenteil, seit sein großer Enkel am Promenadenring das eigentliche Geschäft übernommen hat. Wie ein entthronter Herrscher nimmt er das Schicksal gelassen hin, und doch sah er bis vor 20 Jahren fast allwöchentlich gekrönte Häupter in seinen Mauern, die zumal aus den thüringischen Staaten hier die Hauptstadt Mitteldeutschlands betraten. Jetzt fährt allein noch eine bescheidene Zahl von Zügen, meist sind es nur Vorortszüge, hier ein und aus. Grau in Grau liegt das flache alte Haus, durch Regen, Rauch und Ruß gleichermaßen verwittert und verfärbt.

Lange Eiszapfen hängen an den Dächern der Bahnsteige und der Werkstättengebäude, an denen entlang der Zug nun langsam die dunkle Halle verläßt. Das Wärmegefühl, das im Abteil bald aufsteigt, hebt zusammen mit dem Stoßen und Rütteln des fahrenden Wagens bald auch Stimmung und Lustgefühl. Nur schwer war der Entschluß zum Aufbruch in den unfrohen Morgen gefaßt. Ringerostet war geradezu die sonst so rege Wanderlust. Und doch, seltsam, schon die ersten Eindrücke beim Schreiten durch die morgenstillen Straßen zu ungewohnter Stunde und mit dem Feiertagsgefühl des freien Tages rührten ans Herz leise fast wie Jugendglück, und immer inniger umfängt nun solche Beschwingtheit. Ist Wandern nicht Jungbleiben trotz grauen Haars und grauer Tage? Freilich, kaum ein Wanderer da und dort strebt mit aus der Großstadt ins Leipziger Land an einem Tage wie dem heutigen; allenfalls wird das knappe winterliche Wochenende zu einer vier oder fünf Stunden langen Reise bis auf

den Kamm des Erzgebirges verwendet, bei der Anstrengung und Kosten der Fahrt oft so wenig im rechten Verhältnis zu der Erholung und der inneren Entspannung zu stehen vermögen. Und doch liegt das Gute auch hier so nah.

Erst muß sich freilich der Wanderer sozusagen durch die Großstadtkulissen längs Hinterhäusern und auf ihrer Schattenseite hindurchschlagen durch die Maschinengebäude und Lokomotivschuppen, durch die ganze Maschinerie und den Mechanismus der Dreiviertelmillionenstadt, die ihn nicht mit einem Schlage entlassen will. Auch er ist ihr verhaftet und ist es doch gottlob nicht:

„Aber dein steinerner Wald und das asphaltene Tal
haben mit stürmenden Streben mich bezwungen.
Wogen aus Türmen, Kranen und schnellen Signalen . . .
O du verheißende, in deinen ragenden Bauten
stauen sich täglich schwankende Sucher des Lichts:
Ehe sie oft noch bedenkend Vollbrachtes erschauten,
sanken sie ruhmlos am Tore des letzten Gerichts . . .
Sterbende werden sich willig an dich noch verschenken,
Achtlos donnert zementen in Stunden dein Gang . . .“

so singt Fred v. Zollikofer in jüngster Lyrik von Berlin, und das Schicksal, das in diesen Zeilen schwingt und zittert, wie vielen wurde es auch in der Arbeitsstadt an der Pleiße Los oder Verhängnis. Wie wenige wissen sich bewusst auf wahre Werte, auf Heimat, auf Natur und den großen kosmischen Rhythmus der wechselnden Monde über den vielen kleinen irdischen Sorgen in den Steinschluchten der Großstädte rechtzeitig und immer wieder zu besinnen? Ein allereinziges Mal nur begegneten auf der Wanderung Ausflügler. Wie lautet das weise Wort der alten Kartäusermönche? „Beata solitudo, sola beatitudo“, glücklich ist die Einsamkeit, die einzige Glückseligkeit. Damit soll nicht empfohlen sein, sich in der heimatlichen Natur abzukapseln und einzuspinnen. Aber wie der, dessen Leben in engem Rahmen ohne eindrucksvollen Wechsel dahinfließt, auf der Reise und auf der Wanderung wohl ein wenig Sensationen und Leben sucht, so ist dem, dem der Alltag davon genug bringt, Entspannung, Nachdenken, allenfalls vielleicht ein zierliches Zufallserlebnis, ein Fund am Wege, das wahre Wanderglück.

2.

Die Erde hat uns wieder

Inzwischen sind Schlachthof und Gasanstalt rechter Hand und die Riesenkuppeln der Großmarkthalle, des Kohlrabizirkusses, wie sie der Leipziger Volkswitz alsbald benannte, zur Linken vorübergeflogen oder richtiger vorübergerollt, denn das ist sowohl für runde Kuppeln wie für das Tempo des Zuges die zutreffendere Bezeichnung. Auch die „Technische Messe“ bleibt alsbald zurück; darüber hinweg winkt ein paar Augenblicke das Völkerschlachtdenkmal zu dem im Einschnitt fahrenden Zuge herüber. Drei Pappeln an einer Brücke sind der Rest der stattlichen Allee an der Straße von Connewitz nach Probstheida, die mit

ihren hundert Jahre alten Pyramidenbäumen, zumal an dieser Stätte, das Bild des Schlachtfeldes der Völkerschlacht so sinnfällig kennzeichnete.

In der Tat waren die Pappeln, gegenüber deren ragenden Gestalten die kleineren Obstbäume im Landschaftsbilde ganz zurücktraten, noch vor einigen Jahrzehnten vielfach die kennzeichnendste Note dieses ebenen, höher gelegenen Teiles des Leipziger Landes jenseits der Flussauen, dieser weiten Fläche, die ein kluger Franzose mitleidig und für ihre feinen verborgenen Reize, wie auch so viele Deutsche, ja Sachsen und sogar Leipziger, unzugänglich „cette immense

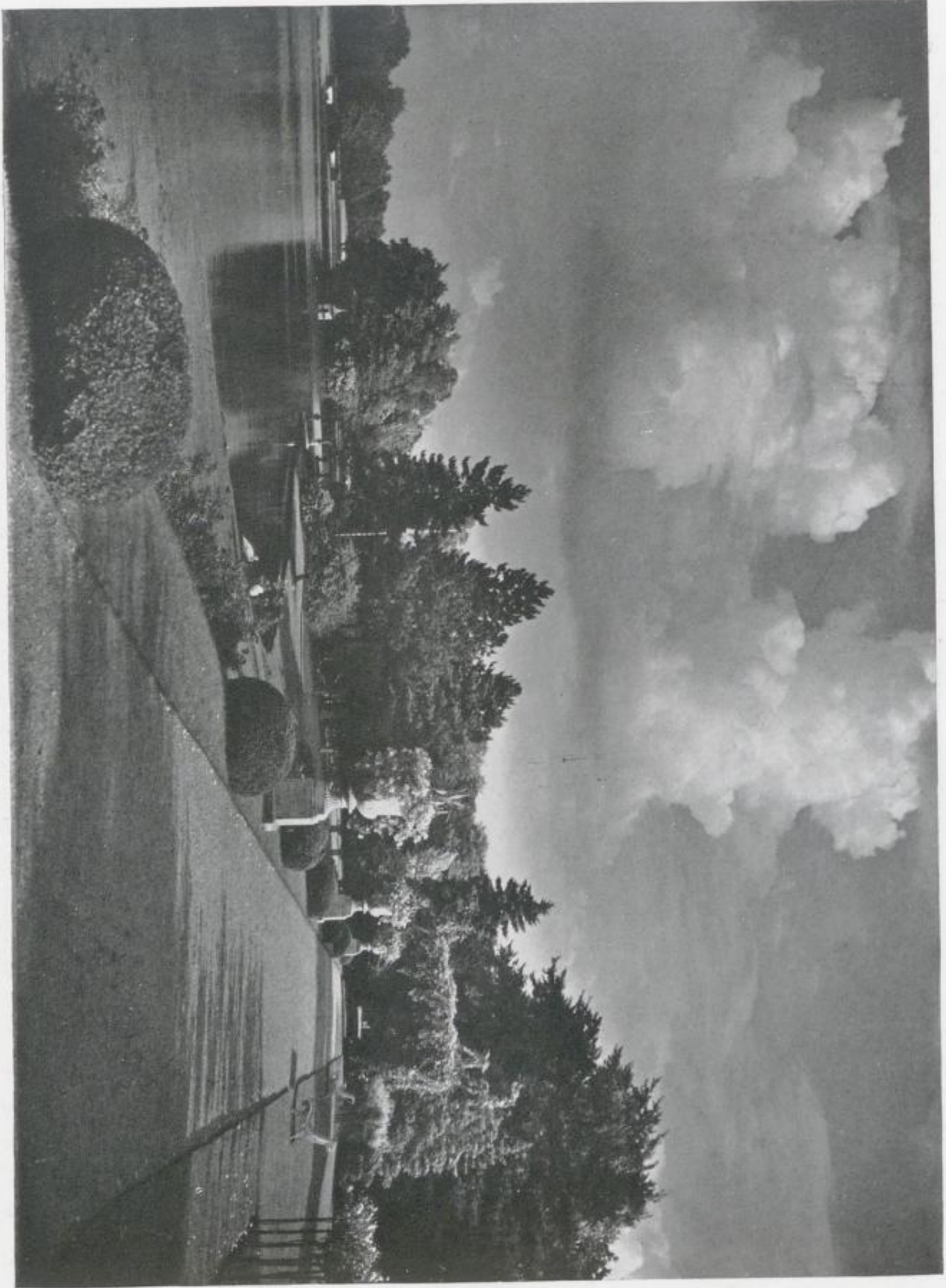


Connewitz bei Leipzig 1813

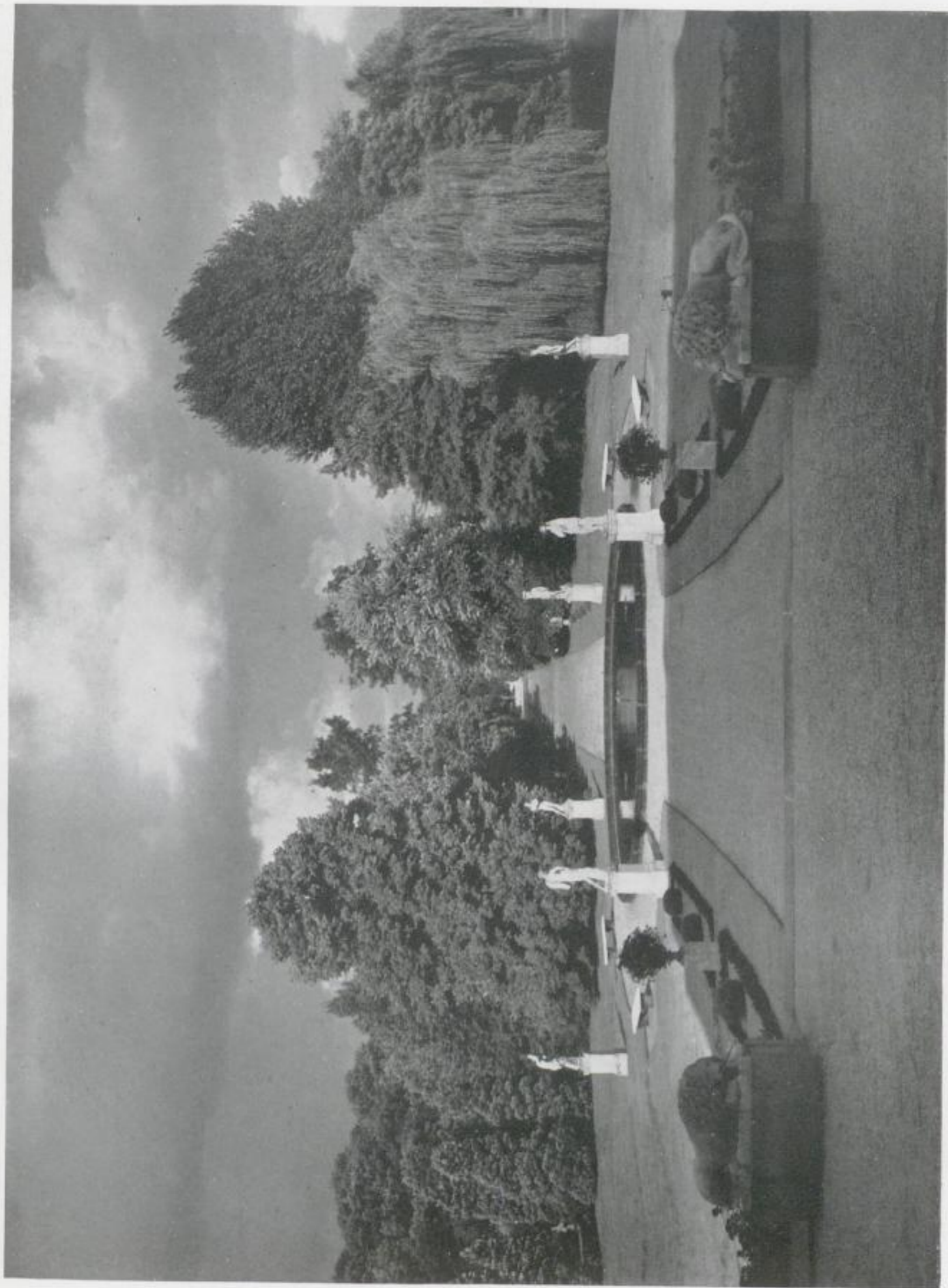
Getuschte Federzeichnung aus der Sammlung „Die Siegesplätze der Völkerschlacht“ von J. J. Wagner und L. Zuffell 1814 (Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig)

plaine, si triste, parsemé de rares arbres“ nannte, „diese weite, traurige, platte Fläche mit den paar Bäumen darauf“. Jetzt sind an ihre Stelle vielfach die noch höheren Masten der Hochspannungsleitungen der Kraftwerke getreten, die in Kulkwitz und Böhlen Zentren für große Teile von ganz Mitteldeutschland besitzen: ein Wandel, der an seinem Teile für die Mechanisierung des Lebens der Gegenwart mit kennzeichnend ist. Und doch, was weiß auch das Knistern und Flüstern in den blanken Drähten, ihr Sprühen im Dunklen, ihr Wiegen im Winde, heute dem offenen Auge und Ohr des Wanderers alles zu erzählen!

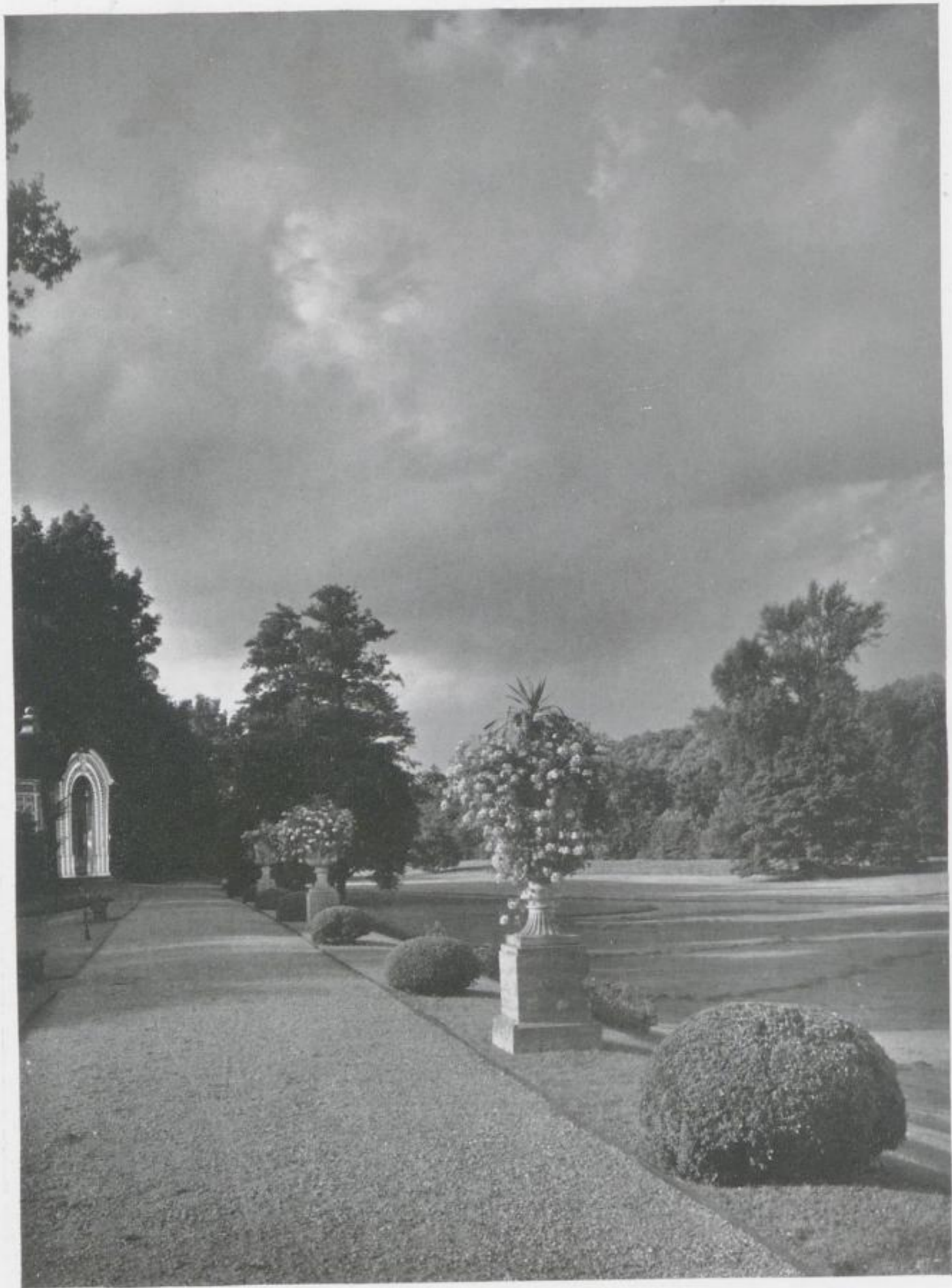
Sinter Connewitz beginnt die Pleißenaue. Eine alte Parkmauer aus Lehm mit porphyriwandiger Rundtür bildet gewissermaßen den Zugang. Bald folgen Raschwitz und Wegsch linker Hand zwischen der Eisenbahn und dem Rande der



Haus Radlwinig (Domherr Konrad Paul Serfuerth), Allee am Teich



Haus Raschwig. Park. Brunnenplatz



Haus Raschwitz. Park. Blick nach Norden



Abziehendes Gewitter im Park von Raschwig



Haus Raschwig. Park. Blick nach Südosten

Pleissenau. Malerisch der alte Eingang des Rittergutes Raschwitz, das selbst längst einem herrschaftlichen Landsitze wich. Sehr stattlich daran anschließend und bis fast an den Dölitzger Schloßgarten reichend der ausgedehnte Park des Domherrn Paul Serfurth. Sein Park ist mit dem seines Bruders in Prödel das ausgesprochenste Beispiel der Umgestaltung eines Teils der Leipziger Auen in eine große Gartenanlage aus dem letzten Menschenalter. Trotz zahlreicher Statuen, Brücken, Säulengänge, wirkt die Anlage nicht beengt, zumal sie nach dem Vorbilde alter Parks nach Norden, Osten und Süden fast unmerklich in Wald



Saus Raschwitz. Park. Am Pleißenwehr

und Wiesen übergeht. Das weiße Herrenhaus fügt sich den weiten grünen Flächen ebenso glücklich ein, wie etwa der kleine dorische Tempel am Wehr mit seinem Hochufer im Halbrund voller Heckenrosen.

Nun fährt der Zug auf dem westlichen Hochufer der Aue weiter, d. h. was schon im Leipziger Lande ein Hochufer ist, eine Bodenwelle, eine Anzahl Meter über dem Flusse, hochwasserfrei, etwas mehr sandig als lehmig und mit einiger Übersicht. Links steigt der spitze Kirchturm von Wachau empor. Davor liegt Großstädteln, auf dessen Friedhof Richard Wagners Onkel, Adolph Wagner, ruht. Er lebte hier zuletzt als Gast des Grafen Hohenthal und starb 1834. Unter dem Namen Ralph Nym war er auch schriftstellerisch tätig, und wer weiß, wie weit sein Nefte, der die ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens in der Vaterstadt Leipzig verbrachte, in dem und jenem von dem vielseitigen Manne beeinflusst wurde.

Inzwischen ist Gaschwitz herangekommen. Das stattliche Ritterguts Herrenhaus wurde in der Vorkriegszeit neu erbaut. Ein feiner kleiner Turmhelm davor gehört zu einem älteren Nebengebäude. Der Bahnhof, vor einem Menschenalter ein kleines Haus, ist heute eine umfassende Anlage mit umfänglichem Gleisgewirr, die der Ort den Bemühungen seines Landtagsabgeordneten aus der Vorkriegszeit verdankt. Heute ist das Rittergut längst Besitz der Aktiengesellschaft Sächsische Werke, der nun südwärts längs der Eisenbahn bis in die Gegend von Kieritzsch so viele Güter, Felder und Waldungen gehören. Ihr Betrieb, der Braunkohlentagebau, ist die Wetterwolke, die über dem grünweiß verschneit herüberwinkenden Sarthwalde, dem einzigen Nadelwalde in so unmittelbarer Umgebung von Leipzig, über der Villenkolonie um ihn herum und nicht zum wenigsten über Groß- und Probstdeuben schwebt. Man erinnert sich der heftigen Stürme in der Leipziger Presse, als der Plan der Anlegung des Böhleener Werkes bekannt wurde. Der daraufhin erreichte, der Fläche nach volle Ersatz des auszukohlenden Sarthhochwaldes durch Neuanpflanzungen vermag mindestens für Menschenalter ebensowenig ein voller Ausgleich für den Verlust zu werden, wie bei allem guten Willen die Bepflanzung der fahlen Salden Bergwald vorzutäuschen vermag.

Großdeuben und Probstdeuben leiten ihren Namen von dem slawischen dub, dem Worte für Eiche, ab; ihrer gab es bis zur Aufforstung der Sarth mit Fichten in dem Zeitalter des Flugen, aber nicht weisen 19. Jahrhunderts dort noch viele, hieß doch die Sarth einst selbst das Deubener Holz. Das Rittergut von Probstdeuben wurde vor einem Menschenalter von seinem letzten Besitzer aufgeteilt und zwar so gründlich, daß es einer hohen Behörde schon 20 Jahre später eine stundenlange Mühe bereitete, festzustellen, ob überhaupt noch ein Restgrundstück mit den entsprechenden öffentlich-rechtlichen Befugnissen übrig geblieben sei. Das Herrenhaus besitzt seit Jahrzehnten der Leipziger Bankherr Jay, sonst aber ist ringsum immer mehr Besitz in die Hände des Staates und seines großen Wirtschaftsbetriebes übergegangen. Es ist ein Wandel, der tiefer reicht, als es im Augenblicke erscheint, der Wechsel des Grundeigentums aus seiner ursprünglichen, zumal in Deutschland stark auf das Persönliche abgestellten Rechtsform des Lehns mit wechselseitiger Treue in die unpersönliche, sozusagen ganz auf das Zahlenmäßige und Materielle gerichtete Form der Kapitalgesellschaft, wie sie im Gegensatz zu älteren organischeren Zeiten das Zeitalter der Geldwirtschaft als eine der kennzeichnendsten Früchte verstandesmäßigen Denkens hervorbrachte.

3.

Neue und alte Heimat

Nach einer halben Stunde Fahrt insgesamt ist das Ziel oder richtiger der Ausgangspunkt der kleinen Fahrt, Böhlen, erreicht. Halb städtisch, halb dörflich liegt es heute da. Große Siedlungen wechseln mit kleinen Häuslerwohnungen, Gartennahrungen, wie sie das Grundbuch wohl nennt. Manch feines neuzeitliches Gebäude, z. B. ein geschmackvolles Café, steht neben kleinen alten Katen. Schon nach ein, zwei Minuten wirkt das Kaleidoskopartige dieses ständigen und immer erneuten Wechsels, so kennzeichnend für das moderne Leben vor allem breitester

Schichten der Arbeiterbevölkerung und so ganz im Gegensatz stehend zu geruh-
 samen biedermeierlichen Idealen, seltsam auf den Wanderer ein, der noch das
 dörfliche Ortsbild der Vorkriegsjahre in Erinnerung hat. Aber es wird auch
 gerade hier verständlich, daß Tempo, Sport, Rekord, überhaupt auf das Zahlen-
 mäßige oder doch auf Bewegung abgestellte Erregungen, aus solcher Lebens-
 umgebung erwachsen mögen. Es wird begreiflich, daß auch anderes, so der un-
 geheure Siegeszug des Kinos, mit hierin wurzelt, ebenso wie vielleicht die Photo-
 montage der Bucheinbände der modernen Buchkünstler, die gleichfalls so selbst-
 verständlich sich weithin und nun schon im Plakat- und Bildschmuck überhaupt
 durchsetzte.



Das Staatliche Braunkohlenwerk in Böhlen
 (Blick aus dem Tagebau auf die Briquettfabrik und das Elektrizitätswerk)

Auch über das Leipziger Land hinaus wird es bekannt sein, daß das Böhleener
 Braunkohlenwerk der größte Tagebau nicht nur Mitteleuropas ist. In einer
 Front, die sich von achthundert bis auf zweitausend Meter verbreitert, rückt der
 Kohlenabbau von Süden her nach Norden bis in die Harth allmählich vor.
 Zugleich ist in Böhlen nicht allein zur Verarbeitung der Braunkohle eine große
 Briquettfabrik, sondern auch ein Elektrizitätswerk errichtet worden, das sowohl
 nach Norden an das Berliner Werk von Ischornowitz bei Bitterfeld, wie nach
 Osten an die Werke von Lauta und Hirschfelde in der preussischen und sächsischen
 Lausitz und auch nach Süden nach dem Werke Silberstraße bei Zwickau und nach

Westen nach Kulkwitz Anschluß besitzt und vermittelt. Diese Bedeutung des mitteldeutschen Braunkohlenreviers, in dessen zentralstem Teile Böhlen wiederum liegt, ist ja gerade der Grund, weshalb auch jene Kiesenantennen der Überlandleitungen gerade im Leipziger Lande so zahlreich windrosenartig ausstrahlen und zusammenlaufen.

Das ganze Leipziger Land bildet in der Tiefe ein fast lückenlos zusammenhängendes ungeheures Braunkohlenflöz, das nur wenige Unterbrechungen von begrenztem Umfang etwa zwischen Gundorf und Schönau und zwischen Taucha und Kleinpösna, aufweist; trotz der zahlreichen, für den Heimat- und Wander-



Förderbahn zur Briquettfabrik der Grube „Dora und Helene“ bei Borna

freund allzu zahlreichen Tagebaue, die vor allem in den letzten 15 Jahren entstanden sind, ist dieses Flöz aber kaum zu einem Zwölftel wirtschaftlich in Nutzung genommen. Der tiefere Grund dieser starken Ausnutzung der Naturkräfte ist der Krieg gewesen. Er ließ es zweckmäßig erscheinen, wichtige chemische und ähnliche Werke weitab der Reichsgrenzen zu errichten. Er ward, zumal mit seinen Folgen, dem Verluste bedeutsamster Steinkohlenreviere, zugleich auch der Anlaß dazu, die Braunkohlenschätze höher zu bewerten. Noch vor etwa vier Menschenaltern galt die Herstellung von Briquets, oder, wie es damals hieß, von Torfziegeln, als eine Kuriosität, obgleich anderseits bereits um 1840 in einem Bericht des Kreisamts Leipzig, der heutigen Kreishauptmannschaft, der weitblickende Vorschlag gemacht wurde, das ganze Gebiet um Borna für den Staat aufzu-

kaufen, da zweifellos die dort vorhandenen Braunkohlen einmal einen ungeheuren Wert und größte Bedeutung für den Staat erlangen würden. Das wurde zu einem Zeitpunkte geschrieben, als selbst die große Stadt Leipzig noch ihren Bedarf an Hausbrand und gewerblicher Feuerung fast ausnahmslos durch Holz aus dem Gebiete zwischen Wittenberg und dem Vogtland, zu einem recht beträchtlichen Teile sogar allein aus ihren städtischen Waldungen, zu decken vermochte.

Die Anlage des Böhlemer Werkes wurde erst in der allerletzten Vorkriegszeit seit 1912 erwogen. Der Beginn der Bauten erfolgte am 1. November 1920, der des Abbaus des Grubensfeldes setzte am 1. April des nächsten Jahres ein. Streiks, Verkehrsunterbrechungen, auch die ernstesten politischen Unruhen in Mitteldeutschland in jenen Jahren, bereiteten freilich unerwartete Schwierigkeiten. Nur mit Hilfe sehr beträchtlicher Auslandsanleihen konnte der Bau durchgeführt werden. Es war ein Zufall, daß die Kabelnachricht von der Bewilligung der größten, einer amerikanischen 15-Millionen-Dollar-Anleihe, gerade in dem Augenblicke den sächsischen und späteren Reichs-Finanzminister Dr. Reinhold erreichte, als nach einer grundsätzlichen Verhandlung darüber, in welchem Umfange etwa im Leipziger Lande überhaupt der Braunkohlenabbau anderwärts als in der weiteren Umgebung von Böhlen in absehbarer Zeit einmal noch in Angriff genommen werden sollte, der kleine Kreis der Verhandlungsteilnehmer sich in dem Trinkstübchen des Rates der Stadt Leipzig um den runden Tisch setzte: Vielleicht hätte der Ruppertsberger Reiterpfad dem Heimatfreunde, der diese Zeilen schreibt, dabei nicht so gemundet, wenn nicht in jenen Verhandlungen eine gewisse grundsätzliche Zurückstellung des Kohlenbergbaues in den übrigen Teilen des Leipziger Landes weitgehend wenigstens auf lange Jahre hinaus in Aussicht genommen worden wäre.

Wie große Kohlenschätze z. B. bei Böhlen vorhanden sind, das möge die Schichtung des Geländes veranschaulichen. Unter einer etwa $\frac{1}{2}$ Meter starken Lößdecke liegen zunächst 2,50 Meter Geschiebelehm, $\frac{1}{2}$ Meter Bänderton, 2 bis 3 Meter Pleißenschotter und 20 Meter Meeresande; diese Schichten, bis auf die letztere tertiäre, stammen sämtlich aus der diluvialen Eiszeit. Erst hierauf folgt in einer Stärke von etwa 5 bis 7 Meter das Oberflöz und dann wiederum eine etwa 5 bis 10 Meter starke Sand- und Tonschicht, das sogenannte Zwischenmittel. Hierunter liegt schließlich das 12 bis 16 Meter starke, nach Norden, nach der Harth zu, an Mächtigkeit zunehmende Hauptflöz. Die Sohle des Böhlemer Werkes wird also insgesamt über 50 Meter tief zu liegen kommen. Alle die letztgenannten Schichten stammen aus der tertiären Braunkohlenzeit, in der hier Sumpfwälder standen. Aber auch Saifischzähne sind in der Grube gelegentlich gefunden worden, so wie in einem Bornaer Braunkohlentagebau kurz vor dem Kriege sogar eines der schönsten Mammutskelette Mitteleuropas, das der vorgeschichtlichen Abteilung des Leipziger Völkerkundlichen Museums. In späterer Zeit floß dann die Pleiße in nordwestlicher Richtung, also auf Zeschwitz zu, quer durch den jetzigen Tagebau; ihr Schotter bot eine gute Hilfe bei der Errichtung der zahlreichen Werksgebäude dar.

Von diesen seien nur das Maschinen- und das Kesselhaus mit dem 110 Meter hohen Schornstein genannt. Er ist mit der 105 Meter hohen Esse des Kulkwitzer

Landkraftwerkes und der des Städtischen Elektrizitätswerkes in Lößnig der höchste des Leipziger Landes, wenn ihn auch im Bitterfelder Industriegebiet einige Schornsteine bei Wolfen, Muldenstein, Golpa-Schornewitz und nahe der Leopoldsgrube, und dann vor allem der des Leipziger Elektrizitätswerkes Nord in der Nähe vom Hauptbahnhof noch übertreffen. Dessen ungeheure gelbe Säule überragt mit 160 Meter Höhe sogar die bekannte Halsbrücker Esse noch um ein beträchtliches und tritt vor allem in der Silhouette Leipzigs aus stundenweiter Entfernung gesehen überragend in Erscheinung. Immerhin hat auch der Böhleener Schornstein oben noch 4,75 Meter lichte Weite. Bekanntlich stürzte er am 2. April 1925, als er beinahe fertiggestellt war, ein, wobei nicht weniger als 11 brave Arbeitsleute ihren Tod fanden. Seine schmale spitze Rauchfahne wirkt an trüben Tagen wie heute, fast etwa wie die Gifzunge eines riesigen Ungeheuers, eines Molochs, dem Menschenopfer dargebracht, Opfer, wie sie immer wieder nötig und doch darum nicht minder schmerzlich sind.

Ein anderes schweres Unglück ereignete sich wenige Jahre später, als plötzlich jene Riesendämme südlich des Tagebaues an einer Stelle brachen, die so hoch wie ein siebenstöckiges Haus die Spülkippe umgeben, jenen Schlammteich von Quadratmetergröße, in den der Abraum — das Deckgebirge, d. h. die Erdschicht über den Flözen — in flüssigem Zustande gespritzt wurde. Später soll übrigens dessen Beseitigung, wenn der Tagebau noch einiges weiter nach der Sarth zu fortgeschritten sein wird, so erfolgen, daß er in den dann ausgekohlten jetzigen Tagebau geschafft wird. Es mag sein, daß der Anblick der wilden Schlucht, die das Spülwasser gerissen hatte, und das langsame, aber zähe Ansteigen des schwarzen dicken Schlammes in Gärten, Höfen, ja Fluren und Zimmern der Siedlungen unterhalb der Kippe, infolge der Plötzlichkeit und Unvergleichbarkeit jener Katastrophe, der wortlosen Verzweiflung der vor Schreck gelähmten Bewohner, der stehenden Junisonne des heißen Mittags, der unheimlichen Stille des alsbald gesperrten Geländes, besonders eindrucksvoll wirkten. Jedenfalls bestätigte das Unglück die alte Erfahrung, daß Wasserkatastrophen noch unheimlicher als Feuersbrünste sein können.

Es wäre sehr ungerecht, über diesen Erinnerungen die Bedeutung des Werkes für die Volkswirtschaft und ebenso die mannigfache bewusste, vielfache und zunehmend glückliche Pflege auch der nichtwirtschaftlichen Werte zu vergessen, deren Wahrung und sorgsame Weiterentwicklung schon im Bilde der einzelnen Siedlungen jedem, der dafür Augen hat, in Erscheinung tritt. Die nasse, schmutzige und schwere einförmige Arbeit im Tagebau bei Wind und Wetter erhöht den Wert entsprechender Sorglichkeit, wie überhaupt menschlicher Teilnahme bei aller nötigen Festigkeit der leitenden Persönlichkeiten. Gerade der Mann aus dem Volk hat dafür ein feines Gefühl, wie die dankbaren Worte über den oder jenen seiner Vorgesetzten zeigten, nach dem der Wanderer unerkannt hier und da fragte. Es ist ein durchaus kennzeichnendes und zunehmend bodenständigeres Heimat- und Landschaftsbild, das in diesen Bauten in der Bildung begriffen ist.

Noch einmal aber verweilt der Heimatfreund eine Stunde auch in dem alten Böhlen. Es liegt heute recht abseits, um die Kirche herum, nördlich des

Weges nach Rötha und östlich der Straße nach Stöbna. Der Rittergutspark, der sich einst auch hier erstreckte, ist freilich im letzten Jahrzehnt mit einer langen Zeile von Beamtenwohnhäusern bebaut worden; ihren Blickpunkt stellt das Herrenhaus aus dem 16. Jahrhundert dar. Noch ist ein alter Rundturm an der Ostseite vorhanden, den leider ein höherer in wenig glücklichen Formen aus der Vorkriegszeit überragt. Das feine Mansardendach stammt aus dem 18. Jahrhundert. Gut erhalten im Stile der Feldsteinkirchen ist das Gotteshaus mit rechtwinkligem Schiff und Chor und dem Turm im Westen. Der Triumphbogen zwischen dem Schiff und dem Chorraum geht bis in die romanische Zeit zurück, dagegen sind die stattlichen Fenster erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts oder noch später eingefügt. Eine Platte an der Nordseite der Kirche deckte ein Kindergrab. Noch ist die Zahl 1661 und die Wendung zu lesen: „ . . . durch den rauchen Tod . . .“ Der alte Küster erzählt mancherlei von Dorf und Werk, von Gut und Kirche, von Lebenden und Toten. So von dem Tage, da er am Ostrande des Gottesackers eine Kastanie ausroden wollte und auf eine metertiefe Grube voller Menschenknochen stieß, die offenbar von Gefallenen aus der Völkerschlacht herührten. Er möchte gern noch die und jene Stätte und Platte zeigen; indes die fußhohe Schnee verhindert das, so wie die frische Winterluft Anmerkungen mit dem Füllfederhalter immer wieder dadurch erschwert, daß sie dem sonst allzeit bereiten Gehilfen nach kaum 1 bis 2 Minuten das blaue Blut in seinen Adern erstarren läßt.

Ein Blick noch auf die Reste des alten Parkes mit den entlaubten Linden, um die sich armstarker Efeu rankte, bis der ungewöhnlich schwere Winter 1928/29 auch ihn zum Absterben brachte.

Fünf Minuten später bestätigt noch einmal den Kohlenreichtum des sächsischen Landes die Temperatur des Abteils im Vorortszuge, und schon weitere 20 Minuten danach nimmt diesen die Halle des alten Bayrischen Bahnhofs wie sein trauliches Mutterhaus wieder auf.



Blick von der Pleißenbrücke bei Leipzig-Lößnig flussaufwärts
(Villen um 1890 von den Familien Limburger und Tauchnitz errichtet)



Schloß Dölig, Torgebäude mit Spuren aus der Völkerschlacht



Das Gotteshaus in Zehmen im stillen Pleißenwinkel

In der Pleißenau

(Rüben — Zehmen — Cröbern — Gaschwitz)

I.

Vergessenes Tal

Ich liebe sanftes Gleiten
Auf Wassern sonder Zeiten
Durch ein vergessnes Tal,
Und leise Worte tauschen,
Still ihrem Nachklang lauschen
Zu Zweit im kleinen Saal.
Ich liebe die zierliche Geste
Und leise schimmernde Feste,
In allem Dich zumal.

Immer wieder wird schon in den Schriften aus der Zeit um 1800 die Einsamkeit der Straße von Leipzig nach Böhlen und weiter nach Lucka hervorgehoben und bald danach, als die neue Hohe Straße nach Borna über Wachau die Bornaische am östlichen Pleißenrande über Lösnig, Dölitz und Rötha ersetzt hatte, auch deren immer stärker zurückgehende Benutzung. Noch heute steht das Leben nördlich des Braunkohlengebietes, also etwa der Linie von Espenhain über Rötha nach Böhlen zu, recht still. Die Einwohnerzahl der Dörfer hat sich, verglichen nicht nur mit der der Rand- wie der Vorstadtgemeinden, sondern auch vieler anderer des Leipziger Landes, verhältnismäßig wenig gehoben, obwohl in der Nachkriegszeit sich in Rötha und auch in Böhlen, gleichfalls im Gefolge der Abschließung Deutschlands vom Weltmarkte durch Blockade und Inflationseffekten, die Rauchwarenzurichterei zeitweise zu großer Bedeutung entwickelt hatte. Übrigens erforderte diese vielfach keine ragenden Kunstbauten und Schornsteine, und außerdem blieben ihre Werkstätten im wesentlichen auf die beiden Orte beschränkt. So ist der etwas feuchte Winkel zwischen den beiden Straßen längs der Pleißenau auch heute noch hier ursprünglich genug.

Es ist nicht verwunderlich, daß diese sanfte, liebliche, heute fast vergessene Landschaft das Ideal des Zeitalters der Empfindsamkeit und eines kultivierten, geistig und künstlerisch verfeinerten Leipziger Patriziats war. Wie die Lage z. B. von Rüben als „sehr angenehm in holz- und wiesenreichen Auen, die mit den schönsten Eichen und Buchen prangen“, bezeichnet wird, und wie es ebenso vom Nachbardorfe Zehmen heißt, „daß es in und an einer äußerst angenehmen Aue liege“, so ist die feinsinnige Linienführung der Landschaft, die in jahrhundertlangem entsprechenden Besitz da und dort unmerklich leise noch weiter

geformt worden ist, in gewissem Sinne für das Leipziger Land, ja für die Leipziger Denkungsart kennzeichnend. Es gibt keine verschwenderischen Terrassen, keine glanzvollen Prospekte. Aber es ist eine glückliche und gehobene Stimmung, die durch vorsichtig bedachte Steigerungen der Natur, etwa dadurch hervorgerufen oder vertieft worden ist, daß die Waldränder der ausgedehnten Wiesen mit einer niedrigeren und eigenartig schön selbst jetzt im Winter wirkenden Zeile von Apfelbäumen umsäumt worden sind. Sie leiten, immer der Linienführung der Waldränder folgend, mit ihrer geringeren Höhe, ihren weißgestrichenen Stämmen, ihrer sperrigen Krone und ihrem braunroten Gezweig sanft vom Wald zur Wiese



Leipzig-Dölitz, Bornaische Straße 146

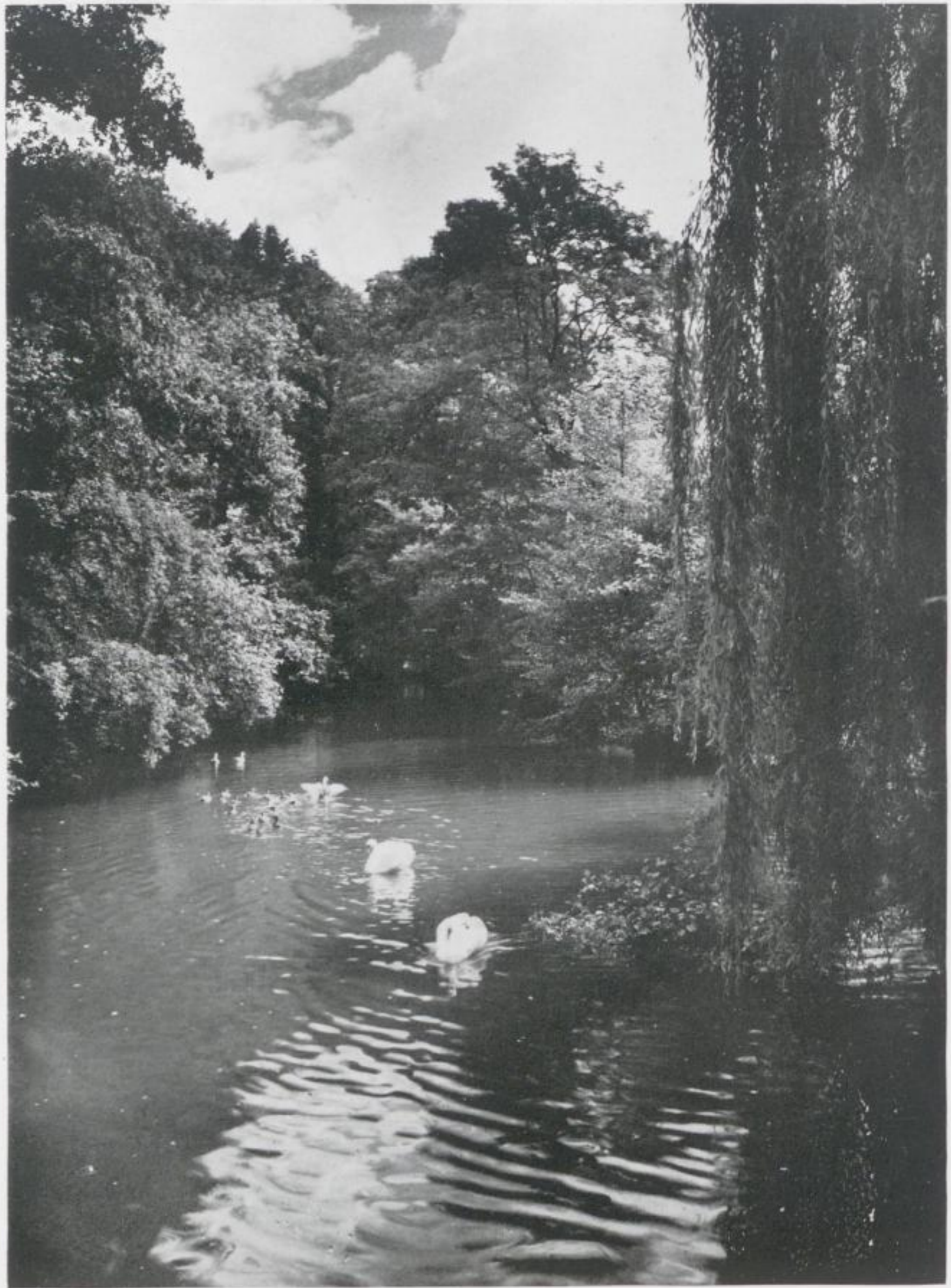
Das einstige Sommerhaus des Akademieprofessors Oeser, des Lehrers Goethes, der hier verschiedentlich weilte (Umgestaltung um 1884)

über. Auch die Umrahmung des Weges von Stöbna nach Rügen mit dicht gepflanzten pyramidenförmigen Eichen bringt einen seltsamen und festlichen Akzent in die Landschaft, der sich dabei doch nicht fremdartig, wie anderswo manche von großer Auslandsreise mitgebrachte Spielerei eines mächtigen Herren, in der Heimatlandschaft ausnimmt.

Es war eben durchaus nicht Großmannsucht, aber auch nicht nur kühle kaufmännische Berechnung, was im Zeitalter Rousseaus zum Erwerbe dieser Rittergüter vor allem durch die Richter (Johann Christian Richter, Peter Richter) führte. Der Franzose Jules Suret führt ein deutsch kaum voll wieder-



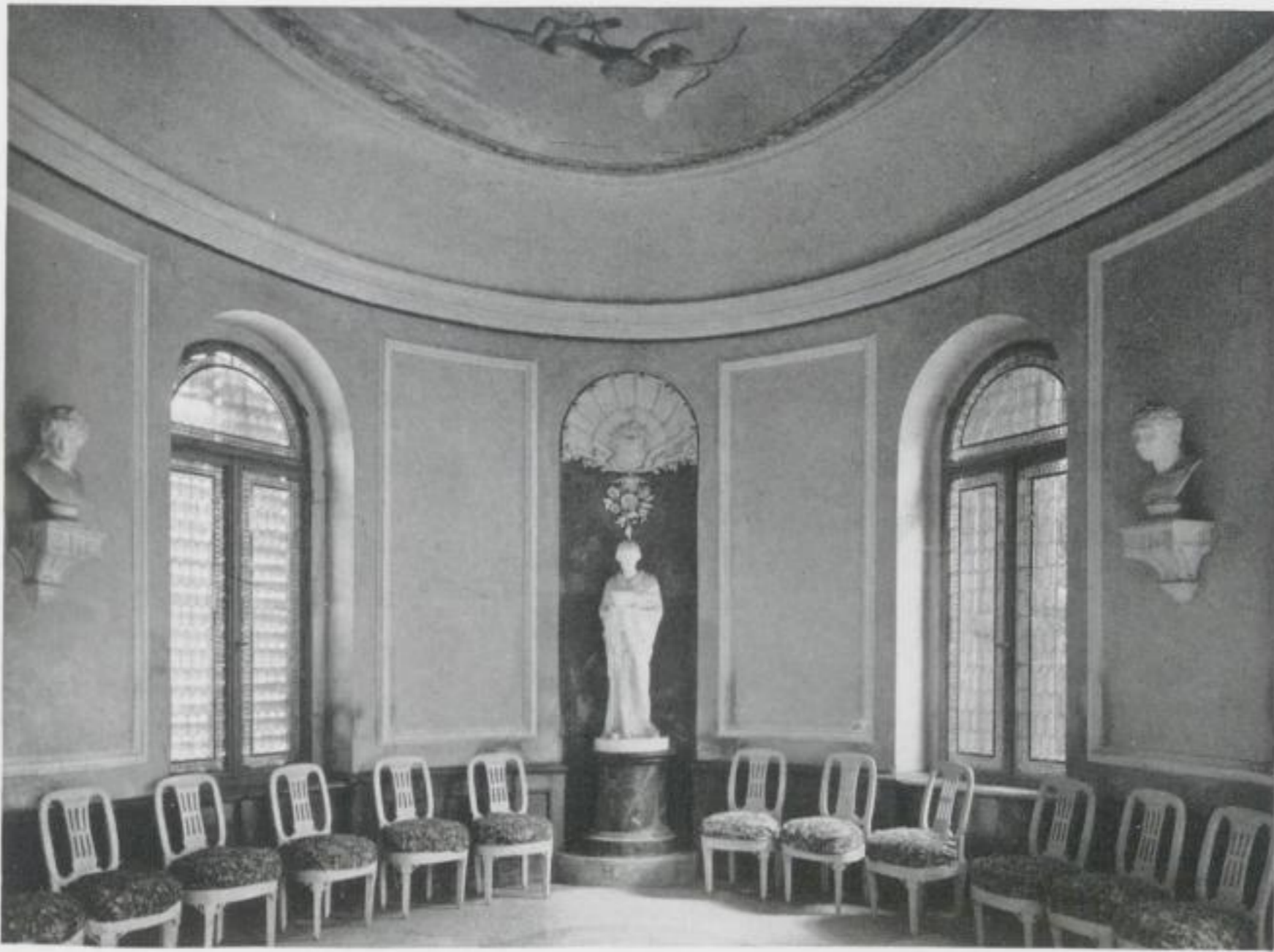
Parf des Rittergutes Rüben bei Leipzig



Pleißenarm im Rittergutspark in Zehmen bei Leipzig

zugebendes Urteil über den Unterschied der Kultur der beiden größten Städte Sachsens an:

„La caractéristique de cette âme est le changement continuel, la hâte, la précipitation, le manque de cette tranquillité qui est un des éléments de la distinction, l'absence de cette modération dans le mouvement et la cadence de la vie qui donne leur cachet spécial aux civilisations aristocratiques. Ici, aucun passé ne peut se maintenir longtemps vivant.“
Er selbst aber urteilt vorurteilsloser und aus größerer Überschau: „Leipzig, ville des contrastes: Grossièreté matérialiste, élans idéalistes.“



Gartensalon im Park des Rittergutes Rüben

Heute ist diese Landschaft, die in jener Zeit und noch in der Schwinds so beliebt, fast gefeiert war — Schwind selbst malte 2 Meilen flussaufwärts in Rüdigsdorf bei Köhren einen schönen Gartensaal auf einem dieser Rittergüter aus —, ein wenig in Vergessenheit geraten. Auch damals war sie nicht Stätte lauten Festtrubels, wohl aber geselliger Kultur. Das bezeugen die mannigfach in den Parks erhaltenen Pavillons mit Statuen von guten Meistern, in deren stillem intimen Raum sich manche zarte Novelle, vielleicht auch manche heimliche Tragödie, umhegt vom dichten Grün der Aue, abgespielt haben mag. Die nicht geschriebenen Romane sind die schönsten. Die zärtlichen Gartenhäuschen aber, die stimmungsvollen Lindenalleen, Boskettts und Prospekte sind die unirdischen

Schöpfungen, Spuren und Reste zugleich einer Kultur, deren Harmonien etwa in den zierlichen Liedern von Johann Sigismund Scholze, genannt Sperontes (1705—1750), und sogar in fast gleichzeitigen Versen des jungen Goethe mit den Melodien seines Freundes Breitkopf in dem berühmten Leipziger Liederbuch widerklingen:

Geduld, mein Herz, und zage nicht!
Mit Schwermut wird nichts ausgericht't,
Ein Weiser muß sich selbst besiegen,
Und nie dem Schicksal unterliegen,
Das sein Bestreben unterbricht.

Geduld, mein Herz, und sei vergnügt!
Der Himmel wacht, die Tugend siegt.
So wird ein ruhiges Gewissen,
Von Kummer frei, der Not entrissen,
In sanften Schlummer eingewiegt.

(Aus Sperontes: Singende Muse an der Pleiße)

2.

Zeitlose Häuser

Länger als die meisten Lieder des Komponisten klingen für den Verstehenden die Harmonien der Architektur nach. Es gibt ein Wort S. Schlegels: „Architektur ist gefrorene Musik“, und es hat eine noch burschikosere Fortsetzung: „Wehe, wenn sie auftaut!“ Und doch liegt darin der uneingestandene, ehrfurchtsvolle Respekt vor den Dauerwerten, die dem Baukünstler, ewiger als fast jedem anderen Meister, zu schaffen beschieden. So weisen auch Rüben und Zehmen im einzelnen manche Augenweide für den Freund feiner heimatlicher alter Baukunst auf.

Beide Orte haben überhaupt viel Verwandtes: Ihre Lage an der Aue; die geringe Veränderung, die die Jahrhunderte hier hervorriefen, man denke auch an die Bedeutung, die der alte Straßengasthof oder die stattliche Mühle hier schon seit Jahrhunderten besitzt. Dann die feinen unverdorbenen Kirchen, in Rüben aus der Zeit der Aufklärung, in Zehmen aus den Jahrzehnten vor der Reformation, dort vor allem der zierliche Turm und die gute Durchbildung der Fassaden, hier das sicher gezeichnete Maßwerk der spätgotischen Fenster bemerkenswert. In erster Linie aber sind es doch die beiden Herrenhäuser der Gutsherrschaften, die gleichwie die Nebengebäude der Parks so zierlich wie kostbare Kokokomöbel dastehen.

In Rüben ist es ein Haus, das seitlich je zwei und im Mittelbau drei Fenster aufweist, in Zehmen das noch etwas größere, aber dreimal drei, also insgesamt neun Fenster in der Vorder- und Rückfront und fünf an den Seitenfronten aufweisende Herrenhaus. In Rüben ist dafür vor allem die geschickte Eingliederung in Gelände und Gutshof hervorzuheben und die organische Verbindung mit dem sechsfenstrigen ovalen Saale eines gleichzeitigen sehr feinen Gartenhauses durch eine kurze dichte Lindenallee in französischem Geschmack und ebenso das Halbrund vor dem Gutshause, gebildet aus acht Linden, die in



Das Herrenhaus in Rüben, südlich von Leipzig



Das Herrenhaus in Sebnitz bei Leipzig



Gartenhaus im Rittergutspark in Zehmen bei Leipzig

einer leichten architektonischen Umrahmung zusammengefaßt werden. In Zehmen erfreuen dann wieder vor allem die sicher hingeworfenen, kräftigen und doch überaus bewegten Stuckornamente in den beschwingten Kokokoformen über Türen wie Fenstern und vor allem auch im Giebelfelde. Es ist nicht der einfache Landsitz schlechthin, auch nicht der des durchschnittlichen Landjunkers, aber erst recht nicht die aufwendige, sich spreizende Besizung eines Kriegsgewinners: Das ist das naturnaher Tuskulum wahrhaft gebildeter ausgeglichener Persönlichkeiten, das sich in dieser beschwingten, gelockerten und doch beherrschten Baukunst noch heute verrät. Es ist fast kein Zufall — was ist überhaupt im tiefsten Grunde noch



Weißes Damwild im Rittergutspark von Zehmen bei Leipzig

Zufall? —, daß das Gartenhaus des schönen Parkes von Zehmen mit seinen Nischen in ionischer Pilasterarchitektur aus der Zeit um 1800 die Widmung trägt: „A l'Activité“: Muße mit Würde, rechtes Gleichmaß saurer Wochen, froher Feste, wieviel vermag ein einziges Bauwerk, auch ein kleinstes, widerzuspiegeln. Mit Recht hebt daher schon die Beschreibung aus der Goethezeit bei Rüben „das treffliche Herrenhaus mit geschmackvollem Garten“ und von Zehmen „das geschmackvolle Wohnhaus“ hervor und setzt hinzu: „Sinter demselben ist nicht nur ein hübscher Garten, sondern es sind auch Gänge, Alleen und allerlei angenehme Anlagen im Busche und auf den Auewiesen zu treffen.“

Sollen neben all diese zarten Reize und Andeutungen die harten archi- valischen Feststellungen des Kunstinventariums und der Geschichtschroniken ge- stellt werden? Wäre es nicht so, als würde die Schilderung der Auenwiesen um die Aufzählung der Namen der einzelnen Gräser und Blumen verlängert? Seit einer Reihe von Jahrzehnten befinden sich die beiden benachbarten schönen Güter in den Händen führender Leipziger Buchhändler, Rügen gehört dem Brand- stetter — ein Brandstetter war Schwiegersohn des Amtsrats Johann Chr. Degener, der das dicht umwachsene geschmackvolle Mausoleum in der den Künsten wenig holden Zeit um 1848 errichtete —, Zehmen ist im Besitz der Volkmar.

Indes sei über der Rückschau nicht der Umblick auf den Wanderwegen ver- gessen. Nur einige Stichworte, Anmerkungen von einsamer und doch reicher Fahrt: Da ist der in seinen Überschneidungen und wohlabgewogenen Maß- verhältnissen ganz ungewöhnlich feine Rückblick auf das Herrenhaus und den Pavillon von Rügen ein Stück dorfwärts von der Mühle her gesehen. Ein Tor- bogen mit Urnen darauf, Eingang eines Bauerngutes, leitet, sei es absichtlich oder unabsichtlich, aufs glücklichste zu den einfachen Straßenhäusern über. Da ist die innige Verbindung der schlichten und doch vornehmen Kirche mit dem Baum- und Buschwerk ihrer Umgebung und des weiten Gottesackers. Sie legt manche Gedanken darüber nahe, was alles etwa auch in dem Unterschiede zwischen der bevorzugten, ja einseitigen Betonung des Senkrechten einerseits oder des Waage- rechten andererseits in der Baukunst verschiedener Zeiten sich unbewußt ausprägt; man denke an das Streben der Gotik oder das eines derartigen heiteren und doch sehnsüchtigen Baus im Gegensatz zu den langgestreckten, oft nüchternen Sachlich- keiten, wie sie eine so ganz andere und nicht reichere Gegenwart selbst für die Kultbauten einführen möchte, in denen doch allein in den einfachen Verhält- nissen des platten Landes Phantasie und Gefühl äußeren dauernden künstlerischen Ausdruck finden kann. Wie behäbig liegt der „Alte Wachtmeister“, der einst so besuchte Straßengasthof, an der stillen alten Bornaischen Straße. Wieviel be- sagen abseitige Lage und die erstaunliche Kleinheit des Gemeindehauses auch über nüchternen, ja harten Bauernsinn. Wieviel auch spiegelt sich wider in der Dürftig- keit der Fachwerkhäuschen des noch abseitigeren Dorfes Zehmen, hinter deren winzigen Scheiben doch, anders als jetzt meist in der Stadt, zahlreiche Kinder sitzen, die auf den einsamen Wanderer mit Verwunderung und mit an den Scheiben plattgedrückten Näschen starren.

Dreifacher Frieden herrscht ringsum: Der des Dorfes, der des Winters und der des Sonntags, und der wackere Gendarm, der schon eine Stunde vorher in Stöhna eilenden Schrittes vorüberstapfte, wird nicht allzuschwere Verbrechen aufzudecken gehabt haben. In alten Zeiten hätte er es gerade in Zehmen noch leichter gehabt: noch heute hängt in Salzhöhe an der uralten Dorflinde vor der Kirche, dem Eingange gegenüber, das Prangereisen, darein geschlossen Schand- mäuler und andere Übeltäter stehen mußten. Manches vom Ort und seiner Um- gebung weiß der kundige Mann, aber auch ein aufgeweckter Schuljunge in Rügen als Weggenosse bis hinüber ins Nachbardorf. Je seltener uns Gefährten be- gegnen, desto eher fliegt ein Gruß herüber und hinüber, der eine Brücke zu einigen

Fragen und Antworten und zu einer kleinen Gemeinschaft bildet: wie tiefer Sinn liegt in der Verwandtschaft der Worte Gefahr, Fahrten, Fährten, Gefährten.

Wie lieblich muß das Dörfchen zu sommerlicher Zeit sich in das Grün der Aue schmiegen, wie heiter muß das Rauschen des Flusses dann klingen, den jetzt der Frost noch halb in Bann schlägt. Und doch, welches Bild des Friedens auch jetzt etwa über dem in halbem Mittagslichte daliegenden Rittergutshof mit den unter schwerer Schneelast sich duckenden, fein gewalnten Scheunen- und Stalldächern, den vor ihrer Hütte schläfrig blinzelnden Hofhunden und den unzähligen Tauben auf dem Dache des Herrenhauses selbst, alles eingebettet und übergehend in parkmäßig gestaltete reiche Auenlandschaft.

3.

Und Weite rings

Die kleine Stunde nordwärts nach Cröbern ist der stillste Teil der Wanderung. Trotzdem die Sonne nicht geruht, der Winterlandschaft Lichter aufzusetzen, ist es in der weiten beschneiten Seldeinsamkeit doch gar nicht trübe. Noch mehr fängt nun, nach dem Verlassen der baum- und buschreichen schönen Aue, — von der freilich hier manch großes lieblichstes Stück „Privatnatur“ ist —, das große beruhigende Schweigen des Winters und seiner Wunder die Seele ein:

Tränen des Himmels: Der Regen fiel
Tödlich wie Schwermut fällt
Auf das geliebte zerbrochene Spiel,
Auf die verwesende Welt.

Herbst schon rollte sie schwelgend hinab,
Purpurner Untergang, sanft nun wiegt sie zu Grab
Eigener Wehmut Gesang.

Da: im silbernen Blicke der Fröste,
Sieh, Erstarrung fällt,
Selige Form, es tanzt in Kristall wie Erlöste,
Tanzt die gerettete Welt.

(Marie Luise Weißmann)

Es ist wohl ein Zeichen der Jugendlichkeit des Zeitalters, diese Vorliebe für den Winter. Und in der Tat, trotz stundenweiten Wanderns durch den tiefen Schnee ohne alle Last, die im Dorfwirtshause so leicht Ernüchterung bedeutet, wird Fuß und Herz im Weiterschreiten immer leichter.

Auf der Höhe der Straße, dort wo der Weg von Magdeborn, der alten Wallfahrtskirche, nach Probstdeuben und weiter nach Zwenkau den von Zehmen nach Cröbern kreuzt, mahnt zum ersten Male auf der heutigen Wanderung ein Denkstein an das vielfältige kriegerische Geschehen im Leipziger Lande. Eine Position der Österreicher war es, die hier am 16. Oktober 1813 unter General Bianchi in



Lebensbäume auf dem Friedhofe in Tröbern bei Leipzig

Reserve standen. Sie waren halt immer ein wenig Lebenskünstler, denn zweifellos vereinte der Platz auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten, gelehnt an die vor 100 Jahren und zumal im Oktober doppelt wasserreiche Pleißenau, mit den strategischen und landschaftlichen Vorzügen des weiten Umblicks hinüber bis Guldengossa und weiter, auch manche anderen Vorteile, die man versteht, wenn man des Chronisten Worte liest, wie wenig in der Leipziger Schlacht Zehmen gelitten habe. Es war wohl zugleich eine Etappenstellung zwischen den Brennpunkten der Front am linken Flügel bei Cröbern und Dölitz und dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg auf dem Schlosse Kötha.



Friedhof in Cröbern bei Leipzig

Grabmal des ehrengerechten und ehrenhaften Weyl. Herrn Johann Gottfried Gaertner, Junggeselle, Gastwirth, Nachbar und Pferdner allhier (1760—1788) und seiner Angehörigen

Still wie das ganze Land ringsum ruht auch im freien Felde an der Straße nach Cröbern der schon 1604 dorthin verlegte einsame Friedhof des Dorfes Zehmen. Manche Kultstätte mag sich in alten Zeiten an diesen einsamen und doch nicht siedlungsarmen Flußläufen der Pleiße und Gösel befunden haben. Die fleißige Sammlung der „Sagen aus der Leipziger Pflege“, die Julius Bernhard im Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. 1908/09, veröffentlicht hat, enthält besonders zahlreiche Überlieferungen aus diesem Gebiete. Es ist kein Wunder, wenn die unwegsame, oftmals überschwemmte nebelreiche

Auenwildnis die Phantasie ihrer Anwohner stets besonders angeregt hat. Selbst Goethes Erlkönig ist ja durch unmittelbare Wirkung der Abendstimmung auf einer der Auen an der Saale entstanden.

Ein auch jetzt noch und nicht nur im dichten Schnee auf den immergrünen Zweigen seiner zahllosen Lebensbäume sehr stimmungsvoller Fleck am Pleißenauenufer ist dann der Kirchhügel von Cröbern, dessen stattliches Gotteshaus schon längst winkte. In heutiger Gestalt stammt es aus den Jahren 1750—1755, als die Grafen Hohenthal gerade in dieser Gegend zahlreiche Rittergüter besaßen, während sie jetzt ihren Besitz mehr im weiteren Umkreise von Leipzig haben. Im Gegensatz zu vielen Gotteshäusern auch wohlhabender Gemeinden, die in arg verschliffenem Gewande dastehen und selbst in ihrer Größe heute von den Gutshäusern vielfach in den Schatten gestellt werden, ist die Cröbener Kirche nach wie vor nicht nur das stattlichste, sondern zugleich eines der im besten Zustande befindlichen Gebäude.

Es soll nicht von den mancherlei alten Grabmälern des Ortes gesprochen werden, auch nicht von den Glocken, deren eine ein Alter von etwa 600 Jahren besitzt. Nur das Denkmal des 10. Schlesiſchen Landwehrregimentes sei nicht vergessen. Es meldet, daß mit dem Bataillonschef von Fritsch, Major von Lessel, Leutnant von Buchholz und mit Regimentskommandeur von Lessel, Hauptmann Graf von Turinski, Premierleutnant von Lüttwig, Leutnant von Thiem hier 554 Mann von diesem einen Regiment im Oktober 1813 ihren Tod fanden.

In einer buschigen Ecke des Friedhofes ruht auch Dr. jur. Philipp Kurt Siedler (5. August 1840 bis 15. November 1919), der feinsinnige Gutsherr aus dem benachbarten Crostewitz. Eine Schilderung von ihm, dem Hauptträger der ländlichen Leipziger Gesellschaftskultur in diesem Teile des Leipziger Landes um die letzte Jahrhundertwende, hat Helene von Nostitz in ihrem im Inselverlage erschienenen feingeschliffenen Werke „Aus dem alten Europa“ gegeben, jenem Buche, das auch in anderer Hinsicht mannigfach Bestes von der Kultur der letzten zwei Vorkriegsjahrzehnte, etwas wehmütig stimmend, wie in einem klaren und reichen Spiegel zusammenfaßt. Einige Zeilen mögen hier folgen und statt eigener Worte davon künden:

„Um ihn — um Philipp Siedler auf Crostewitz — webte die Luft dieser alten Leipziger Kultur, die in dem Familienlandhaus der Siedler eine Zuflucht für Hans von Marées gebildet hatte. Noch immer hängt im Halbschatten eines der großen Wohnzimmer die Skizze eines Hundes von ihm, in der die Unrast dieses Feuergeistes durchschimmert. Philipp Siedler versuchte weiter in Crostewitz das Leben zu formen und zu veredeln. Eines Tages führte er mich ganz begeistert auf die Bühne eines kleinen Naturtheaters im Park, und dort mußte ich ihm die Iphigenie deklamieren. . . . In diesem alten Manne webte wirklich ein europäischer Geist.“

Heute ist Dr. Siedlers lebensgroßes und lebensvolles Bildnis von Marées Sand, das einen versonnenen, feinnervigen milden Herrn vor der angedeuteten

Auenlandschaft wohl von Crostewitz darstellt, eine der Zierden der Dresdner Galerie.

Nochmals quer, nun ostwestlich, durch die Pleißenau und es ist in einer kurzen Spanne Gaschwitz mit seinem schönen Rittergutspark erreicht, vor den sich ein Golfplatz lagert. An der Straße von Leipzig südwärts steht noch der alte Gasthof, dem um 1740 der Magister Schwarze, der Pfarrer von Großzschocher, in seinen Schilderungen von Dörfern aus der Leipziger Ephorie kein besonders gutes Zeugnis ausstellte, im Gewande des 18. Jahrhunderts. Ihm gegenüber liegt der Bahnhof.

In großem Bogen durch die östlichen Vororte zwischen Stötteritz und Schönfeld führt der Zug bald zum Hauptbahnhof zurück. Eben noch Wanderung im hellen Licht, fehlte auch die Sonne. Als aber der Zug in die Halle einfährt, sind darin schon die Lampen angezündet, und die Uhren erleuchtet, und doch zeigen sie wenig über die zweite Mittagsstunde. Ach, wie viel lichte Heiterkeit und stille Entspannung zeigen Großstadtuhren überhaupt niemals auf?



Friedhof von Markfleeburg (Nachbardorf von Tröbern)
Begräbniskapelle der Familien v. Crostewitz und v. Winkler

Wanderer zwischen Staub und Sternen

(Rackwitz — Podelwitz — Schladitz — Breitenfeld — Lindenthal)

I.

Heimatland

„Nur auf den Wegen, auf denen man in der Jugend gewandert, kann man im Mannesalter aus dem Chaos der Eindrücke das Hauptsächliche vom Nebensächlichen trennen, das Wichtige vom Unwichtigen und die künstlerische Linie eines jeden in der Fremde erlebten Eindruckes finden. Die Heimat in ihrer ersten und von den besten jugendlichen Vorsätzen durchwärmten Sonnenluft verbrennt die unnützen Stoffe, deren Wichtigkeit und Unwichtigkeit man in der Fremde nur schwer unterscheiden kann.“ Dauthendey, der Malerpoet und feinsinnige Künstler aus der Zeit vor der Weltenwende, ist es, der diese Worte als Summe hundertfältiger Wandererlebnisse durch alle Teile der Welt hin niedergeschrieben. Und er ist es auch, der an der gleichen Stelle davon spricht, wie seine früh verstorbene Mutter ihm „die Heimateerde, die Muttererde, als ihre Stellvertreterin hinterlassen“ habe: „Dort in der Ferne bei den Hecken, dort bei Steinbruch und Hügeln, am Kleeacker und am Kornfeld, wo ich als mutterloses Kind gewandert war, fehlte mir meine verstorbene Mutter nie.“

Alle die Künstler des Wanderns — aus der heutigen und der jüngst vergangenen Zeit seien nur Malerdichter, wie etwa Hermann Sesse und Allmers oder aber Fontane und Kiehl, die scharfen Beobachter mit dem warmen Herzen genannt —, haben immer wieder den besonderen Wert jedes Wanderns über geliebte heimatliche Erde, und sei sie noch so farg, hervorgehoben. „Wer in der Mark reisen will, der muß zunächst Liebe zu Land und Leuten mitbringen, mindestens keine Voreingenommenheit. Er muß den guten Willen haben, das Gute gut zu finden. Der Reisende in der Mark muß sich ferner mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftsinn ausgerüstet fühlen; es gibt gröbliche Augen, die gleich einen Gletscher oder Meeressturm verlangen, um befriedigt zu sein. Diese mögen zu Hause bleiben. Es ist mit der märkischen Natur, wie mit manchen Frauen, „auch die Säßlichste“, sagt das Sprichwort, „hat immer noch sieben Schönheiten,“ mit diesen Worten führt der Wanderer durch die Mark Brandenburg in sein berühmtes Werk ein, und er fügt hinzu: „Wenn Du reisen willst, mußt Du die Geschichte dieses Landes kennen und lieben. Dies ist ganz unerlässlich.“

Und noch ein drittes Zeugnis: Frau Aja, Goethes Mutter, schrieb ihrem Sohne nach Rom, indem sie ihm Glück wünschte, daß er das Land seiner Sehnsucht nun schauen könne, wieviel gerade er davon Gewinn haben werde. „Ewig“,

so fährt sie fort, „werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben: Wenn Dein Wolfgang nach Mainz reisset, bringet er mehr Kenntnüsse mit, als andere, die von Paris und London zurück kommen.“

Warum diese gewichtige literarische Küstung? Aus mancherlei Gründen: Hier im Norden der Stadt ist es, wo sich das Leipziger Land in seiner Besonderheit und in seinen gewiß zurückhaltenden, aber doch ganz persönlichen Schönheiten dem Heimatfreunde recht eigentlich erschließt. Hier sind seine spröden Reize auch heute noch wie damals jedem, der offenen Auges wandern will und kann, fast ganz unverfehrt zugänglich, unbekannt freilich den meisten in der Großstadt. Ein Beweis dafür, nüchtern, aber sinnfällig, ist es, daß es noch heute für die ganze nördliche Hälfte des Leipziger Landes zwischen den Bahnlinien Leipzig—Halle und Leipzig—Eilenburg nur nach den beiden Landstädten Schkeuditz und Taucha Sonntagsfahrkarten gibt! Freilich die gelegentlich herbe, sozusagen ephemerhafte Schönheit dieses weiten einsamen Leipziger Landes will umworben und will erobert sein, nicht im Sturme, sondern mit Sehnsucht und mit Andacht:

Nur was an Reinheit, Innigkeit und Kraft
Wir selbst in unsre Liebe legen,
Das wird uns werden zauberhaft
Zur Wanderkraft, zum Lebensfegen.

Was hier von der Liebe gesagt ist, gilt ebenso vom Werben um die Seele einer Landschaft.

Hier war es auch, wo zuerst in Erinnerung an die blutvollen Schilderungen Fontanes einst der Gedanke aufstieg, zu versuchen, die Seele des Leipziger Landes in einem kleinen Wanderbuche ähnlicher Art einzufangen. Dreimal neun Jahre ist es her, ehe der Gedanke Gestalt annehmen konnte. Der junge Schüler wußte damals nicht, daß solches Wandern „Erfahren“ heißt und mehr Erfahrung erheischt als mancher gelehrte Beruf. Der alte weise Horaz fordert vom lyrischen Dichter und seinem Werk: *prematur nonum in annum*, ein Durchdenken, Erfühlen und Feilen durch neun Jahre. Ein echtes Wanderbuch — wie wenige gibt es deren — mag leicht dreifache Zeit zur Reife erfordern.

Ja, wieviel gehört zu solchem Erfahren und Erwandern! Das Schreiten in dem hohen Lichte des Vorkriegs-Sommernachmittags in frohem Kreise: Noch klingt das Lied wieder, das damals über den reichen Ährenfeldern verklang:

„Feste, die nur sparsam kränzen
Grauer Alltag lange Reih',
Sind die schlechtesten Feiern nicht,
Mienen froh drum!
Augen licht!
Arbeit uns eint!
Jugend uns scheint!“

Ebenso gehört dazu die Erinnerung an jene seltsam von Ahnungen überschattete vorfrühlingshafte Wanderung wenige Monate vor dem Ausbruch des großen

Krieges, als im Grasgarten an der Straße Wandervögel — junge Studenten mit ihren Mädchen — diese Weise sangen:

„Ich tanz mit Die und Du mit mie,
Und übers Jahr, da frei i Die.“

Immer wieder kehrte der Reim zu der halb fröhlichen, halb wehen Weise der Zupfgeige und zum Tanz der jungen, naturnahen Menschen.

Noch im gleichen Jahre war es dann ein Spätherbstnachmittag, da begegnete eine andere Gruppe, wenige hundert Schritte weiter, in diesem einsamsten Teile des Leipziger Landes dem Wanderer: Ein Feldgrauer und seine junge Frau, und sie sangen die Lönnschen Zeilen:

„Gib mir Deine Hand,
Deine weiße Hand,
Denn wir müssen fahren
Gegen Engelland.“

Es war gerade in jenen Wochen, als vor Xpern mit Tausenden junger Kriegsfreiwilliger auch der Freund fiel, der der treueste Gefährte bei den Jugendfahrten durch das Leipziger Land gewesen war. —

Nirgends ist die weite Ebene dieses Leipziger Landes so einsam wie hier im Norden, kaum eine Stunde jenseits des Weichbildes der Großstadt, wo etwa schon das Dorf Lindenthal mit dem jetzt dazu gehörenden Rittergut Breitenfeld, unmittelbar noch an jene grenzend, eine Flur von nicht weniger als 1300 Hektar umfaßt, das Vielfache von dem Umfange durchschnittlicher sächsischer Dorffluren. Nirgends vielleicht im ganzen Leipziger Lande sind die großen Linien, die ihm sonst, wenigstens auf den ersten Blick, oft fehlen, so ungebrochen, nirgends die Farben, sei es am maigrünen Frühlingstage oder in altgoldener Erntezeit, so stark wie hier. Nirgends auch braust der Weststurm so ungehemmt meilenweit, feucht und gefangennehmend, fast als käme er unmittelbar vom Meere wie Tennysons „wind of the western sea“ über diese endlosen ebenen Breiten, die selbst so vieles von einer weiten, bald kaum, bald wild bewegten See an sich haben. Noch heute ist auch das Leipziger Land hier im Norden fast nicht stärker besiedelt als seit Jahrhunderten.

Es ist ähnlich wie mit der Stimmung der Heide und des Moores, die mit ihrer schüchternen zarten Lieblichkeit im Lenz und ihrer herben schweigenden Großartigkeit im Herbst und Winter jedem so viel zu geben vermag, der sie nicht nur aus oberflächlicher Neigung aussucht. Und in der Tat sind die letzten sandigen Waldstücke hier, der Tannenwald und der Birkenbusch von Breitenfeld, zugleich gewissermaßen die ersten Vorposten der weiten märkischen Waldungen, die sich im Grunde bis Bitterfeld und Düben und mannigfach über die Mulde hinweg südwärts erstrecken.

Nirgends auch im Leipziger Lande ist das Geschehen der Geschichte durch die ganze historische Zeit hindurch im Grunde leichter aus dem Antlitz der Erde und der Siedlung ablesbar als hier. Seltsam genug, daß gerade diese friedlichste Landschaft so oft von Kriegen umgepflügt, nein, nur durchtoßt wurde. Diese Spannung zwischen Krieg und Frieden gibt dem geschichtlich Denkenden beim Wandern über die scheinbar so reizlose, eintönige Ebene seltsame und

zahlreiche Impulse. Andere Spannungen kommen hinzu: Wie schon so oft in der Umgebung der Großstadt die vielfältige, wenn auch manchmal wehmütig stimmende Wechselwirkung zwischen Stadt und Land, weiter hier noch besonders der Unterschied zwischen sächsischem und preussischem Lande, richtiger vielleicht zwischen sächsischer und preussischer Verwaltung, der sich in manchem widerspiegelt, dazu der Reiz, den jedes Wandern auf den dafür Begabten ausübt, der Reiz der Übergangsformen und Gegensätze zwischen alter und neuer Zeit, am Märzentage für uns heute dazu noch besonders der Übergang vom Winter zum Frühling mit allen seinen feinsten Abstufungen und Gegensätzen.

2.

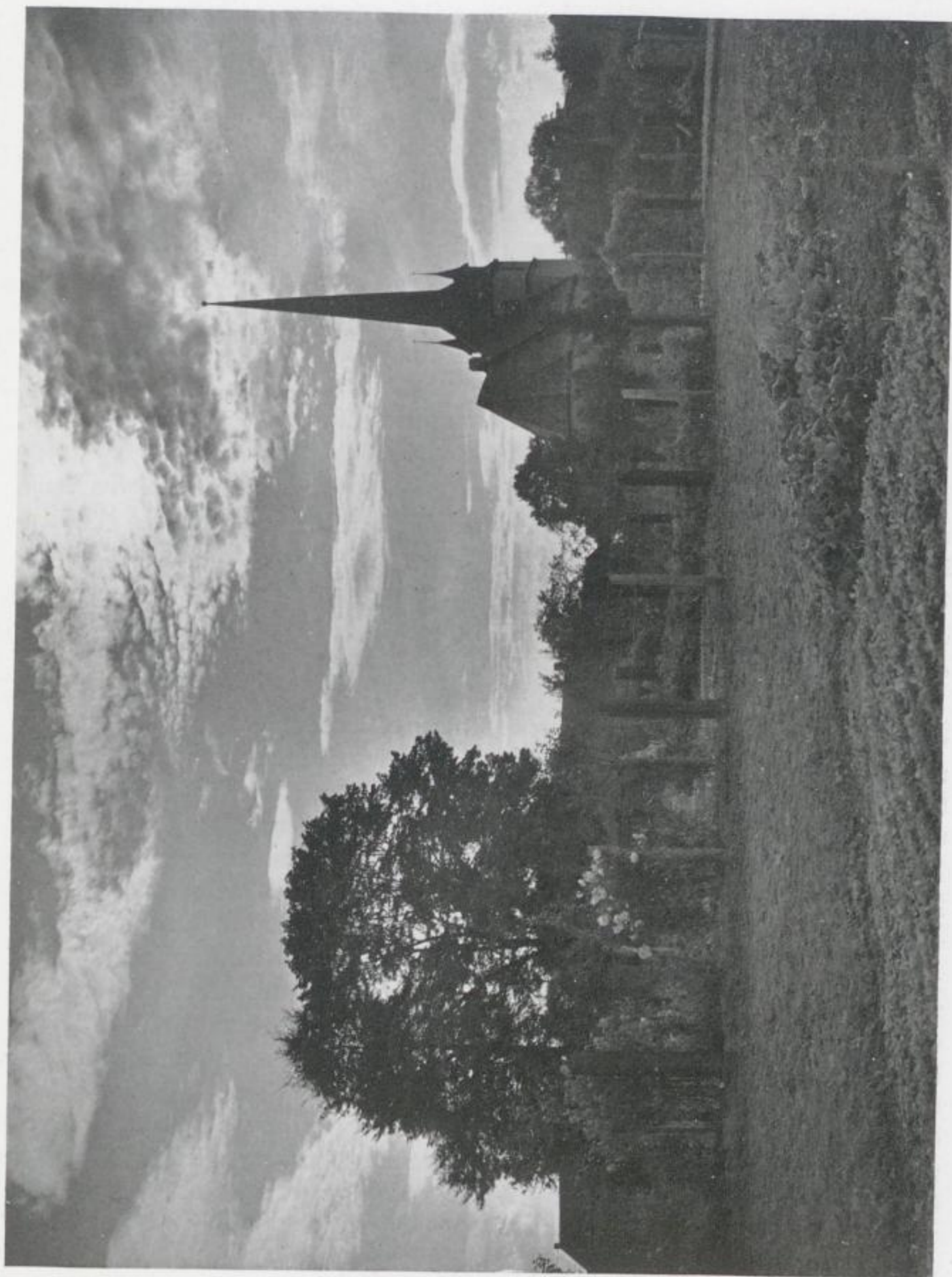
Symbole

Es ist wie ein Symbol, daß in dem friedlichen Pfarrhause von Podelwitz noch heute ein altes Trommelfell aufbewahrt wird mit der behelfsmäßigen Nachricht über den Heldentod eines „Jürgen von Lewalde, gewesener Kaptain Leitnant über einer Kompanij Schmolendsche Reutter, gebürtig in Liefland, geschossen am 7. September 1631“, angeblich des ersten in der Breitenfelder Schlacht des gleichen Jahres, an der Mühle in Podelwitz, auf schwedischer Seite gefallenen Offiziers, und ebenso, daß die Kirche von Lindenthal noch den reichverzierten Messinggriff eines Degens, eine treffliche Arbeit aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus der gleichen Schlacht ihr Eigen nennen kann. Symbol auch ist es, daß noch heute hier weithin die alten Feldsteinkirchen fast unverändert so im Lande stehen, wie sie einst in romanischer und in gotischer Zeit errichtet wurden. Cursdorf, Freiroda, Kadefeld, Hayna, die Buschnaukirche, hier mit altem Maßwerk in den kleinen Fenstern, dort mit Würfelskapitellen aus der Zeit der Kreuzzüge in den Schalluken, vereinzelt auch ein reicher geschmücktes romanisches Portal wie in Hayna und da und dort ein Tor mit phantasiereichem eisernen Ranken- und Figurenwerk beslagen, das bei der Wahrener Kirche ebenso wie bei der Podelwitzer bis ins 13. Jahrhundert, bei der Buschnaukirche und bei der von Wolteritz fast ebenso weit zurückreichte, nur leider in mißverständener Kunstpflege in den letzten Menschenaltern meist in Museen abgewandert ist, die doch für solches heimatliches Gut bisweilen bei allen ihren Verdiensten etwas auch Kunstfriedhöfe, nicht nur lebendige Quelle darstellen. Fast alle Türme jener alten Gotteshäuser haben in dieser Gegend auch noch ihr breites Satteldach. Nur wenige kamen in den seltenen reichen Friedenszeiten, die dem Herzland Europas beschieden waren, zu einem stattlicheren Turme, so Wolteritz und Podelwitz in den Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Kriege, so die Buschnaukirche in denen vor 1914. Im Grunde ist weithin fast nur die Lindenthaler Kirche, ein Werk des 18. Jahrhunderts in wohlabgewogenen Formen, im ganzen ein Bau aus jüngerer Zeit.

Symbolisch ist es auch, daß die Glocken, die von diesen Türmen die Botschaft des Friedens in dies stille Land tragen, gleichfalls aus ältester Zeit stammen, so die von Gerbisdorf aus der Zeit um 1325 und 1425, die von Hayna aus der um 1300 und 1350, aus der letzteren Zeit auch zwei der Glocken der einsamen Buschnaukirche, deren eine die Inschrift trägt: „Vox mea sit grata tibi virgo Maria



Romanisches Portal der Kirche von Hayna bei Breitenfeld



Dorffirche in Podelwig mit 62 Meter hohem Turm in Abendstimmung

beata" („Höre in Gnaden meine Stimme, gebenedeite Jungfrau Maria“), so auch die Glocken von Kadefeld, der ältesten dieser Kirchen, von 1400 und von 1462 mit der Legende: „Consolor viva, fleo mortua, pello nociva, anno MCCCCLXII“, also etwa: „Trost dem, was lebt, dem Toten eine Fähr, und gegen Übel eine gute Wehr.“ Was haben sie alles erlebt, was mögen sie für Abkündigungen und Feste mit eingeläutet haben bis zurück in jene Jahrhunderte, da der erste Sabsburger starb, da die Goldene Bulle Sachsen-Wittenberg zum Kurfürstentum erhob und wiederum Menschenalter später der erste Hohenzoller Markgraf von Brandenburg wurde. Sie läuteten schon die Messe ein Jahrhundert, ehe Kaiser Maximilian der anderen, der Leipziger Messe, ihr Privileg bestätigt hatte. Nur wenige Glocken in diesen alten Türmen stammen aus jüngerer Zeit, wie etwa jene Freirodaer von 1869 mit der Inschrift:

„Verkünd'ge uns den Bund der Taufe,
Ruf uns zu Kirch' und Unterricht,
Und töne, wenn bei unserm Laufe
Der Pilgerstab am Grabe bricht.“

Die Worte klingen trotz des deutschen Gewandes in ihrem Grundton kaum viel anders als jene lateinischen Inschriften aus der Zeit lange vor den Hussitenkriegen; wie ein Symbol auch dies: Das Leben wächst hier erdennde und naturhaft, organisch wie die entwurzelte Gegenwart so gern sagt; es rundet sich hier alles, wenn nicht zu heiterer Harmonie, so doch zu starker Klarheit und Einheit, anders als in den großen Städten mit ihrem Gewirr und ihrer Zerrissenheit.

Und nochmals scheint es wie ein seltsames Zeichen, daß auf dem Podelwitzer Flügelaltar vor allem die streitbaren Heiligen Georg und Michael im Vordergrund stehen. St. Michael kehrt auch auf einer, im Leipziger Lande sehr seltenen frühen Glasmalerei von Wert an einem südlichen Fenster der Podelwitzer Kirche wieder. Wie Symbole der blutgetränkten Leipziger Ebene stehen sie auf ewiger Wacht in ihrem stillen Schreine, eindrucksvoller fast als der haushohe St. Michael zu Füßen des Völkerschlachtdenkmals. Wie ein Gleichnis auch spricht zu dem Beschauer auf dem Schilde eines St. Moritz im Podelwitzer Altarschrein von 1520 der doppelköpfige Reichsadler, wie er kaum einmal in Leipzig und seiner ganzen Umgebung aus so früher Zeit noch erhalten ist. Er steht hier, gleichsam auf der Scheide Nord- und Süddeutschlands, zwischen der Zeit der Kaisermacht und der Herrschaft der Landesherren, zwischen der des Katholizismus und des Protestantismus; und ist es nicht nochmals seltsam genug, daß dies Zeichen oder doch diese Erinnerung alter Kaiserherrlichkeit sich gerade in der Kirche befindet, deren Kirchspiel noch heute ganz überwiegend aus preussischen Gemeinden besteht, während das Gotteshaus selbst und der Pfarrort sächsisch ist?

3.

Aus kriegerischen Zeiten

Groß ist die Zahl der wüsten Marken im Norden des Leipziger Landes und zumal in der Umgebung von Breitenfeld und Podelwitz. Südlich von Podelwitz und Schladitz liegt die wüste Mark Gertitz. Kömmlitz liegt an dem aus der wüsten

Mark Mülkau Kommenden Mülkgraben. An der Buschnaukirche erstreckt sich die Mark Ostrau, auch Ostermark genannt. Die Flur Lössen umfaßt u. a. in ihrem südwestlichen Teil die wüste Mark Scherpert und in ihrem nordöstlichen die „Vor der Seide“ genannte Mark.

Es ist eine vielverbreitete, aber im allgemeinen nicht zutreffende Ansicht, daß die wüsten Marken durch die Zerstörung der betreffenden Orte in Kriegzeiten, vor allem im Dreißigjährigen Kriege, entstanden seien. Die urkundlichen Nachweise gestatten es, festzustellen, daß der größte Teil von ihnen schon lange vor 1618 wüst war. Selbst der Hussitenkrieg ist nur ausnahmsweise Ursache zum Wüstwerden von Dorfschaften im Leipziger Lande gewesen. Es kann hier auf die gelehrten Abhandlungen zu der interessanten, aber schwierigen Frage freilich nicht eingegangen werden. Ihren entsprechenden Schlussfolgerungen aber ist zu folgen. Einen Fingerzeig für die Ursache jener Rückentwicklung gibt die Tatsache, daß vielfach die vom Wasser entfernter liegenden Siedlungen eingegangen sind. Es handelt sich also offensichtlich bei der Bedeutung, die damals einerseits noch der Fischreichtum und andererseits mangels künstlicher Bewässerung die natürliche Bodenfeuchtigkeit weit mehr als heute besaß, im allgemeinen um übersiedelte Gebiete, in denen sich die Einwanderer aus Thüringen, aus dem Westen Deutschlands und aus den Niederlanden — dies waren ja im wesentlichen die Besiedler des Leipziger Landes nach seiner Wiedereindeutschung etwa seit dem Jahre 1000 — nicht allenthalben wirtschaftlich halten konnten. Wahrscheinlich ist bereits die große deutsche Ostkolonisation jenseits der Oder und der Weichsel zum Teil durch solche Übervölkerung in den älteren deutschen Siedlungsgebieten mindestens ebenso weitgehend verursacht worden wie durch die religiösen und außenpolitischen Ziele der Zeit.

Freilich hat es gerade hier auch kriegerische Ereignisse genug in späteren Jahrhunderten gegeben. Die meisten der Dörfer ringsum könnten viel davon erzählen. Es ist immer wieder das alte Lied, das aus den meist spärlichen grauen und blutroten Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern oder auch auf dem Vorsatzblatt einer alten Bibel dem Leser entgegentritt: Plünderung oder doch gewaltames Requirieren bis zum Übermaß; blutiges Ringen und Flucht der Bewohner in waldige oder sumpfige Verstecke; Gewalttat vor allem, Brand und wieder Brand. Im Dreißigjährigen Kriege verliefen so zumal die Wochen, in die die beiden Schlachten bei Breitenfeld in den Jahren 1631 und 1642 fielen. Noch 1647 aber waren z. B. von dem großen Dorfe Lindenthal mehr als zwei Drittel der Güter wüst. Weniger unmittelbar berührte der Nordische und der Siebenjährige Krieg die Dörfer hier, obwohl das Land beide Male von den feindlichen Heeren lange Zeit besetzt gehalten wurde.

Schlimmer waren die Plünderungen und Gewalttaten in der Napoleonischen Zeit, und zwar schon in den Wochen nach der Schlacht bei Jena, dann wiederum in der Zeit vor der Völkerschlacht. Freund und Feind trieb es nicht allzu verschieden, nicht nur weil zu den Freunden 1813 so viele halbasiatische Völkerschaften gezählt werden mußten. Schon vor der Schlacht fanden in der weiten Ebene nördlich von Leipzig verschiedene Vorposten-

Kämpfe bis hinauf nach Landsberg statt, über die manche anschauliche und kennzeichnende Schilderung noch überliefert ist. Während des großen Völkerringens um Leipzig befand sich in Breitenfeld das Hauptquartier des Generals Bernadotte, des späteren schwedischen Königs, der bekanntlich mit seiner Nordarmee zum Ingrim Blüchers sich ständig vorsichtig zurückhielt, wohl mehr aus diplomatischen als aus anderen Erwägungen. Freilich wäre der Gastwirtssohn und frühere französische Offizier sonst vielleicht nicht der Begründer einer Königsdynastie geworden, die noch heute blüht und herrscht. Indes, so viele schwere Wunden der Krieg dem Heimatlande immer wieder schlug: die Gotteshäuser wurden im allgemeinen in jenen Zeiten selbst im Kriege geschont. Als Podelwitz bei der Schlacht der Pappenheimschen Reiter nach dem blutigen Tage vom 7. September 1631 vollständig in Flammen aufging, blieb doch der ein Menschenalter vorher erhöhte Kirchturm mit all seinem mächtigen, zundertrockenen Sparrenwerk völlig unversehrt.

Es ist reizvoll, einigen älteren Bemerkungen über die bedeutsame erste Breitenfelder Schlacht zu lauschen, wie sie Schumann in seinem „Staats-, Post- und Zeitungslexikon“ wiedergibt, das in der Folge mehrfach mit benutzt worden ist.

„Der Kurfürst Johann Georg I., obschon ein stiller Anhänger des Kaisers, mußte sich aus überwiegenden Ursachen dennoch in die Arme des Königs von Schweden werfen; er vereinigte daher die sächsische Armee mit der schwedischen bei der Stadt Düben am 4. September 1631; die Schlacht bei Breitenfeld erfolgte schon 3 Tage danach. Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt (auf dem linken Flügel). Der König selbst schien die schwedische Tapferkeit von der sächsischen sorgfältig absondern zu wollen, und das Glück hat sie auch nicht vermengt. (Die Sachsen wurden alsbald geschlagen, die Schlacht aber durch die schwedische Tapferkeit trotzdem gewonnen) . . . Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, Tilly und Gustav Adolf, beide bisher unüberwunden, sollten in einem lange vermiedenen Kampfe miteinander ihre letzte Probe bestehen. Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Pappenheim und der rächende Geist von Magdeburg (das er kurz vorher erobert und zerstört hatte), schienen gegen seinen eigenen Willen ihn mit sich fortzureißen.“

Trotz siebenmaligen Ansturms der starken Reiterei Pappenheims siegten, wie gesagt, die Schweden. Die Kaiserlichen ließen von etwa 36000 Mann wohl 7000 der Ihren auf dem Schlachtfeld, 5000 wurden teils gefangen, teils verwundet, ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager erobert, über 100 Fahnen und Standarten erbeutet. Von den 13000 Sachsen fielen 2000, von den 26000 Schweden dagegen nur etwa 700. Wie die zeitgenössische Literatur, vor allem auch ihre Flugblätter, beweisen, machte dieser Sieg auf die niedergedrückten Protestanten in ganz Europa einen ungeheuren Eindruck. Er erschloß dem schwedischen Herrscher mit einem Schlage Süddeutschland. Die zweite Breitenfelder Schlacht führte gleichfalls zu einem Siege der Schweden unter Torstensohn über den General Piccolomini, der das von den Schweden belagerte Leipzig entsetzen wollte. Die Folge der Schlacht war, daß die Schweden bis lange nach dem Friedensschluß Leipzig, dessen

Pleissenburg wenige Tage vorher ihrem Ansturm noch standgehalten hatte, in die Hand bekamen. Der Rückzug Piccolominis ohne Gepäck und Artillerie war fluchtähnlich und „der Lohn für nicht mehr als drei saure Stunden“.

4.

Wandern und Schauen

Rêver c'est le bonheur
Attendre c'est la vie.

(Victor Hugo)

Gewiß, Träumen ist Glück, aber Wachsein heißt leben. Und wer recht wandern will, muß sich auch ein wenig träumerisch in alte Zeiten versetzen; aber er muß erst recht mit offenen und aufmerksamen Augen um sich schauen und all den Überfluß eintrinken können, den solch glückhaftes Schreiten beschert. Grau und kalt überspannte der Vorfrühlingshimmel, noch ganz winterlich, die Stadt, als es schon stundenlang Tag geworden war. Schwere nasse Schneeschauer jagten einander. Hoffnungslos sah es für Wanderpläne aus. Und doch, plötzlich hellte es sich auf, und als der Zug $\frac{3}{4}$ 11 Uhr die Hauptbahnhofshalle verließ, da winkte der Himmel, durch die gelbe 160 m hohe Esse nahe seinem Ausgange im Rahmen des Wagenfensters wie ein riesiges Banner in den Stadtfarben blau-gelb gestreift, zu fröhlicher Fahrt. Freilich, der Wettergott wurde noch ab und zu rückfällig. Er wollte wohl ein wenig April vortäuschen. Im ganzen aber lachte strahlender Himmel und spiegelte sich helles Licht selbst in den blanken Wassern und Kinn-
salen auf den fetten Äckern.

In einer guten Viertelstunde führte der elektrisch angetriebene Zug über die Landesgrenze nach Räckwitz. Ganz junge zartgrüne Wintersaat mit weißen Schneeflocken mahnte noch einmal an die sächsische Heimat. Dann schwand vor dem höher steigenden Himmelslicht bald der letzte sichtbare Rest des Winters. Eben noch Nutznießer des Zeitalters der Technik und der Erfindungen, sind wir nun entbunden, entmechanisiert, und nur Wandern und Schauen ist das Ziel.

Schon kurz vor dem Verlassen des Zuges zeichnet sich linker Hand ein besonders liebliches Ebenenbild ab: Der ganz sanfte Höhenzug, auf dem die alten Dörfer Hayna, Kadefeld, Freiroda und auch noch Cursdorf in einer Linie gelegen sind, und der sich schließlich hinter Scheuditz nach der Elsteraue zu hinabsenkt. Ältere Schriftsteller hatten für solche Feinheiten ein besseres Auge. Wer von den Tausenden, die täglich hier auf der großen Schnellzugstrecke nach Berlin und Hamburg vorüberfahren, empfindet diese im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten immer neuen Schönheiten überhaupt noch? Damals aber, als die Zeit des Biedermeier noch Nuße für tiefere Werte übrig ließ, wurde die Lage z. B. von Kadefeld durchaus scharf und richtig mit den Worten: „in einer hohen Ebene gelegen“ bezeichnet.

Es ist in mancher Ausflugsschilderung aus dem Leipziger Lande gelegentlich angedeutet worden, wie unmittelbar jenseits der Grenze auch die Mundart bereits vielfach eine andere ist. So sagt man schon bei Räckwitz „Jüntheritz“ und „Jöb-schelwitz“ für die Nachbardörfer Güntheritz und Göbschelwitz. Das gleiche aber

gilt von der Bauweise. Die Verwendung des Ziegelrohbaus in norddeutscher Art ist diesseits der Grenze selbst in armen Gemeinden selten. Jenseits der Grenze ist sie fast die Regel. Auch der Bahnhof von Rackwitz wirkt so bereits ganz preussisch. Norddeutscher Baumwuchs, Birken und Akazien, verstärken diesen Eindruck. Bis vor wenig Jahren lag das Stationsgebäude ganz einsam, jetzt ist in seiner Nähe eine kleine Fabrik entstanden. Vor allem aber ragen längs der Strecke und ihrer Nebengleise seit dem Kriege die hohen Masten der elektrischen Oberleitung in Menge empor. Beim Brausen des kräftigen Frühlingsturmes wirken sie mit ihren singenden Drähten wie seltsam neuzeitliche klingende Säulen. Sie erinnern daran, daß wenig Stunden nordwärts in Bitterfeld einer der Hauptmittelpunkte der gesamten mitteldeutschen Industrie und Braunkohlenerzeugung sich befindet, in jener Stadt, in der auch Walther Rathenau sieben fruchtbare junge Jahre hindurch bei dem Aufbau eben dieser gigantischen Werke mit beschäftigt gewesen ist. Dort war es, in der Einsamkeit der damals kleinen, keinerlei Anregung bietenden Stadt, wo er sich nicht nur zu völliger materieller Unabhängigkeit auch von seinem Vater, sondern in der stillen Sammlung vor allem zu seinen umfassenden Einsichten erhob, ähnlich wie in gleichen Lebensjahren zwei Menschenalter vorher zwanzig Meilen nordwärts an der Elbe in seinem Herrenhaus in Schönhausen der Junker v. Bismarck.

Es ist gewiß nur ein Zufall, daß gerade hier, für die Muldenkreise Bitterfeld und Delitzsch, seit einer Reihe von Jahren ein Heimatkalender (Verlag Paul Streubel in Düben) mit Unterstützung auch der Kreise der Wirtschaft erscheint, auf dessen besonders mannigfachen und erfreulichen Inhalt in Wort und Bild an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen sei. In glücklicher Form verbindet er die Vermittlung heimatlicher Erinnerungen und Schönheiten durch die Zeichnung und das geschriebene Wort und zugleich volkstümlichen Ton mit sachlicher Zuverlässigkeit. Da der Kreis Delitzsch auf weite Strecken bis fast an die Tore der Stadt Leipzig reicht — er umzieht sie von Altscherbitz über Podelwitz bis in die Gegend jenseits von Taucha —, so enthält er auch eine Menge von ortsgeschichtlichen Daten und Einzelheiten von Wert für den Leipziger Heimatsfreund wie sie der Landlehrer oder der Landpfarrer, diese ursprünglichsten und treuesten Heimatschriftsteller, wenn auch vielleicht nur bruchstückhaft, aus ihren alten Akten oder aus mündlicher Überlieferung zu retten bemüht sind. Auch die preussischen Kreisverwaltungen selbst unterstützen in einsichtiger Erkenntnis des großen Wertes solcher kleinen Ausgaben das Kalenderwerk nach wie vor, wie ja auch gerade in dieser Gegend ein benachbarter Kreis, Merseburg, gleichfalls Sitz größter deutscher Industrie- und Bergwerke, durch den vorbildlichen und ungemein glücklich den Geist heimatlicher Überlieferung und der neuen Zeit gleichermaßen einfangenden Bau seines Kreishauses von der Hand Schulze-Naumburgs in verwandtem Sinne selbst in den Nachkriegsjahren erfolgreich gewirkt hat. Die Frauengestalt über dem Portal des Kreishauses nimmt — so verwegen das klingen mag — ein wenig fast die große Überlieferung der Stifterfiguren im Naumburger Dome, dieser hervorragendsten Kunstwerke des Leipziger Landes — in seinem weitesten Umfange — wieder auf.

Die Sonne steht Anfang März nicht höher als wie Anfang Oktober. Aber wieviel heller scheint ihr Licht jetzt im Vorfrühling. Was wirkt Hoffnung alles! Auch die Schar junger begeisterter Anhänger einer neuen Weltanschauung würde vielleicht an einem Herbsttage nicht so fröhlich ihrem Banner durch alle Pfützen des grundlosen Weges hindurch folgen und zugleich dem begegnenden Wanderer so freundlich Platz machen. Oder lag noch etwas anderes darin, vielleicht unbewusstes Ahnen der Gemeinschaft aller derer, die Sehnsucht hegen?

5.

Insel des Friedens

Eine schmale Steinplatte führt abseits des morastigen Weges über ein Bächlein in einen kleinen, trockeneren Hag. Man folge der Buchenallee, die sich ein wenig verwildert und, mit Linden, Haseln und Eschen dicht umstanden, an der Abendseite von Podelwitz ein Stückchen hinzieht und dann den Weg nach Osten zu entläßt. In einen großen Grasgarten geht der Busch über, und wieder ein paar Duzend Schritte weiter steht der Heimatsfreund vor einem behäbig breit gelagerten, mit tiefbraunem alten Holzwerk verschlagenen Hause, über dessen Eigenschaft als Pfarrhaus der schwere frühgotische Taufstein aus Porphyrt in der Mitte eines Blumenbeetes keinen Augenblick im Zweifel ließe, auch wenn jetzt nicht ein ganzes reiches Füllhorn von artigen Kindern jedes Alters aus der Tür quölle. Wenig Minuten später hat die freundliche Pfarrfrau den Wanderer in des Pfarrherrn Studierstube geleitet, wo dieser, mag er auch noch nicht lange im Kirchspiel weilen, über Kirche und Pfarre bereitwillig warmherzige und fundige Auskunft gibt.

Das Kirchspiel Podelwitz umfaßt außer den sächsischen Gemeinden Podelwitz und Göbschelwitz fünf preussische Orte, Kömmlitz, Schladitz, Rackwitz, Güntheritz und Ischölkau. Das große, 700 Einwohner zählende und 556 ha umfassende Dorf Podelwitz, von dessen Flur ein schönes Stück auch Pfarrgut ist — vor hundert Jahren umfaßte es 83 Acker, die damals, und zwar noch dem Ortsgeistlichen persönlich, 800 Taler Pacht erbrachten —, ist von je der Pfarrort; eine Tochterkirche mit schiefem Turme steht im benachbarten Göbschelwitz. Die Pfarrwohnung, die am Anfang des 18. Jahrhunderts neu erbaut wurde, brannte einmal aus, wobei des nachherigen Pfarrers Mutter und Großmutter ums Leben kamen. Von den früheren gutherrlichen Besitzern des Dorfes braucht nicht viel gesagt zu werden, da sie im allgemeinen wenig Spuren darin zurückgelassen haben.

Neben der behaglichen Pfarrwohnung mit ihrem weiten parkähnlichen Garten, Tummelplatz der sieben Pfarrerskinder und ein kleiner Ersatz für die mannigfachen Schwierigkeiten der Seelsorge heutzutage in einem Kirchspiel von sieben Gemeinden in zwei verschiedenen Ländern, erhebt sich inmitten des alten Friedhofes das Gotteshaus selbst mit dem höchsten Dorfkirchenturme des Leipziger Landes. Bis auf romanische Reste, z. B. wohl in der Sakristei und im Unterbau des Turmes, stammt Schiff und Chor im wesentlichen erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, wie z. B. das systematisch geometrische Mauerwerk der



Kirche von Podelwitz bei Leipzig (Blick gegen Westen)
Auch die Schnitzereien der Orgelempore sind alt



Kirche von Podelwitz bei Leipzig. Flügelaltar von 1520, geöffnet

fenster bekundet. Trotzdem bietet zumal das Innere des Gotteshauses schon auf den ersten Blick in der reichen, bei der maßvollen Erneuerung vor 20 Jahren im wesentlichen erhaltenen Ausstattung aus vier Jahrhunderten, in erfreulichem Gegensatz zu dem oft so kargen oder schlecht gehaltenen, noch häufiger aus missverstandenen Streben nach Stilreinheit kahl gemachten Inneren unserer Dorfkirchen, ein anheimelndes und erwärmendes Bild. Das reiche gotische Netzwerk mit den kräftig profilierten Rippen und die allenthalben erhaltenen, bis in den



Podelwitz bei Leipzig. Sakristeitür mit Johannesgestalt
Malerei aus dem 18. Jahrhundert

Chorraum sich erstreckenden Emporen mit ihrem reichen Bilderschmuck vor den Brüstungen bestimmen diesen Eindruck in erster Linie. Ganz besonders aber wird er hervorgerufen durch den Altarraum, den einer der schönsten Flügelaltäre des Leipziger Landes in seinen mächtigen Massen ausfüllt und doch nicht, wie bisweilen wohl, beengt. Leider war das Altarwerk, das Gurlitt, der so vieles an Kunstaltertümern sah und würdigte, als „eine prächtige Arbeit“ bezeichnet, schon seit längerer Zeit durch den Holzwurm schwer gefährdet, ohne daß es dem kunstverständigen Pfarrherrn bei der Schwere der Zeit und der Ablehnung der Aufwendung von Mitteln seitens der Kirchgemeindevertretung bisher gelungen war,

trotz verständnisvoll zugesagter Unterstützung des Landesamtes für Denkmalspflege die nötigen Summen für die Wiederherstellung aufzubringen. Der Lindwurm zu Füßen des heiligen Georg hatte vor seinem Rachen ein ganzes Häufchen von jenem feinen Holzstaub liegen, der so recht auf die tödliche Krankheit in seinem Innern schließen ließ und gefährlicher war als das Gift, das er zu seinen Lebzeiten gegen den Heiligen zu verspritzen versuchte. Es war die schönste Nachfreude für den Heimatsfreund, daß das nach der Wanderung an das Evangelisch-lutherische Landeskonsistorium gerichtete Gesuch um Erneuerung des Altars nach wenigen Monaten trotz der Ungunst der Zeit Erfolg hatte.

Der Wanderer, der alte und zumal der junge, vergesse dabei nicht, daß diese Schönheit, wie sie doppelt hier im alten Kirchenraume gegenüber solcher im Museumsaale oder -magazine strahlt, ihre ganze bezaubernde und bezwingende, erhebende Kraft doch erst zu bewähren vermag, wenn sie, vom Lichte der Kerzen umspielt, die Weihe des Gottesdienstes erhöht, der in solcher Umgebung auch dem vielleicht lange der Kirche ferner Stehenden zum Feiertags-, ja zum Lebenserlebnis zu werden vermag!

Von den mancherlei Grabtafeln an den Wänden sei nicht im einzelnen geredet, auch nicht von der um 1700 kräftig und eigenartig bemalten Sakristeitür. Erwähnt sei nur noch, daß jene Malereien an den Brüstungen des Chors, Arbeiten des Leipzigers Korzger (1701—1703) und um 1775 vom älteren Koszmäßler ausgebessert, zum Teil symbolische Darstellungen enthalten, die vielleicht zugleich freimaurerische Beziehungen besitzen, eine Sonnenuhr etwa mit der Inschrift „sumus instabiles“, also „wir haben keine bleibende Statt“, eine Sonnenblume, der Sonne sich zuneigend, mit den Worten „tibi soli“, oder ein zur Sonne fliegender Adler, den Gurlitt in seinem Inventarisationswerk zum Raben degradiert: „non est mortale, quod opto“ („ich strebe nach dem Ewigen“).

6.

In Schneetreiben und Frühlingssturm

Dem Weststurm entgegen geht der Weg nun an den Häuslerwohnungen am Ende von Podelwitz vorüber nach Schladitz. Sowie der schützende Eisenbahndamm durchschritten ist, fegt der kalte blanke Wind fast den Hut vom Kopfe. Aber er hat gleichzeitig die Luft stundenweit ganz klar gemacht, und er hat, trotzdem es nun langsam auf die Nachmittagsstunden zugeht, noch mehr Licht in die Landschaft getragen. Oder war das nur vorhin zwischen Park und Kirche nicht so spürbar? Linker Hand liegt in einiger Entfernung ein Hain, der letzte Rest jenes Gehölzes südlich von Podelwitz, in dem nach verlorener Schlacht Tilly seine zersprengten Truppen gesammelt haben soll. Doch uns rührt jetzt die Historie, die große allgemeine oder Kirchengeschichte, nicht sonderlich mehr. Zu viel lockt ringsum die Nähe und mehr noch die Ferne. Und auch das Ankämpfen gegen den Sturm, der gerade von Westen her gegen den Wanderer steht, ist nicht zu allzu beschaulicher Versenkung angetan. Hart kämpfen Winter

und Lenz selber miteinander, daß Salm und Busch und Baum sich ängstlich ducken:

März

„Der große braune Himmel schwankt,
Von dicken Winden plump gestoßen,
Hilflos die Wolke erdwärts wankt:
Die Bäume schreien, die hoffnungslosen,
Und sind von ihrem Saft betäubt,
Und Wurzeln heulen unter Moosen.
Der Acker schwillt und braust und treibt
Den Schoß mit Stöhnen himmelwärts,
Bis ihn der dunkle Strom bestäubt.“

(J. M. Wehner)

Desto mehr prägt der Aufruhr der Elemente, der immer stärker wird, der Wanderung ihren besonderen jahreszeitlichen Charakter auf. Desto mehr auch fällt vor ihrer Macht manches ab, was den Alltag beschwerte. Wie spricht Schönauich-Carolath, der feinsinnige Landschaftskenner vom „Brausenden Lenzwind“?

„Aus Süden braust der Wind heran,
Läßt Schnee, läßt Schollen tauen,
Es wellt der See, die Saat hub an,
Zartgrün zum Licht zu schauen.
Rosewind, der vom Werden spricht,
Tosewind, der auf Erden bricht
Dunkles Eis im Gemüte,
Lege zu Grabe, was morsch, was still,
Segne, was leben, was rauschen will,
Fülle den kimmernden Herzensschrein,
Tief mit Schönheit, mit Sonnenschein,
Streif uns, die Pflüger im Arbeitstag,
Mit der Ewigkeit Sittichschlag
Künde: des Wollens Kummersaat
Wächst durch Glauben zur Kraft, zur Tat,
Herz, weil du bangst, Herz, weil du weinst,
Wirst du jubelnd schauen dereinst
Lenze voll ewiger Blüte.“

Wie wenig macht es aus, daß die Wanderung in Wahrheit nach dem Zeugnis jenes alten sorgsamem Darstellers heimatlicher Dorfschaften „durch eine flache, wenig interessante Gegend“ führt! Es ist der Ton, der die Musik angibt und die Atmosphäre, die die Landschaften gestaltet.

Freilich, noch weniger wird es heute der Wanderer gewahr, was der alte Schriftsteller anschließend von Schladitz, das allmählich erreicht ist, behauptet, es gäbe hier besonders viele Trappen. Ach, es ist dem leider nicht mehr so. Ganze sieben Stück, zwei Säbne und fünf Hennen, sollen noch in Sachsen in der Großen-

hainer Gegend nisten. Noch vor dreißig Jahren wurden nach gut beglaubigten mündlichen Mitteilungen drüben in Freiroda dreißig bis vierzig Stück gesehen, und es ist nicht allzuviel länger her, daß selbst unmittelbar am Weichbilde von Leipzig in der Nähe der großen Krauseschen Maschinenfabrik bei Anger-Crottendorf ein Trapphahn erlegt worden ist.

Schladitz gehörte zusammen mit Beuden, Gerbisdorf, Kattersnaundorf, Rackwitz und Kadefeld zu den sogenannten pflügischen Dörfern, die einer Überlieferung nach 1574 von diesem Geschlecht an den Kurfürsten August verkauft worden sind. Auch die alte Buschnaukirche, die hinter dem Dorfe eine Viertelstunde nordwärts im freien Felde an der Loberaue gelegen ist, hat ihre Geschichte. Sie stammt gleichfalls aus den Jahrhunderten der Wiedereindeutschung der Lande östlich der Saale. Einst war sie das Gotteshaus eines Dorfes Buschenau und zu ihr auch Kömmlitz und Rackwitz eingepfarrt. Heute ist sie nur im wesentlichen die Friedhofskirche für das Dorf Lössen, das an sich kirchlich nach Wolteritz gehört. Es war sehr feierlich, als einst an einem Junitage Glockenläuten am Nachmittage zu dem einsamen Gotteshause lockte, zu dem über das Feld in strenger Anordnung erst Kinder, dann Frauen und zuletzt Männer, sich ein Leichenzug bewegte, und als dann in der fargen dämmerigen Halle ein alter Geistlicher im Ruhestande, der die kleine Gemeinde mit versorgt, dem Entschlafenen die Grabrede hielt. Es ist nicht sehr viel anders auch heute als vor hundert Jahren, wo es in einem Berichte heißt, daß Lössen nach der Buschnaukirche so eingepfarrt sei, „daß dasige Bewohner auch Kirchenstühle in Wolteritz besitzen, daselbst Gottesdienst und Beichte halten, aber in der Buschnaukirche das Abendmahl empfangen und zu derselben begraben.“

Schladitz ist das rechte alte, unverfälschte Dorf. Um 1790 zählte es 10 Güter, darunter das des Gastwirthes, eine kleine Mühle und 6 Häuslerstellen. Viel anders ist das auch heute im Grunde nicht. Nur daß die Kinder, die in heller Schar trotz des harschen Wetters auf dem Dorfplatz spielen, scheinbar mehr in Erinnerung an einen Film als daran, daß einst hier ein Rittersitz gestanden haben soll, die geraubten Prinzessinnen nicht auf eine Burg, sondern über „das Meer“, den angeschwollenen Straßengraben, hinüber retten. Noch steht auch der stattliche Gasthof am Eingang zum Dorfe von Leipzig her, in der Hauptsache unverändert wohl seit der Zeit nach den Breitenfelder Schlachten, als er neu erbaut wurde.

In jenem Heimatkalender ist eine anschauliche Schilderung eines Gerichtstages aus dem Jahre 1556 enthalten, die, wenn auch unter Zusammenfassung und Gruppierung weitschichtigeren Stoffes aus einer Reihe von Akten, ein recht anschauliches Bild ländlicher Gerichtspflege in jener Zeit gibt, in der sich das Römische Recht und vor allen Dingen sein Prozeßverfahren, zumal auf dem Lande trotz der Nähe der berühmten Universität und ihres noch berühmteren Schöffenstuhles, nicht völlig durchgesetzt hatte. Da wird sehr farbenecht und ohne künstliche Zutaten geschildert, wie „die dreizehn Bauern von Schladitz am Morgen nach Fastnacht dem Dorfsende am Teiche zuschritten, wo Peter Thierbach die Schenke hielt, die gleichzeitig einen stattlichen Bauernhof darstellte, und wo eben der Wagen hielt, der Herrn Balthasar Keltzsch, den Schösser und Gerichtsherrn von Delitzsch

gebracht hatte". Die Szene könnte auch heute beim Eintreffen des Amtsgerichtsrates aus der Kreisstadt mit ganz derselben Staffage sich abspielen. Es wird dann in der Schenkstube die schöne damals übliche einleitende Formel gesprochen: „Die Gerichtspersonen sind geheget worden mit zwier und eins, ist auch mit ausgerufen worden, daß, so jemand was zu rügen und zu klagen hätte, derselbe wie recht fürkommen möchte, damit demselben zu seinem Recht verholfen oder er an die Orter gewiesen werde, da ihm Recht und Gerechtigkeit mitgeteilt werden möchte.“ Nach den Strassachen werden die Grundbuchsachen erledigt und in das „Leben-



Das weite Leipziger Land: Blick vom Birkenbusch nördlich von Breitenfeld auf Podelwitz (rechts) und nach der Buschnau-Kirche zu (nördlicher Teil des Schlachtfeldes von 1631)

oder Handelsbuch" eingetragen, und zwar unter Wahrung wieder anderer sinnvoller alter Formen.

Nach dem Kreuzen der großen Landstraße nach Delitzsch wird das Wandern noch einsamer, und freilich auch, was die vielen Zuhausegebliebenen entschuldigt — auf dem ganzen stundenlangen Wege begegnete kein einziger Ausflügler —, immer schlechter. Beim Wandern im Vorfrühling und Herbst lernt man, die feinen Unterschiede zwischen Staatsstraße, Kommunikationsweg erster und zweiter Ordnung, Feldweg und Fußweg auch ohne eine genaue Wanderkarte sehr wohl sich einprägen. Man gewahrt dabei aber auch mehr von der Beschaffenheit des Landes als an sommerlich oder winterlich trockenen Tagen. Deutlich hebt sich nach einer Viertelstunde längs der Straße nach Breitenfeld eine kleine

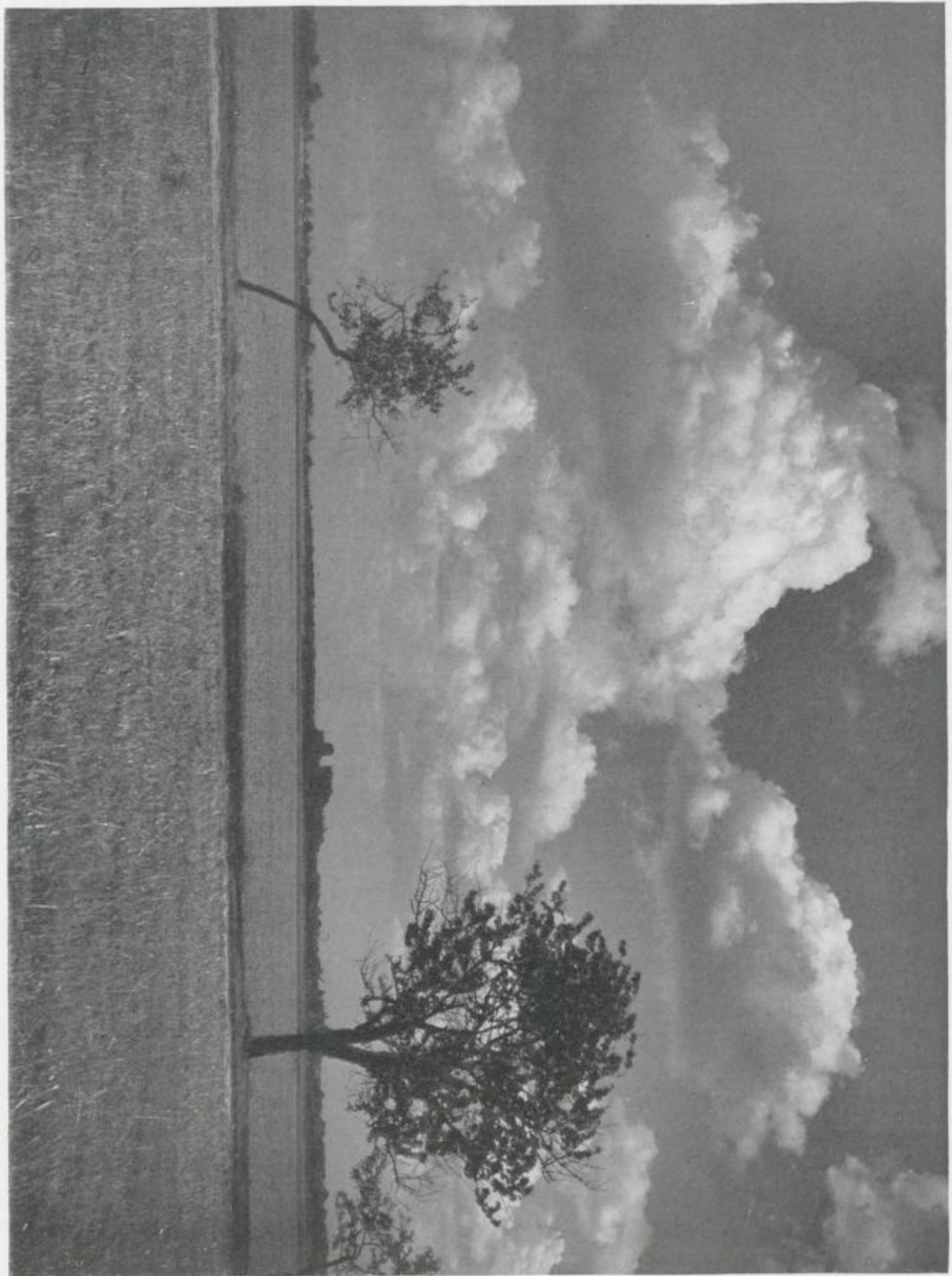
Aue ab, die mit zu dem Quellgebiet des an sich in der Gegend von Ischölkau nordöstlich von Podelwitz entspringenden Loberbaches gehört. Und wieder einige Minuten später macht sich deutlich auf dem ansteigenden Gelände die größere Trockenheit und Sandigkeit des Bodens, lange bevor der ziemlich wasserarme Birkenbusch sie sinnfälliger beweist, durch die Beschaffenheit des Weges bemerkbar. Besonders schön ist von hier aus — sozusagen — das Profil des Leipziger Landes zwischen Schkeuditz mit seinem Wasserturm und dem hochgelegenen Krankenhaus Bergmannswohl, den Leuchtfeuergerüsten und dem Lande ostwärts, den so gänzlich unverdorbenen Silhouetten von Freiroda und Kadefeld, von Hayna und Gerbisdorf, alle auf jener Höhe gelegen, die, kaum mehr als wie eine feine blaue Linie, sich leise über das ebene Land erhebt, und es doch weithin beherrscht. Nicht weniger als acht Mühlen gliedern und lockern noch heute den langgestreckten Höhenzug und treiben lustig im Winde ihr mehr poetisches als einträgliches Gewerbe.

Stundenweit liegt vor ihnen wie auch dahinter nichts als einsames ursprüngliches heimatliches Land. Es ist, als wenn hier Sachsen sozusagen in die Mark Brandenburg allmählich überflösse. Eine seltsame Stimmung des Fernwehs, ein seltsames Hochgefühl der Weite umfängt gerade hier immer wieder den Wanderer. Welcher Dichter fand dafür diese Worte? :

„Zwischen dir und mir
 Blaue Seen und grüne Lande,
 Zarte, nie gesehne Bande
 Zwischen dir und mir.
 Länder, die wir nicht mehr kennen,
 Grenzen, die auf ewig trennen
 Zwischen dir und mir.
 Spuren, wie von tausend Süßen,
 Wie von Tränen und von Grüßen,
 Spuren zwischen dir und mir.“

Es ist kein Wunder, daß in diesem einsamen Grenzgebiet, wo die Zuständigkeiten der Behördenorgane gewissermaßen eine Wasserscheide bilden, auch das Wildererhandwerk mehr als sonst im Leipziger Lande blüht. Mehr als einmal ist ein Förster oder Waldwärter drüben im Tannenwald Wilderern zum Opfer gefallen, und es ist eine erste, eindrucksvolle berufliche Erinnerung aus der Zeit schon vor dem Kriege, als eine Schar jugendlicher Jagdliebhaber, die hier böse gewildert hatten, vernommen und alle die Besonderheiten des Geländes und der Wege festgestellt werden mußten, so daß plötzlich sozusagen der Nordwestwind ein wenig den Aftenstaub fortblies.

Heute hat er inzwischen, ohne daß es bei dem Wandern nach Süden zunächst bemerkbar war, eine dicke schwarze Wolkenwand herangetrieben. Ihre Farben sind fast so hart und drohend wie die von Hagel- oder Gewitterwolken. Ein weißer Rauch weht an ihrem unteren Rande entlang. Jetzt steht die Wand noch, freilich sich schnell vorwärtsbewegend, hinter jener Bodenwelle, jenseits also von



Blick von Breitenfels auf Niederrigsdorf (nördlicher Teil des Schlachtfeldes von 1631)

Cursdorf und Hayna. In Kürze fallen erst vereinzelte, bald zahlreiche Schneeflocken und kaum zehn Minuten, nachdem noch helle Sonne gestrahlt, herrscht heftigstes Schneetreiben. Freilich wandert die Wand ebenso schnell ostwärts weiter. Der Frühlingssturm gewährt ihr kein langes Verweilen.

Wie lebhaft er bläst, beweist er im nächsten Augenblick, indem er den Zettel mit den Notizen von der Wanderung und mit den Gedanken, wie sie das unmittelbare Erlebnis ganz anders als der Schreibtisch eingibt, im Nu aus der Hand reißt und Hunderte von Metern weit über den nassen grundlosen Sturzacker ostwärts treibt. So feucht der Schneesturm gemacht hat, so betrübt sitzt ein Autor da auf dem Trockenen. Denn es ist kein Vergnügen, in der nassen Kälte das teure Gut nochmals, wenigstens bruchstückweise aus dem Bergwerk der Erinnerung zu fördern und mit Hilfe des Federhalters in Dauerwerte umzuformen. Aber die eine literarische Wirkung ist doch erzielt, daß die Märzhasen, es waren eben freilich heurige, ganz erschreckt von dannen fliehen, als der Papierfetzen ihnen zu nahe kam.

Hasen, Rebhühner, auch Raubvögel gibt es hier in dieser Weite noch erfreulich viele. Wie weit das Land hier, wenig Kilometer vor der Stadtgrenze, noch ist, das veranschaulicht auch der über einen Kilometer lange und ebenso breite Roggenschlag, der sich südlich des Birkenbusches bis an das Rittergut ununterbrochen heranzieht; — wie gute Beobachtung verrät in Wahrheit der alte Name „Breitenfeld“. Dieses selbst bietet baulich wenig Bemerkenswertes. Es ist offenbar bald nach dem Dreißigjährigen Kriege neu errichtet, dann aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts sehr weitgehend umgebaut worden. Es war immer eines der stattlichsten oder richtiger eines der umfassendsten Rittergüter in Nordwestsachsen, zu dem früher auch Groß- und Klein-Wiederitzsch, Hayna und Lindenthal gehörten. Die Aussicht nach Südosten zu soll noch vor hundert Jahren an klaren Tagen bis zum Erzgebirge gereicht haben. Früher befand sich ein Belvedere auf dem Schloß, das „wirklich diesen Namen verdient, wenn man an die hiesige, sonst so reizlose Gegend denkt“. Heute steht ein Pavillon, eine kleine Gloriette, am Südostende des ausgedehnten, aber leider nicht öffentlich zugänglichen Rittergutsparkes.

Zwischen dem Park und dem Gustav-Adolf-Denkmal führt der Weg nach Lindenthal, das mit dem Herrenhaus durch eine besonders schöne Lindenallee verbunden ist. Sie mündet in der Nähe der Landstraße von Leipzig nach Landsberg und weiter nach Köthen, — einer rechten und auch heute noch ziemlich einsamen Landstraße zum Wandern weit über die Lande —, dort wo die Landsberger Chaussee von jener alten Salzstraße von Halle nach Schlesien und Böhmen gekreuzt wird, jenem einsamen Höhenweg abseits bewohnter Orte, der noch heute viele Stunden lang von der Gegend weit nordwestlich von Schkeuditz her durch völlig unbewohntes Gelände ostwärts führt, aber freilich in absehbarer Zeit vielleicht einmal zu einer Autofernstraße zwischen Halle und Leipzig umgewandelt wird.

Soll noch von Lindenthal, dem stattlichen Straßendorfe mit seinen großen, im letzten Menschenalter entstandenen Eisenbahnersiedlungen in der Richtung



Lindenthal bei Leipzig: Grabmal des Hauptmanns Friedrich August Broesigke auf Breitenfeld (1720—1787), eines Vorfahren mütterlicherseits von Ulrike von Levegow

auf Wahren zu viel gesagt werden? „L'art d'ennuyer c'est celui de tout dire“. Wer alles erzählt, langweilt letzten Endes. Und ein wenig müde sind Wanderer und auch Leser vielleicht unterdes doch geworden. Auch ist hier die Großstadt schon etwas zu nahe, um nicht neben manchem vorteilhaften Neuen, das sie vermittelte, manches ursprüngliche und wertvolle Alte beseitigt zu haben.

Nur wenig von alten Grabmälern ist auf dem sorgfältig parkmäßig gestalteten alten Friedhof erhalten, darunter die der Familie von Broesigke, der die Mutter von Ulrike von Levezow, entstammt; sie selbst ist, ebenso wie Goethes erste Liebe Käthchen Schönkopf, in Leipzig geboren. Eine Leipzigerin also war die erste und war ebenso die letzte, die dem größten Dichter deutscher Zunge Lieder der Liebe und Leidenschaft entlockte! Das wenige an alten Grabsteinen ist, so gut es noch ging, in sorglicher Weise geschützt, wie sich auch das Gotteshaus in ausgezeichnetem Zustande befindet, und der ganze Ort mit seinen Straßenanlagen den Eindruck einer vorzüglichen Verwaltung widerspiegelt. Noch sind in dem ausgedehnten alten Ortsteil die etwa 15 Meter breiten Vorgärten restlos erhalten, so daß sein Grundriß wie schon einst vor 30 Jahren auch weiterhin als das Musterbild eines mitteldeutschen Straßendorfes durch die Geschichts- und Siedlungsatlanten wandern kann.

Auch durch die Einverleibung des Rittergutes Breitenfeld nach Lindenthal, das einst umgekehrt zu Breitenfeld gehörte, hat sich nicht viel geändert. Es hat sich überhaupt nicht viel geändert hier nordwärts von Leipzig und von Lindenthal. Noch immer erzählen die alten Glocken davon, daß die Toten nicht unbeklagt bleiben, und daß die Lebenden über dem Alltag die Andacht nicht vergessen. Noch immer klingen ihre unirdischen Stimmen hier weithin, nirgends übertönt vom Lärm der Maschinen. Noch immer blüht nicht gerade, aber lebt doch hier bis an die Grenze der Stadt das Gewerbe des Müllers. Noch immer brausen auch hier, ungehemmt durch die Steinschluchten und -mauern der Stadthäuser, die Winde von weit her und rühren die Glocken und treiben die Mühlen, wie sie dem Wanderer Füße und Herzen, weit über diesen Feiertag im Vorfrühling hinaus, beschwingten, dem Wanderer zwischen zwei Welten, zwischen Staub und Sternen.



Das Guffaw-Abseif-Denkmal bei Breitenfels (von 1831)

Vorostern

(Schönau — Lindennaundorf — Priesteblich — Markranstädt)

I.

Vorstadt

Nach dem Kalender ist der Frühling längst angebrochen, ja sogar schon das Sommerhalbjahr. Aber, was hilft es, wenn der sozusagen amtlich bestellte Wettermacher einmal eiliger gewesen ist als die grüne Wirklichkeit, und wenn kalter Wind ganz wie im November oder Januar noch immer durch die Straßen segt? Das einzige, was man da tun kann, ist, noch die Kamelhaarjacke unterzuziehen. Dann geht es mit der Straßenbahn westwärts. Durch den Brühl und über den Kanstädter Steinweg quer durch das Auengebiet der Elster, das hier an den sogenannten Frankfurter Wiesen seine schmalste Stelle erreicht, doch selbst von der Großstadt sich nicht ersticken läßt, am Kubturm über die Brücke der Luppe, und schon ist Lindenau erreicht. Es liegt an jenem Punkte, wo seit alters die bedeutsamen Straßen aus „Thüringen, dem Reiche, Niedersachsen, Frankreich und Holland“ zusammenlaufen. So hatte es schon vor Jahrhunderten drei ansehnliche Gasthöfe. Aber trotzdem belief sich die Zahl seiner Häuser bis vor reichlich hundert Jahren nicht auf mehr als sechs Dutzend. Ein Blick zufällig hinaus auf die Hausnummern der Lützener Straße zeigt, daß der Wagen bei dem Grundstück Nr. 212 hält. Die eine Straße des Vorortes Lindenau besitzt also heute dreimal mehr Häuser als damals das ganze Dorf.

Die Straßenbahn verläßt die Landstraße, die über Markranstädt, Lützen und Weißenfels seit dem frühen Mittelalter weiter über Erfurt nach Frankfurt führt, — und die so viele Große gezogen sind —, gerade dort, wo der Anfang des Elster—Saale-Kanals sie schneidet. Linker Hand steht das Kanalbett voll grünlichem Wasser, in dem behäbige Fische zwischen dem dichten Gewirr der Wasserpflanzung ein geruhames und noch nie durch ein Schiff getrübtetes Dasein führen. Rechter Hand verläuft sich das dort noch nicht so tief, aber für den hier erhofften Hafen in großer Breite ausgeschachtete Bett in beschaulichen Kleingarten- und Zühnerfarmanlagen. Seit Jahrzehnten, fast ein halbes Jahrhundert, liegt der Leipziger Seeweg in diesem Zustande da. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichen die Planungen für den Kanal zurück. Bis heute ist sein Bau nicht weiter fortgeschritten, als wie ihn der energische Wille des großen Rechtsanwalts und Grundstücks-politikers Dr. Karl Seine im wesentlichen mit eigenen Mitteln einst von Schleußig aus kilometerweit bis in die Flur Schönau vorgetrieben hat. Mag sein, daß im Laufe der Jahre seine Vollendung erfolgt; die ursprüngliche Landschaft der



Ansicht von Leipzig von Westen (im Vordergrund der Ruhnturm, links vorn die Ratsziegelei)
 Federzeichnung von Wilhelm Dillich vom Jahre 1594 Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig



Ruhnturm bei Leipzig-Lindenau. Von hier aus wurden die Viehherden der Leipziger
 Bürger auf den „Frankfurter Wiesen“ zwischen Leipzig und Lindenau bewacht. Später
 Ratsoberförsterei. Geburtshaus des Leipziger Oberbürgermeisters Dr. Koch († 1878).
 Im wesentlichen erhalten
 Pinselzeichnung von Mathe aus der Zeit um 1740 Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig

Leipziger Elster- und Luppenaue und ihres stillen großlinigen Vorlandes würde dadurch gewiß nicht gewinnen. Das Durcheinander von Stadt und Land, von alter und neuer Zeit, von Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr ist schon jetzt hier an der Grenze der Stadt wirr genug. Ein Blick rückwärts mutet an, als wenn man hinter die Fassade der Handels- und Industriestadt blickte. Wie still und weit war trotz des Kanals das Land hier noch vor 20 Jahren. Fast bis nach Schönau ziehen sich nun längs der Straße schon die Lagerplätze und die behelfsmäßigen Bauten aller Art von der stolzen Tankstelle bis zum minder monumentalen Kleintierstalle.



Herrenhaus des Ritterguts Leipzig-Schönau

Schönau hat, wenn insoweit dem gelehrten Pfarrer und Magister Schwarze Glauben geschenkt werden kann, der um 1740 in seiner behäbigen großschöcherischen Pfarre eine „Landchronik“ der Dörfer südlich und westlich der Stadt mit aller Gelehrsamkeit und Breite seiner Zeit geschrieben, seinen Namen nicht von seiner Lage, die freilich, wie man dem alten Herrn zugeben wird, nicht dazu verlockt, die Bedeutung des Namens Schönau von seiner Umgebung abzuleiten. Wahrscheinlicher hängt der Name, der gerade auch in ausgesprochen wendischen Gebieten ebenfalls vorkommt, mit dem sorbischen Worte für „Sichel“ zusammen. Hier unmittelbar um Schönau ist das Leipziger Land, das ja sonst vor allem mancherlei kleine und größere Auen, Gehölze und auch Bodenwellen beleben und gliedern, besonders einförmig. Und es ist in der Tat, zumal jetzt in

der Stunde des Schlusses der Fabriken, kein behaglicher Anblick, den das Dorf an der großen Straße mit ihrem überaus lebhaften, wilden und lauten staubaufwirbelnden Verkehr darbietet. Längst hat ja die Benutzung der Landstraßen, die im Zeitalter der Eisenbahn und bis ins 20. Jahrhundert fast verödet waren, ein Ausmaß angenommen wie nie zuvor.

Schönau ist ähnlich wie die Außenquartiere von Lindenau es sind, Mischung von Stadt und Land, wenn auch hier das Ländliche noch überwiegt. Nur zwei Güter des Dorfes, das selbst nach dem Dreißigjährigen Kriege noch 23 „Nachbarn“ zählte, werden heute noch bewirtschaftet. Die übrigen hat das Rittergut



Alter Gasthof in Leipzig-Schönau

angekauft oder dessen Pächter gepachtet. Der Rittergutsbesitzer in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, ein Herr von Braun, hatte bereits mindestens sieben Brandstellen an sich gebracht, wie solches Ankaufen von Bauernhöfen in jener Zeit, die vor allem den Bauernstand bis ins Mark getroffen hatte, ja nicht nur in Ostelbien, sondern auch in weiten Teilen Mitteldeutschlands seitens der Rittergutherrschaften oder ehemaliger höherer Offiziere in großem Ausmaße und mit Nachwirkungen bis in die heutige Zeit erfolgt ist. Es scheint nach der Lage der Rittergutsgebäude, die sich rechter Hand der zur Kirche führenden Straße mehrere hundert Meter hinziehen, fast so, als ob jene Bauernstellen längs dieses Weges gelegen hätten.

Auch Schönau besitzt, obwohl es nur wenige hundert Einwohner zählt, als Dorf an der großen Frankfurter Straße drei Gasthöfe, den Jahrhunderte alten, nach Paul Kröbers, des besten Kenners der Ortsgeschichte, Angabe schon 1522 erwähnten Rittergutsgasthof — einen Fachwerkbau hinter einem mächtigen Grasgarten —, den Neuen Gasthof und das Schwalbennest, ein malerisches altes Häuschen, das einst Chausseegeldeinnahme war und sich wie ein Vogelnest an den Straßenrand duckt, als fürchtete es, von den mächtigen Lastkraftwagen der Markfränkstädter Rauchwarenzurichtereien umgefahren zu werden.

Am Rittergut mit seinem zierlichen Herrenhaus von 1787 vorbei führt der Weg bald zum Gotteshause, das schöne Lebensbäume umhagen. Leider ist der Bau wie auch ein Teil des Friedhofes nicht gerade in besonders gutem Zustande. Die Kirche enthält ein für das Leipziger Land seltenes Altargemälde in der Art der niederländischen Doelenstücke, ein Ölgemälde von tüchtiger Arbeit, das das Abendmahl darstellt und als Apostel eine große Reihe von zeitgenössischen Persönlichkeiten aus dem Dorf und der Stadt Leipzig der Nachwelt überliefert. Schönau gehörte nämlich vor 1538 dem Bürgermeister Wolf Wiedemann und dann bis 1622 dem Rat der Stadt Leipzig selbst, während es in jenem Jahre der Bürgermeister Dr. Moestel kaufte, aus dessen Zeit auch das Bild stammt. Auch die Kanzel ist ein feines Werk der gleichen Zeit mit Intarsien und der Darstellung Christi und der vier Evangelisten in erhabener Arbeit.

Im ganzen aber wirkt das Gotteshaus in seiner wenig harmonischen Umgebung wie überhaupt im wesentlichen das Innere des als Bauerndorf absterbenden Ortes wenig befriedigend. Unmittelbar westlich der Kirche grenzt eine Kate an, die auch zwischen der Weichsel und der Beresina mit Ehren bestehen könnte. Vor etlichen Jahren hauste darin eine landfremde Arbeiterin, die wohl nicht weniger als fünf uneheliche Kinder besaß. Noch im Jahre 1654, also nach dem Dreißigjährigen Kriege, war eine Schönauerin, die Juditha Hauschildin, „weil sie ihre in Unehren zur Welt geborene Leibesfrucht erdrückt und ins Wasser geworfen hatte“, zu der altdeutschen barbarischen Strafe verurteilt worden, in einem Sack ersäuft zu werden. An jener Brücke über die Luppe, über die der Weg vorhin führte, wurde das Urteil vollstreckt.

Es ist verständlich, daß der Versuch, das gute Schönau zu einem Badeort zu machen, nicht glücken konnte. Es war damals, als drüben bei Miltitz ein BADELEBEN sich entwickeln wollte, in der Zeit des frühen Biedermeier; da quartierten sich auch in Schönau Gäste ein, von denen die alte Nachricht indes lakonisch melden muß, „daß sie den Ort nicht überfüllen zu wollen scheinen“. In der Tat sind es immer wieder minder heitere Erinnerungen, von denen die Chronik des Dorfes zu erzählen weiß. Wiederholt wurden z. B. in der Zeit nach der Reformation Kaufleute, die auf der großen Landstraße aus dem Reich zur Leipziger Messe zogen, gerade in Schönau überfallen und ermordet, so vor allem 1557 der Kaufherr Vertel aus Nürnberg. Der alte Bericht, den z. B. Magister Schwarze davon überliefert, ist heimat- und rechtsgeschichtlich gleichermaßen fesselnd:

„1557, den 20. April, als bey angehender Ostermesse die Nürnberger Kaufleute bei 30 Pferde starck miteinander auf die Leipziger Messe ritten, sind sie

von etlichen bezehnten Edelleuten, so aus der Stadt gekommen, beim Dorfe Schoenau zur Ungebühr angefallen und sonderlich ein alter Kauffmann, von ihnen Siegesmund Vertel genannt, dergestalt geschlagen worden, daß er Nachts darauf gestorben, weswegen ein Hochedl. Rat etlichen Reutern und Schützen nachzusetzen befohlen, welche die Täter ertappt und mit sich gefänglich heimgebracht. Inmittels hat man den entleibten Körper unters Rathaus bringen lassen, welchen allda die Gefangenen einer nach dem anderen, in Gegenwart des Amts-Schöffers und Gerichtsherrn anrühren müssen. (Also die altgermanische Blutprobe auch in der Universitätsstadt Leipzig noch 1557!) Als nun Wolff von Draschwitz und sein Knecht Hannß Stagsch den Todten angerühret, und derselbe aufs neue zu bluten angefangen, hat man seine Brüder und andere Gefangene wieder losgelassen, ihn aber und seinen Knecht in genauer Haft gehalten und nach untersucher und bekannter Mordtat den 4. Juni 1557 auf'm Markte auf einer Pocherte, so mit schwarzem Tuche belegt war, die Köpffe abgeschlagen und darauf mit Schülern auf dem Gottes-Acker begleitet und begraben." Wieviel vermag dieser kurze Bericht dem Geschichtsfreunde zu sagen.

Freundlicher ist die Erinnerung an jenes Kuchenessen, das bis zum Weltkriege am zweiten Sonntag nach Pfingsten in Schönau stattfand und vielleicht noch mit einem Fest aus katholischer Zeit in Verbindung stand. Dabei wurden in einen riesigen Kuchen Lose eingebacken und die Kuchenstückchen dann verkauft. Besser können Nieten nicht versüßt werden!

2.

Feldwege

Der Weg, der nordwestwärts des Dorfes in dreiviertel Stunden nach Lindenauendorf und weiter in wiederum gut dreiviertel Stunden westwärts nach Priesteblich führt, ist, weil er abseits der großen Straßen nach Merseburg und Weissenfels nur geringem Verkehr dient und zugleich zunehmend Umblick nach links und rechts gewährt, der rechte stille Feldweg, mag er auch in seinen ersten 600 Metern heute auf Stadtgebiet liegen, denn das Dorf Schönau ist als der künftige Hafentort von Leipzig vor einigen Jahren bereits einverleibt worden. Freilich kämmt der kalte Nordwest die noch fast kahlen Winterfluren mit recht rauhem Kamme, ganz anders als beim letzten Wandern hier an jenem Sommertage, an dem das Korn weithin mannhoch in den Salmen stand. Heute ist das Wetter eher zu ernstern Gedanken angetan, und doch von Viertelstunde zu Viertelstunde verfliegen sie mehr. Es ist so, als ob das große Zufseisen, das als Glücksfund am einsamen Wege liegt, sie verscheuchte. Und immer mehr verwischt sich auch die Disharmonie des Grenzgebietes zwischen Stadt und Land. Noch beengen mancherlei Bauten in wenig hundert Metern Entfernung abseits des Weges da und dort den Blick. Dann, etwa nach dem Überschreiten der Thüringer Eisenbahn, bleiben auch sie zurück.

Immer mehr weitet sich der Blick, steigt doch der Weg zugleich auch jetzt zur Höhe der langgestreckten Endmoräne empor, die sich von Rückmarsdorf südwärts



Eine kennzeichnende Endmoränenlandschaft (an der sächsisch-preussischen Grenze zwischen Taucha und Eilenburg)

bis nach Dehlig, saaleabwärts von Weissenfels, hinzieht. Es ist eine besonders reizvolle Stelle, selbst jetzt im herben ersten Frühling, wo der Weg diese sandige Höhe kreuzt und dann abwärts quer durch das schmale und ganz leise schon ein wenig grünende Tal des Ischampert führt, das Erlen und Rüstern geleiten und in zwei Wochen die schönen, süß duftenden, im Leipziger Lande seltenen dunkelgelben Himmelschlüßelchen, die *primulae officinales*, zieren werden. Stundenweit reicht der Blick von hier in die Runde, west- und nordwärts ins Preussische, süd- und ostwärts ins Sächsische hinein bis jenseits des Schornsteinwaldes und Häusermeeres der nun schon fernen Stadt. Jede einzelne der eifrigen Windmühlen



An der Kirche von Lindennaundorf (westlich von Leipzig)

auf dem Auenrande nördlich der Elster jenseits von Schkeuditz und Lützenhena ist deutlich zu erblicken.

Lindennaundorf führt seinen Namen mit Recht. Eine Linde nach der anderen steht längs der feingeschwungenen Dorfstraße und mildert den etwas harten Eindruck der großenteils im Ziegelrohbau errichteten, aber längst von altersgrauer Patina überzogenen Bauernhäuser. Der Ort selbst bietet nicht viel. Der feine Turmhelm der einst zum altzöllischen Klostergut Altranstädt gehörenden Kirche ist im Grunde die einzige Besonderheit, die sich beim Durchschreiten des Dorfes darbietet. Wer gern Gedanken ausspinnt, mag auch wohl darüber nachdenken, warum jene russische Hofschauspielerin, deren Lebenszeit die Jahre 1824—1869 begrenzen, hier in diesem stillen Dorfe unter einem riesigen Grabkreuze so früh ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Kurz hinter Lindennaundorf lohnt es sich, den Blick noch einmal rückwärts zu wenden. Malerisch liegt da Rückmarsdorf an jenen Dünenhöhenzug geschmiegt, auf dessen Kamm sich noch heute wenigstens zwei von jenen drei Linden erheben, die bereits vor vielen Menschenaltern den Schmuck auch des Siegels der Gemeinde darstellten. Die dritte ist erst vor einer Reihe von Jahren rohen Händen zum Opfer gefallen, die sie ausbrannten. Leider ist auch im Jahre 1930 jene alte holländische Windmühle wegen Baufälligkeit von ihrem Besitzer zum Abbruch verkauft und bis auf einen lange schmerzlichen Himmel ragenden Stumpf abgebrochen worden, die auf dieser nur zwei Duzend Meter hohen Erhebung in der weiten Ebene doch stundenfern eine kennzeichnende Landmarke und eine sehr feine Steigerung bedeutete. Erfreulicherweise sind auf einem Teil des Hanges vor wenig Jahrzehnten Birken angepflanzt worden, die hier einen ihrer seltenen reinen Bestände in der Leipziger Umgebung bilden. Gerade auf dieser sanften Höhe, von der schon ein Buch aus der Zeit Goethes hervorhebt, daß sie einen Umblick auf hundert Kirchtürme und bis zu den Schlössern von Weisensfels und Freyburg darbiete, wirkt die Steigerung durch schöne Bäume ja ganz besonders. Jahrhundertlang war es Brauch, daß sich hier oben unter diesen Bäumen die jungen Ehepaare am Tage nach der Hochzeit mit allen ihren Hochzeitsgästen im Tanze drehten. Heute lieben wohl mehr die Alten die ehrwürdigen Linden. Manche Linde steht auch an Kirche und Gottesacker des alten Abteigutes und -dorfes Rückmarsdorf, das bis zur Reformation dem Merseburger Peterskloster gehörte. Und mancher stille Winkel, wie etwa vor der malerischen dörflichen Schmiede, lädt zum Verweilen ein. Am rührendsten aber bleiben die Birken mit ihren schneeweißen Stämmen auf der silbrigen, mit karger Grasnarbe bedeckten Moräne.

Manche alte Gerechtigkeit und mancher alte Brauch lebte gerade in Rückmarsdorf länger als sonst im verkehrsreichen, rings offenen Leipziger Lande derartiges Brauchtum weiter. Bis 1904 besaß die Altgemeinde den wertvollen Brandensteinischen Stiftungswald drunten in der Aue, wo jetzt Schlobachs Hühnerfarm steht. 1904 verkaufte sie ihn für 200000 Goldmark: In den gleichen Jahren, in denen den jahrhundertlang Nutzungsberechtigten dieser stattliche Erlös zu Nichts zusammenschmolz, wurde der Forst als wertvoller Sachwert jener grauenvollen Zeit der Papiergeldflut und der Umwertung aller Werte restlos abgeholt. Gleichfalls an die Brandensteins, die vor 400 Jahren auf Dölkau, eine Meile nordwestwärts an der Aue saßen, erinnerte auch die in gewissem Umfange bis 1914 verteilte Spende, von der es aus der Zeit nach den Befreiungskriegen bei Schumann heißt: „Merkwürdig ist auch die jährlich hier gehaltene Spende, welche 1508 oder 09 ein Fräulein von Brandenstein stiftete, weil sie in ihrer Krankheit hier trefflich abgewartet war, so daß sie ihr Reiseziel Dölkau glücklich erreichte. Sie vermachte nämlich der Gemeinde 72 Acker Holz. (Dies war eben der Brandensteinische Stiftungswald.) Dafür hat die Gemeinde jährlich die Armen nach gewisser Vorschrift zu speisen, so wie den Pfarrer, Schulmeister und die Gerichtspersonen; die Kosten bringen die Holzbesitzer teils in natura, teils in Gelde auf. Ihre Schenkung verpflichtete den Pfarrer zum Lesen einer Messe Montags der Michaelmesse,

zum Fußwaschen der Armen des Ortes und zu einer Predigt; der Bader zu Markranstädt hatte die Armen vor Empfang der Spende an einem steinernen Wassertroge zu schröpfen, zu salben, ihnen die Haare zu verschneiden und die Schadhafsten zu verbinden. Dies hob die Reformation fast alles auf, aber die Predigt und die Spende blieben. Letztere besorgt die Gemeinde durch jährliches Speisen der Armen im Gemeindehause. Dreißig gehen noch auf einmal ins Haus und erhalten: Brühsuppe, Erbsen, Brod und Fleisch, auch Bier. Zuletzt speisen auch Pfarrer, Schullehrer und die Gerichtspersonen. Vier Weiber sind der Reihe nach Wirtinnen und vier Aufwärter kochen und teilen auf. Die Kosten betragen etwa dreißig Thaler, denn oft war die Zahl der Armen groß: so im Jahre 1790 gegen 400.“

Wie schön ist es auch, in den tiefen Sandgruben des Rückmarsdorfer Sandbergs sommers unter tiefblauem Himmel im Dufte der Feld- und Bauerngartenblumen weltfern wie in stiller Meeresbucht zu träumen:

Wir saßen beieinander
Im Dünenand, im Sonnenschein,
In heißer flimmernder Sommerluft
In stiller Sandbucht, ganz allein.
Nur hundert Sonnenblumen
Mit großen Augen schauten drein.

Und hundert Sonnen waren
Wohl nicht zu viel für so viel Glück:
Die Wirklichkeit wich weit zurück
Vor all dem Himmelscheine.

So saßen wir, geschwistergleich
Zeitlos, wunschlos, reich, so reich;
Selige Kinder, silberner Sand,
Goldene Sonnen, Märchenland.

3.

Finis terrae

Und immer stiller wird der Weg und immer weiter wird das Land. Schon zieht ein Bussard still und gar nicht scheu zu Häupten des Wanderes seine Kreise. Schon scheucht der Schritt ein paar Rebhühner nahe dem Feldwege auf. Schon äugt ein Rudel Rehe drüben hinter der Bodenwelle neugierig und nicht zu ängstlich herüber. Und immer weiter wird auch nun der Umblick. Fast gleichzeitig taucht am Horizont in der klaren Vorfrühlingsluft Webau auf, — das Braunkohlenwerk bei Hohenmölsen, — Lützen, das hohe Saaleufer südlich von Weisensfels, die Brikettfabrik Kayna, das Salzwerk von Dürrenberg, Merseburg, Gröbers, wo 1920 so viele Schutzpolizeimannschaften im Bürgerkriege fielen, dahinter ganz klar auch der ferne Petersberg und weiter nordostwärts Freiroda.

Wieviel Stunden weit schweift hier mitten in der Ebene der Blick! Eintönig wirkt diese flache unendliche Weite nur dem, der sie sich noch nicht erwandert hat, und dem noch nicht jeder Feldweg, jeder Grenzstein, jede der seltenen Baumgruppen, jeder Weiler etwas zu sagen vermag. Wieviel reicher ist der im Boden wurzelnde Landmann, der jedem dieser, dem flüchtigen Großstädter ununterscheidbar dünkenden Felschläge mit sorglich feinsinniger Beobachtung seinen besonderen Namen gegeben. Da gibt es in Lindennaundorfer Flur eine Heide, einen Unterplan, und einen Mittelplan, Krautbreiten und eine Kalte Lufe und nun in der Gemarkung von Priesteblich einen Kessel, einen Pflanzenteich (ein ausgefülltes



Blick vom Südrande des Bienitz nach Frankenheim

Wasserbecken), einen Tannenwald, obwohl seit Menschenaltern kein Nadelbaum mehr weithin steht.

Wie stark wirken in dieser Stille und Einsamkeit Ereignisse wie Bauten, die in der Großstadt bald von Unrast und Lärm übertönt, von Gewinnstreben beseitigt würden. Wie ein Kap ragt die Frankenheimer Kirche, eine Viertelstunde nordwärts des Weges, am Dorfausgang gegen Abend in das weite Leipziger Land. Mit Recht haben feinsinnige Freunde dieses Leipziger Landes gerade sie zum Titelbild jener schönen Sammlung „Leipziger Land in Bildern“ gewählt, die kurz vor dem Kriege vom mächtig anwachsenden Natursehnen der Großstadtjugend auch in der Umgebung von Leipzig Zeugnis ablegte. Ähnlich überdauerte der breitere gedrungene Turm, der gleichfalls bis weit in das Mittelalter

zurückreichenden, einst den Tempelherren gehörenden Kirche von Priesteblich vorwärts als einsame Landmarke weit über ein halbes Jahrtausend. Immer wieder drängen sich die schwermut- und stimmungreichen Zeilen des fürstlichen Dichters auf, die diesem an der menschenfernen Kapelle über dem westlichsten Felsen der Iberischen Halbinsel der sehnsuchtsreiche Westwind zutrug, so meeresweit und meergleich erstreckt sich von hier ganz ebenes, ganz einsames, ganz weites Land abendwärts:

„. . . Das ist Kap Lebensende,
Kap Finisterre genannt . . .!“



Kirche von Priesteblich bei Markranstädt (Sandsteinquader und Ziegel)

Diese bescheidenen frommen Bauten ragen und grüßen ebenso wie erste, letzte Vorposten einer ursprünglicheren, friedevolleren, klareren Zeit.

Auch vom Dorfplatz gesehen, bildet das Gotteshaus von Priesteblich, zeitlich auf der Grenze zwischen romanischem und gotischem Stil stehend, am Eingange zum Friedhof, von einem feinen alten Totenhaus flankiert, eine besonders malerische Gruppe. Das schräg dazu rechter Hand im Hintergrunde stehende Pfarrhaus und manche schönen alten Bäume runden das Bild dörflichen Friedens ab. Und doch, wie schwer lastet das deutsche Leid auch auf der kleinsten dörflichen Gemeinschaft: Unter den Gefallenen des Weltkrieges nennt das Ehrenmal auf dem Gottesacker allein drei Brüder, von denen zwei in der Marneschlacht am gleichen Tage, am 9. September 1914, dem Schicksalstage Deutschlands, ihre Treue mit dem Tode

besiegelten. Der aus Sandsteinblöcken, wohl schon vom Saale- oder Unstrutufer, nicht wie meist die Türme der alten Feldsteinkirchen des Leipziger Landes, aus Findlingen gefügte, stark ausgewitterte Turm wirkt fast wie eines der ohne Bindemittel errichteten antiken Bauwerke. Herb, zeitlos, ewig. Auch das Innere der kleinen Kirche ist erfreulich unverdorben und bodenecht. Wenn Priesteblich, obschon Frankenheim das größere Dorf des Kirchspiels ist, dem Pfarrer als Wohnort dient, so ist der Grund angeblich, daß es vor Jahrhunderten durch das Salz, das in der Umgebung, zumal in Dürrenberg, noch heute große Bedeutung besitzt, wichtiger gewesen sei. Jedenfalls ließ noch 1819 die sächsische Regierung auf der Priesteblicher Heide durch das Bergamt Freiberg Untersuchungen auf Salzquellen erneut anstellen. Trotzdem man an die hundert Meter tief bohrte, fand man außer Sanden und Tonen und zwei dreizehn und zwei Meter starken Braunkohlenflözen nichts; dann stieß man auf das Urgestein, das Kotliegende.

Nicht immer war es so friedlich in Priesteblich. Noch heute trägt der Balken über der Tür zum Pfarrhause die Inschrift:

Abgebrannt den 27. April anno 1741.

Aufgerichtet den 25. Juli 1742.

Hilf Gott aus Noth.

Ach, nimm dieß Haus

In Deine Huth,

Bewahre es vor Krieg und Blut

Und schütz uns vor der Räuber Wut.

Allein im Dreißigjährigen Kriege war das Dorf mehrmals ausgebrannt worden, und wie so viele andere hatte es lange Jahre völlig wüst gelegen. Auch im Nordischen Kriege war es dem Hauptquartier des Schwedenkönigs Karl XII. verhängnisvoll nahe benachbart, der, kaum eine kleine Stunde weit, drüben in Altranstädt fast ein Jahr lang, 1706/07, im Quartiere lag und dem sächsischen Kurfürsten, dem starken August, einen harten Frieden diktierte. Der „tat dem Könige vorzüglich wehe“ wegen der in seinem elften Artikel bedungenen Auslieferung des Livländers Reinhard von Patkul, der als Mitglied der schwedischen Ritterschaft nach Entzweiung mit Karl XII. lange vor dem Kriege als Oberst in sächsische Dienste getreten war. Der in mehr als einer Beziehung pathologische Schwedenkönig hielt den unglücklichen Edelmann dann monatelang, an einen Pfahl geschlossen, in Altranstädt gefangen und ließ ihn schließlich in Polen auf scheußliche Weise zu Tode martern. Auch der Friedensvertrag trägt seinen Namen von dem Dorfe Altranstädt: er wurde indes bald durch die für die Schweden unglückliche Schlacht von Pultava gegenstandslos.

Es ist nun einmal so im Leipziger Lande: Überall mahnen Erinnerungen an blutige Kämpfe. Selbst die friedlichste Vorosterwanderung wird von ihnen überschattet. Auch Lützen, das eine Meile entfernt, mit Schloß und Stadtkirche, davor der spitze Turm der Schwedenkapelle, blauschwarz und ernst gegen den Horizont steht, weiß ja unendlich viel von Kriegesnot und Tod zu erzählen. Noch 1819 lagen nicht weniger als 65 Baustellen in dem nur 200 Häuser

umfassenden Städtchen als Folge der Befreiungskriege des Jahres 1813 wüßt! Bis zu diesem Jahre sind sämtliche Kirchenbücher vernichtet. Und wie es im Dreißigjährigen Kriege zugegangen war, braucht nicht im einzelnen geschildert zu werden. Mehr als einmal ist der seltsame Schwedenkönig Karl XII. über die weite Ebene hinüber zu der Stätte geritten, da sein großer Vorfahr Gustav Adolf im Reiterkampfe seine Seele aushauchte.

Ein fröhlicheres Bild überliefert die kurfürstliche Geschichte aus der Zeit der lebensvollen Renaissance. Da fuhr um 1480 einst der Kurfürst Ernst mit großem Gefolge zur Leipziger Messe durch Altranstädt. Ihn zu sehen, eilte ein Bauernjunge vom Felde herbei, indem er die ihm anvertrauten Gänse mit den Hälsen in seinen Gürtel gesteckt mit sich trug. Er drängte sich, possierlich genug, so weit hervor, daß der Kurfürst ihn bemerkte, einige Fragen an ihn richtete und in seinen Antworten große Anlagen zu einem Hofnarren fand. Klaus Narr ist dann bei ihm, beim Herzog Albrecht, beim Erzbischof Ernst von Magdeburg, bei Friedrich dem Weisen und schließlich sogar bei Johann dem Beständigen bis zu seinem Tode 1530 Hofnarr gewesen und seine Aussprüche und manchmal freilich auch recht gewürzten Wortspiele sind in den Jahren 1551 bis 1602 unter dem Titel „Historien enthaltend seine schimpfliche Worte und Reden, die ehrbare Leut Clausen abgemerkt und nachgesagt haben“, nicht weniger als siebenmal aufgelegt worden.

Ganz still führt das letzte Stück des Weges immer über weites Land südwärts nach dem Landstädtchen Markranstädt, dem markgräflichen Ranstädt zum Unterschied vom Altzellaer Altranstädt. Immer klarer wird der Abend und der Sinn. Unendlich weihervoll geht in dem kalten klaren Dämmern die Sonne feurig rot gerade hinter dem drei Stunden entfernten Leunawerk unter. Schon steht auch noch halb verschleiert der Mond im Osten hoch am Himmel. So klar ist es, daß weit jenseits der Saale die allerersten Vorberge des Harzes sich wie mit Silberstift am graublauen Himmel abheben, so friedlich, daß es wie eine Gewißheit über Feld und Wegen liegt: Es muß doch Frühling werden.

Im Garten aber längs dem Gittertor,
Strebt an der Hecke grüner Sauch empor,
Und manchmal zwitscherts so vom Hang ins Haus
Als richteten sie eine Botschaft aus.
Und Primeln sind schon da und Veilchen auch.
Es duftet leise nach bescheidnem Brauch.
Die graue Luft ist leicht und würzig rein.
Es kann nicht mehr so weit vom Frühling sein.

(Richard von Schaukal)

Soll noch etwas von Markranstädt gesagt werden? Es war nur gerade noch wenige Minuten Zeit, bis zur Abfahrt des Kraftomnibus in die erleuchtete Stadtkirche zu treten, wohin die Abendglocke lockte. War es noch jene Seigerglocke, von der nach einer geistlichen Quelle aus der behägigen Zeit vor dem Schlesischen Kriege „eine bekannte Tradition bis auf diese Zeit geblieben“, die also lautet:

„Wie noch Markranstädt in seinem alten Flor gestanden, hat man solch gut Bier allhier gebrauet, daß die benachbarten Dorffschaften sich eine besondere Güte darauf getan. Als nun einstmals an einem großen Jahrmarkte gesamte Bauern aus einem benachbarten Dorfe allhier weidlich gezecht und sich dergestalt verpuffet, daß sie am Ende nicht bezahlen können, und man sie nicht, ehe sie bezahlt, weglassen wollen, haben sie sich genötigt gesehen, eine ihrer Glocken zur Bezahlung zu versprechen“, die auch alsbald zur Auslösung der dörflichen Zecher angeliefert und niemals wieder eingelöst wurde.

Hoch und weit schwang sich im lichtesten Gelb, mit leuchtendem Rot, Blau und Gold abgesetzt, das gotische Gewölbe des Gotteshauses empor. Märchenhaft strahlten im Kerzenschein die Altarbilder und darüber der Schlußstein mit dem Wappen des Anhalter Herzogs, der einst Bischof von Merseburg war, als der Chor neu gewölbt wurde. Dicht drängten sich die Kinder zur abendlichen Weihestunde. Was wollen da Worte mehr sagen? Es ist so schön, nicht alles zu wissen, so beglückend, sich zu bescheiden.

Junger Maitag

(Gautsch — Zöbiger — Lauer — Sainholz — Knauthain)

I.

Morgenstunde

„Ihr kennt die eigentümliche, den Körper wohligh überrieselnde Prickel-
fühle, mit der man an ohnedies höher gespannten Reisetagen aus einer guten
Nachtruhe in eine reinliche Morgenfrische hinaustritt. Die Natur ist ein lachendes
Mädchen, das mit kühlen Händen hell und rein ins Zimmer tritt. Wir sind verjüngt
an diesem Morgen. Unternehmungslust und Neugier auf Überraschungen des Tages
sitzen uns in Augen und Gliedern . . .“ (Friedrich Lienhard, „Thüringer Tagebuch“.)

Wer Wanderblut besitzt, dem beschert schon der junge Morgen eines einzigen
Wandertages in fargen Wochen und etwa die kleine Straßenbahnreise bis zu den
letzten Vororthäusern solche Vorfreude, solche Entdeckungslust, solche seltsame
Lichtheit und Leichtigkeit.

Hier, noch am Rande der Großstadt, herrscht schon und noch ganz der junge
Lenz im weißen Kleide: „Weißer Stern“ heißt selbst die Schankwirtschaft an
der Endstation in Gautsch, und weiß fließt es bereits über von den Hecken und
Zäunen: Schlehe und Sauerkirsche. In weißer Gala präsentieren sich neben dem
feinen Liebeskindschen Biedermeierhäuschen an der Lauerschen Straße mit
Porphyrgewänden und Urne und mit den Empiremöbeln hinter den weit offenen
Fenstern schimmernde Birnen- und Apfelblütenzweige, strahlende Kastanien-
kerzen, leuchtende Birkenstämmchen.

Wie schnell entführt solcher junge Morgen weitab in Märchenfernen! Nur
ein, zwei Minuten Weges: hundert Schritte noch entlang dem Gange mit dem
üppigen Garten und dem im frühen Heimatsstil der Zeit um 1910 erbauten reichen
Pfarrhause des vor dem Kriege begütertesten Kirchspiels der Leipziger Umgebung.
Üppige Bäume und der aristokratisch schlank und hoch sich reckende Kirchturm
in feinen barocken Linien überragen es um die Wette. Dann öffnet sich rechter
Hand eine grüne Baumhalle zwischen der Rentmeisterwohnung mit einem Tor
wohl vom alten Herrenhause in den strogenden Formen des Hochbarocks. Der
Schlußstein, ein Kopf, so urkräftig und saftvoll, so schreckhaft und urtümlich
wie selten eine Plastik im etwas sanften Leipziger Lande. Zwischen Amtsmanns
Haus links und dem kräftig ansteigenden Pfarr- und Kirchhügel rechter Hand
verkümmern alte beschnittene Linden ein wenig im Schatten, so daß sie fast wie
Kopfweiden ausschauen. Auch das reiche schmiedeeiserne Pseudorokoko des Tores
an der Brücke am Ende der Baumhalle verrostet und zerbröckelt.



Die Kirche von Gaußsch vom Rittergutspark aus

Aber dann ist mit einem Male alles von neuem hell, alles licht, alles wieder hoffnungsfroh und maifrisch: Der Rittergutspark von Gaußsch, den samt dem Herrenhaus der hier eine Insel bildende Pleißen-Floßgraben umspült. Alle alte und immer neu junge Kraft der saftigen Aue, gesteigert und veredelt durch Jahrzehnte liebevoller Pflege: Faulbaum und Hollunder mit dem kräftigen und heimatlichen Blütenduft des strogenden Sumpffstrauches, Eichen, Rüstern, Eschen, Linden, Birken, eine lichter als die andere, Ahorn im feinen Spitzenkleid und italienische Pappeln im rieselnden schütterten Laubgewande des jungen Lenzes, bitter-süße Akazien, Schwarzdorn. Und überall immer wieder jauchzende lebensbejahende Frühlingsblüten und -farben: ganz tief über all ihre herbe und holde Schönheit errötende Blutbuchen, lachende, sich im Spiel des Windes verschwendende Magnolien, glänzend lackierte, Knospenreiche Rhododendren und ernste dunkle Eiben, ihrer fast ein kleiner Wald. Dazwischen achten hagere korrekte Lebensbäume und fast zu exakt nach Maß gekleidete Douglastannen, etwas fremd im Auenwald, wie eine grüne und eine blaue Polizei darauf, daß so viel Üppigkeit und Heiterkeit nicht überschäume. Und können es doch nicht hindern, daß Rotdorn und blauer und weißer Glieder die Bienen und Schmetterlinge mit ihrem überschwenglichen Duft fast trunken machen. — —

2.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis

Das Schwirren und Summen der Insekten und das sanfte Wiegen der Baumkronen ist der einzige Ton im weiten Parke. Unmerklich geht er in den stillen Hochwald der Herrschaft Knauthain alsbald jenseits des Floßgrabens über, in dem ein paar Gesellen ihre Fischreusen beim Naben von Schritten etwas allzu geschäftig betreuen, obwohl sich darin kein einziger Hecht, keine Schleie und selbst kein Weißfisch gefangen, die doch, sie berichten es sehr eifrig, in dieser grünen Einsamkeit noch nicht selten seien.

Schweigt der Menschen laute Lust,
 Rauscht die Erde wie in Träumen
 Wunderbar mit allen Bäumen,
 Was dem Herzen kaum bewußt
 Alte Zeiten, lichte Trauer,
 Und es schweben leise Schauer
 Wetterleuchtend durch die Brust.

(v. Eichendorff)

17 Jahre ist es her, ein Sonntag, ein Frühsommertag, sonnenhell und wunschlos, wie heute. Da sah der nur selten mehr belebte weite Garten fröhliches Festtreiben, das legtemal vor dem großen Kriege. Wie stark Erinnerung hier ergreift.

War's der Kuckuck drüben aus dem „Märchengarten“, dem kleinen versponnenen Kasthaus — einer ehemaligen Ziegelei —, in der Aue westwärts des Parkes drüben über den Wassern? War es die langsam wachsende und leise drückende Nacht der Mittagsstunde? War es der Verfall des menschlichen Bau- und

Beiwerts, der durch all das Grünen und Blühen der Natur leise hindurchlugte: Von Brücken, Statuen und Tempeln her und von dem feinen Torhause, über verwunschene Wasser, aus versponnenen Lauben, an verwobenen Wegen? Verwilderte Natur wirkt stark, verfallendes Menschenwerk trostlos . . .

Selten aber wirkt Vergänglichkeit im so gern etwas korrekten Leipziger Land derart unvermittelt, wie an der halb verwachsenen Orangerie dieses Parkes, auf dessen Rasenfläche sich doch noch ein letzter verzauberter Pfau an seiner eigenen Schönheit nicht genug tun kann. Über 100 Meter lang geleitet sie in gebührendem Abstände mit leicht geschwungener Fassade die Hauptachse vom Herrenhause, einem stattlichen, neun Fenster breiten zweistöckigen Bau, nach dem Walde. Ihr Material, schütterer Eisenkonstruktion und Glas, wie ihre bei allem einstigen Aufwand armen Formen verraten, daß sie erst um die letzte Jahrhundertwende entstand: Und doch bröckelt nicht nur rings der Putz in großen Fladen ab. Nicht nur hängen die Kolläden wirr herab. Selbst einer der smaragdgrünen kupfernen Pylone der Hauptkuppel droht schon herabzustürzen, und zwischen einer angelehnten Glastür und der Hauptglaswand ist, durch das zerbrochene leichte Dach vom Regen gespeist, noch immer treibhausartig geschützt und erwärmt, auf der Schwelle des verfallenden Schönheitstempels eine schmale Birke schon zu 4 Meter Höhe emporgeschossen. Sonst sind die riesigen Gewächshäuser völlig leer. Eisernes Gestänge, zersplitterte Glasscheiben, Reste des steinernen Fußbodenbelags und Schlingpflanzen bilden ein fast unentwirrbares Durcheinander. Ähnlich leer ist es in dem fast schloßartigen Bau ein Stück weiter an der Nordostecke des Parks, dem vor einem halben Jahrhundert fast monumental gleichfalls zu Gärtnereizwecken ausgebauten ehemaligen Schafstall des Ritterguts. Die Wirtschaftsgebäude des Gutes standen einst hier, mitten im Parke. Der damals so begüterte Besitzer verlegte sie später zur Vergrößerung des Gartens auf die Südseite des Dorfes. Aber dann kam der Krieg, und der Rittergutsherrschaft wurden für Haus und Gärtnerei, ebenso wie den anderen Familien, nur 36 Zentner Kohlen jährlich zugewiesen. Die Männer, die vielleicht aus dem Forst oder den Braunkohlengruben jenseits der Harth mehr Feuerungsmaterial hätten heranholen können, standen im Felde. So verfiel in der übergroßen Not der Zeit die Pracht dieser südlichen Gärten, dieser weiten heiteren Glasterrassen voll Orchideen und Rosen, Palmen und Orangenbäumen. Und als es wieder Kohle genug und übergenuß gab, denn die Industrie lag größtenteils still, da fehlten in dem arm gewordenen Lande die Mittel für solch holden verspielten Glanz.

3.

Am Harthrande

Der Rundweg führt an einem kostbaren Gittertore und an Aussichtskanzeln mit Blicken nordwärts, immer von Wasser bald näher, bald entfernter begrenzt, schließlich an der Kirche zum Eingang zurück. Sie ist sehr sorgsam und mit reichen Mitteln kurz vor dem Kriege in enger Anlehnung an den älteren Bau errichtet, den 1717/18 der Bürgermeister und Kommerzienrat Wolfgang Jöcher, gleichfalls

bereits an der Stelle eines weit älteren, schon 1217 dem Thomaskloster in Leipzig unterstellten Gotteshauses, errichten ließ. Gurlitt nennt sie ein hervorragendes Werk des protestantischen Kirchenbaues. Sie war und ist zugleich der Mittelpunkt einer sehr ansehnlichen Parochie, zu der Oetzsch, Raschwitz, Zöbiger, Lauer und selbst das fernab, fast eine Stunde südlich in der Aue liegende Gut Kospuden mit seiner jahrhundertealten Papiermühle gehören. Neben verschiedenen, zum Teil recht feinen Grabplatten, deren sechs in vorbildlicher Weise an der Südwand außen aufgestellt sind, und neben zwei Grabdenkmälern in Form von kanne-lierten Säulen mit Urnen darauf am Nordeingang weist das Gotteshaus im Innern noch manches bedeutende Kunstwerk auf: Verschiedene Grabplatten aus der Zeit derer von Dieskau und von Ponickau, auch eine fast 4 Meter hohe hochbarocke Inschrifttafel auf einen Pfarrer aus der Zeit um 1670, vor allem aber eine ungewöhnlich gute, den Arbeiten von Andreas Schlüter nahe verwandte Barockbüste und ein hervorragendes Marmorrelief des reichbegüterten Grafen Manteuffel, der um 1750 das benachbarte Lauer besaß, in der Hauptsache freilich nach einer sehr glänzenden Laufbahn am brandenburgischen und kursächsischen Hofe als Freund der Künste und Wissenschaften seine späteren Lebensjahre in Leipzig selbst verbrachte.

So kam dieser künstlerische Glanz in jener Zeit in das noch 1816 nur 290 Einwohner zählende Dorf. Die Rittergüter in den Auen südlich von Leipzig waren, seit nach dem Dreißigjährigen Kriege die sichereren Verhältnisse und der in Leipzig bald hohe Erträge abwerfende Frühkapitalismus reichen Städten zunehmend den Kauf von Landgütern gestatteten, sehr beliebte Herrensitze. Offenbar entsprach auch der Wechsel von Wald und Wiese, Wasser und Buschwerk besonders dem Zeitgeschmack wie dem Ruhebedürfnis der in der umwallten engen Stadt lebenden Handelsherren, denen sich gelegentlich ein wohlhabender Professor oder Advokat als Grundherr zugesellte. Immer wieder wird „die angenehme Lage am Rande der breiten buschigen Wiesenaue“ (so für Knauthain) oder „am Rande der anmutigen Elsteraue“ (so für Prödel) hervorgehoben und ebenso die Beliebtheit etwa des „ansehnlichen Gauzschers Gasthofes, wo die Leipziger Parthien das Vergnügen haben“, oder auch des Großen Gasthofs von Zöbiger, heute „Zum Damhirsch“ genannt, der „auch Leipzigern zur Ressource dient“. So ist es kein Wunder, daß, wie nach dem Weltkriege gut verdienende Syndici und Rauchwarengroßhändler, so schon um 1700 in Lösnig und ebenso etwa um die gleiche Zeit auch die Familie sich hier ankaufte, die, nachdem die von Winkler, Dölitz ihren Herrensitze vor wenigen Jahren verkauft haben, wohl die am längsten im Leipziger Lande ununterbrochen ansässige, noch im Mannesstamme blühende Familie aus dem städtischen Patriziat darstellt: die Familie Kees.

Der Gründer des Leipziger Zweiges des aus Lindau am Bodensee stammenden Geschlechtes ist der 1645 geborene Johann Jakob Kees der Ältere. Er trat 1662 in Leipzig in das Geschäft seines Onkels Andreas Egger, gleichfalls aus Lindau, ein, bildete sich aber 1671/73 in Italien, dem Ursprungslande des modernen Bank- und Geldwesens, weiter aus. Als der Onkel und dessen Sohn Gottfried Egger, der auch Akzise-Kat und Oberpostmeister war, 1684 starb, wurde Kees



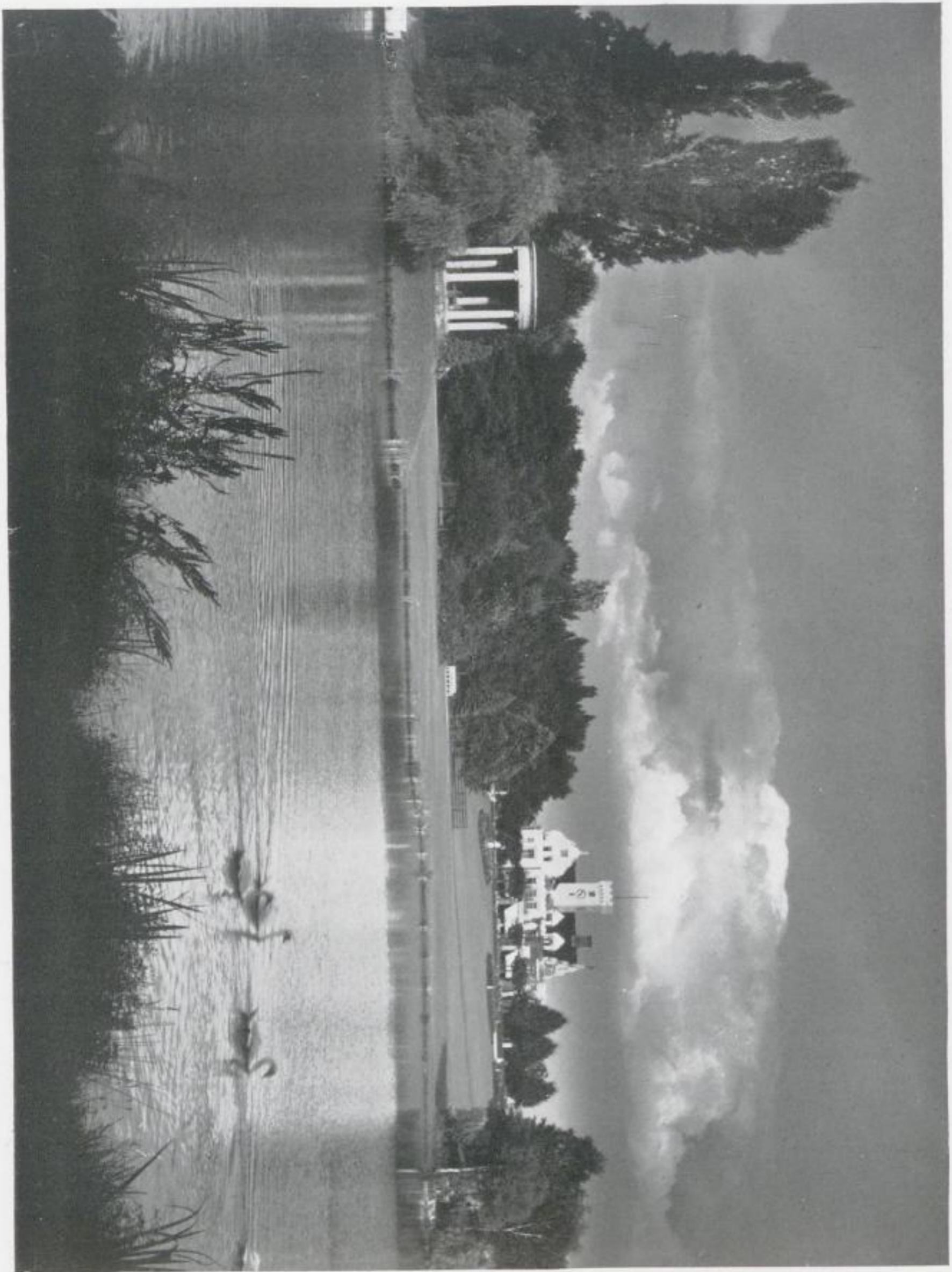
Das Herrenhaus in Jöbigger
Inskrift der Kartusche im Mittelbau: „Zur Erinnerung an das 200jährige Jubiläum treuen Zusammenwirkens 1714
31. Mai 1914 der Rittergutsbesitzer gewidmet von den Gemeinden Jöbigger und Prödel“



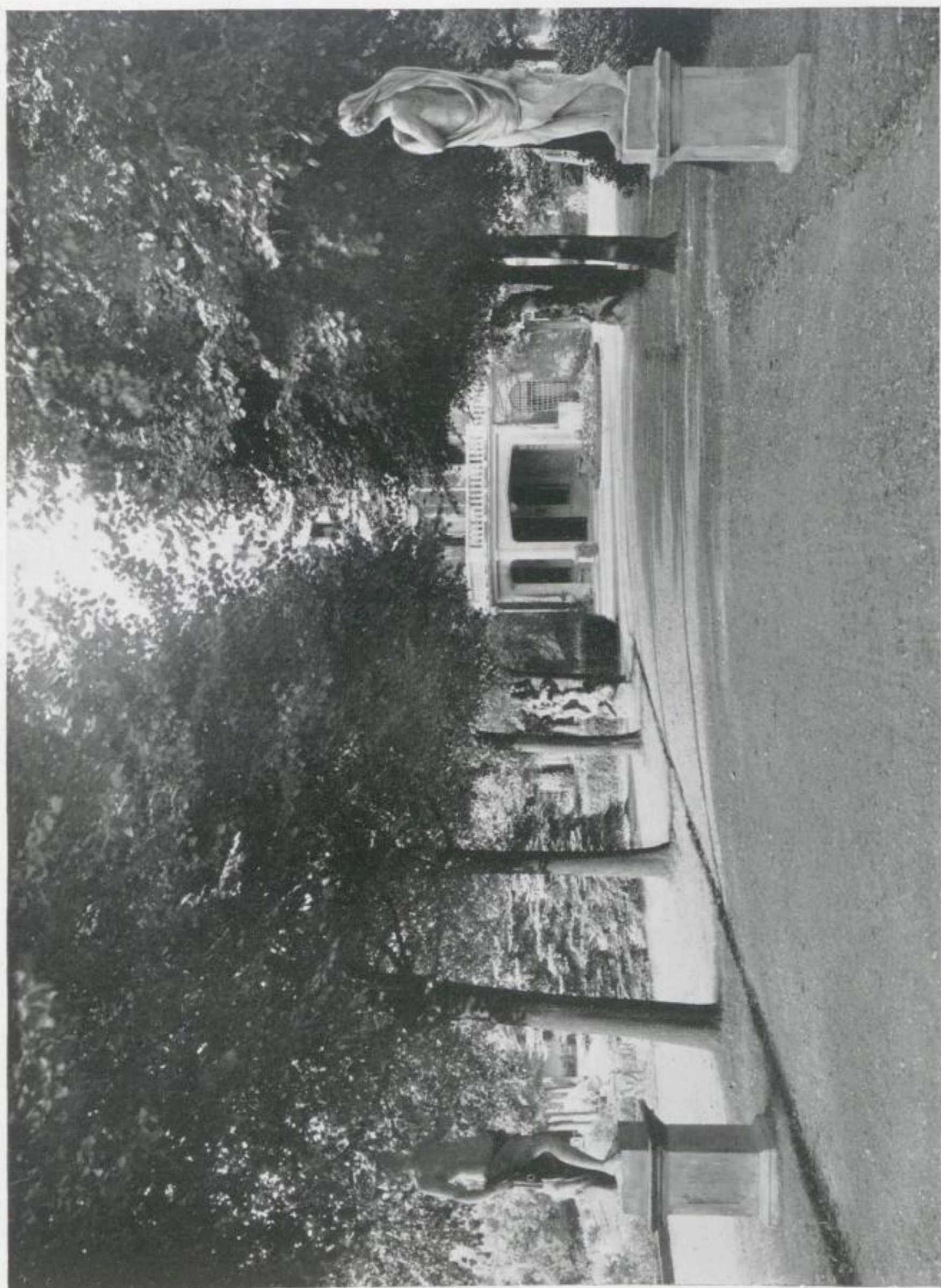
Blick von der Terrasse des Herrenhauses des Ritterguts Jöbinger

Alleininhaber der Firma und in schneller Folge 1689 Ratsherr und 1691 sächsischer Oberpostmeister, sowie Pächter der „Leipziger Zeitung“. Bereits 1696 konnte er dem Kurfürsten 12000 Taler Pacht und dazu die damals sehr große Summe von 100000 Talern als Vorschuss zahlen. Für seine Gewandtheit als Bankier hatte ihn der Kurfürst, dem sein Rat auch anderweit nützlich gewesen war, schon 1689 zum Kommerzienrat ernannt. Johann Jakob Kees der Ältere spielt in der Leipziger Handelsgeschichte eine besondere Rolle, weil auf ihn die Vertretung der gesamten Kaufmannschaft durch die Leipziger Handelsdeputierten zurückzuführen ist, eine Körperschaft, deren Begründung er 1681 vorschlug. Wenngleich zunächst die Kramerinnung wie der Leipziger Rat widersprach, setzte er sie bei der sächsischen Regierung alsbald durch. Die Handelsdeputierten bildeten eine Kommission, die bis 1868 bestand und den Vorläufer der Leipziger Handels- und Industriekammer, einer der bedeutendsten Europas, darstellte. Wahrscheinlich gehen auf Kees auch die 1682 von den Handelsdeputierten erlassenen handelsgeschichtlich und konfursrechtlich bedeutsamen Ordnungen über das Wechsel- und Handelsrecht zurück. Auch sein Sohn Jakob Kees der Jüngere (1677—1726), der 1714 Zöbiger hinzerwarb, war sächsischer Oberpostmeister. In späteren Jahren fiel durch Heirat ferner Gauzsch an die Familie, die außerdem das Rittergut Innitz bei Zwenkau erwarb. Zöbiger wird von ihr allerdings seit einigen Jahren nur als Wohnsitz benutzt, da die Sächsischen Werke das kohlenreiche Gelände außer Schloß und Park angekauft haben. Noch heute kündigt aber an den Gutsgebäuden verschiedentlich das Wappen des alten Patriziergeschlechtes von seiner Geschichte. Es weist im oberen rechten Felde ein Posthorn, im linken ein springendes Pferd, im rechten unteren einen Löwen und im linken einen Pelikan, im Herzschild aber einen Fisch auf, Beziehungen also auf die Heimatstadt Lindau mit ihrem Löwen und auf die alte Postmeisterherrlichkeit.

Zöbiger selbst ist durch eine hübsche Aue längs des Flossgrabens auch abseits der aussichtsvollen aber verkehrsreichen Landstraße in einer Viertelstunde erreichbar, die weiter längs der Garth nach Zwenkau führt. Der oben erwähnte Gasthof, dann das Schloß, davor die feingeschwungenen Ziegeldächer seiner ausgedehnten Gärtnergebäude, alles im Grün eines alten Parkes, beherrschen das Dorfbild von Leipzig her fast ausschließlich. Das Schloß, elf Fenster breit mit einem halbrunden Vorbau, ist wohl nicht ohne Einfluß des bedeutenden Leipziger Barockbaumeisters David Scharz entstanden (1667—1750) und 1929 geschickt erneuert worden. Es enthält mancherlei gute Familienbilder und alte Möbelstücke. In früheren Jahrhunderten hat es ebenso wie Gauzsch und auch wie Großzschocher und Knauthain u. a. den von Pflugk und von Dieskau gehört. Der Park war einst eine bedeutsame Anlage, nach neueren Forschungen Pevsners des sonst nicht mehr bekannten Augustus Gabriel Graf, im wesentlichen aus der Zeit um 1720. Die alten Pläne sind noch vorhanden; sie sind in Kochs verdienstvoller „Sächsischer Gartenkunst“ ausführlich behandelt und dort noch David Scharz zugeschrieben. Der ausgedehnte Garten war eine Anlage in den zierlichen und steifen Formen ursprünglich holländischer, dann französischer Gartenkunst. Auch der berühmte Landbaumeister Krubsacius aus Dresden hat einen vielseitigen



Landschaft Prössel (Geheimrat Dr. Eggert Seifurt)



Landhaus Prödel, Anfahrt mit Statuen aus dem 18. Jahrhundert (vorn Vertumnus und Pomona von Pierre Coudray, um 1770, aus einem alten Leipziger Grundstücke: Johannissgasse 6); Gurlitt S. 499 sagt von ihnen „treffliche Arbeit“

Plan zum Umbau der Anlagen im Stil seiner Zeit, ausgerechnet im Jahre des Ausbruchs des Siebenjährigen Krieges, entworfen. Da fehlten nicht das bowling-green, die Holzarchitekturen, die Pavillons und Belvederebauten und sogar ein 24 Ellen langer und 15 Ellen hoher gemalter Prospekt, der als Abschluß eines Durchblicks, so wie er dann im Soymischen Garten in Dresden ausgeführt wurde, eine Säulenarchitektur vortäuschen sollte. Nur fehlte leider bald die friedliche Muße zur Ausführung dieses Werkes.

Dagegen sind seit dem Beginne dieses Jahrhunderts mehrere neue Parkanlagen noch näher dem Nordrande der Harth im Ortsteil Prödel entstanden. Die bedeutendste davon ist der Park des „Landhauses Prödel“, des Geheimrats Edgar Herzfurth, der sich unter geschickter Benützung des Höhenunterschiedes von der sandigeren Höhe an der Landstraße bis weit in die wasserreichen Wiesen am Flußgraben hinabzieht. Dreifach ist die Besonderheit dieser, überall die liebevolle Hand des Garten- und Naturfreundes verratenden Schöpfung. Der Unterschied der Bodenverhältnisse ermöglicht eine reiche pflanzliche Stufenfolge von den Koniferen an der „Schlucht“ bis zu der Auen- und Teichflora im Grunde. Das organische Hineinwachsen der jüngeren Parkteile in den Hochwald mit seinen alten Eichen und Eschen schafft andere Übergänge in reicher Zahl. In Sonderheit aber sind es die feinsinnigen Überleitungen aus dem wohlgepflegten Park in die wüchsige, weite Wald-, Wasser- und Wiesenlandschaft, die diesen von einem besonderen Rhythmus beschwingt sein und doch dabei durchaus heimatische, wenn auch gewissermaßen leise festlich erhöhte Landschaft bleiben lassen. Auch der Wanderer kann, von der Abendseite her, einen guten Überblick gewinnen.

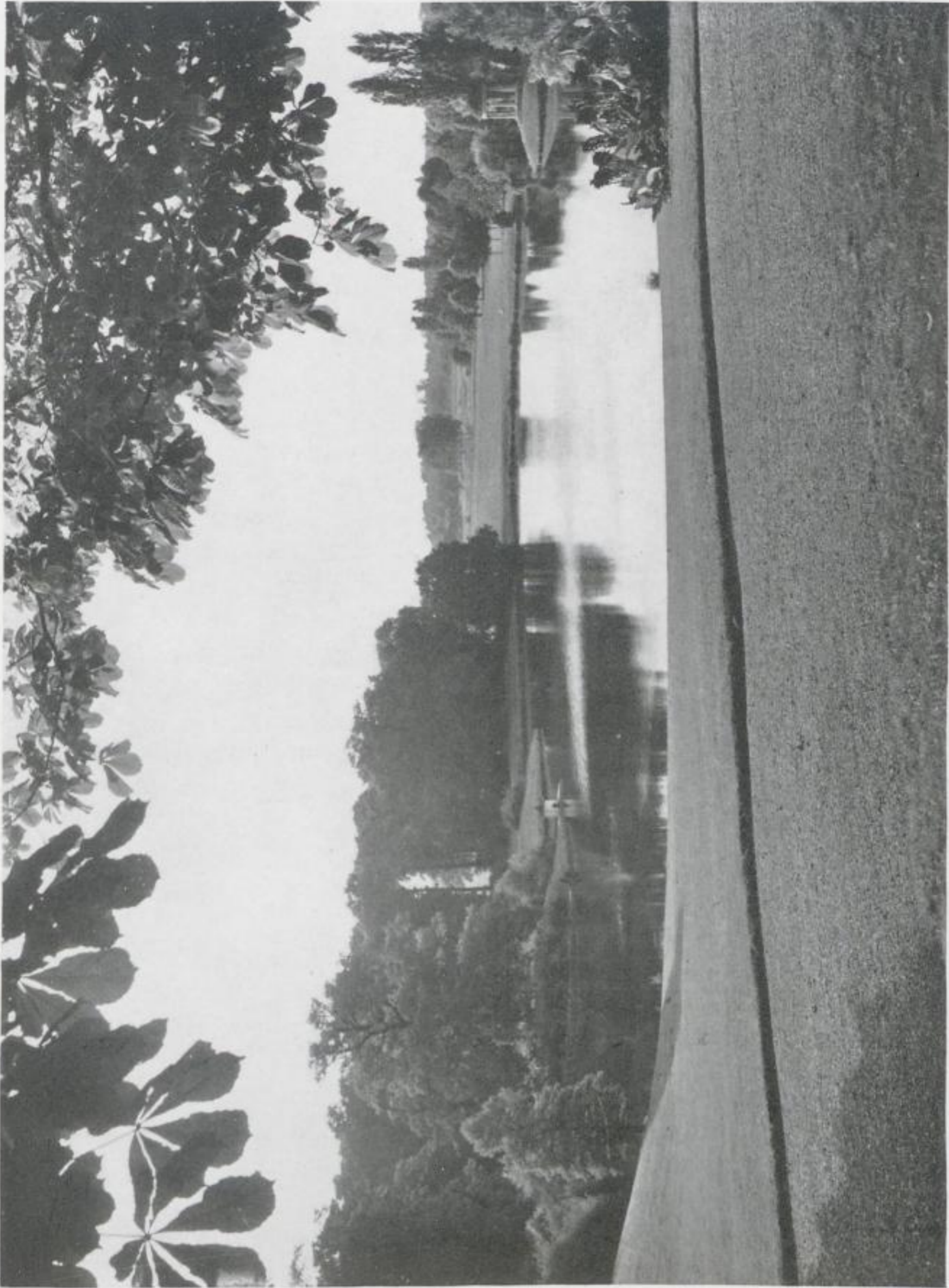
Übrigens ist Zöbiger selbst, das erst jenseits von Gut und Gasthof halb versteckt beginnt, kein kleines Dorf. Vor 100 Jahren zählte es mehr Einwohner als der reiche Kirchort Gaußsch, und damals gehörte noch nicht Prödel als Ortsteil dazu. Mitten im Dorfe, befindet sich auch noch ein ungewöhnlich schöner Hain von Lebensbäumen des seit zwei Menschenaltern aufgelassenen Friedhofs. „Früher stand bei jeder Leiche einer“, versichert uns eine alte Dörflerin; „leider“, fährt sie unbekümmert fort, „fehlt jetzt das Geld zum Rigolen. Was wäre das für ein hübscher Spielplatz für die Kinder!“ Daß auch heute noch ländlicher Begräbnisbrauch nicht ganz ausgestorben ist, das bekundet der stattliche Kranz, meist aus Vergißmeinnicht, ersten Schwertlilien und letztem Steinbrech, den für einen am Tage zuvor gestorbenen fünfzehnjährigen Jungen jeder „Nachbar“ im ganzen Dorfe ins Trauerhaus schickt. Die Kirche selbst ist leider recht unansehnlich geworden. Ein runder, hohler Stein auf dem Schulhof scheint der alte Taufstein daraus aus der Zeit vor der Reformation zu sein. Er dient jetzt umgestürzt und im Boden halb versunken den Kindern bei ihren Spielen als Postament. Abseits vom Flußgraben liegt noch der Ausflugsplatz „Zöbiger Mühle“, die freilich ein wenig zu sehr städtisches Wesen in die ländliche Umgebung hinaus verpflanzt hat.



Landhaus Prödel. Park. An der sogenannten Schlucht



Kanalsbau Prössel. Part. Übergang in den alten Muehwalz am Floßgraben



Landhaus Prödel. Park. Durch- und Ausblide in die Hue zwischen Flossgraben und Weißer Elster

An Hecken und in Hainen

„Der Schwarzdorn blüht am Waldessaum,
Der finstre, knorrige Gesell,
Trägt seiner Blüten Silberflaum
So frühlingszart, so hoffnungsbell.

Er hat es selber nicht gewußt
Bei Flockentanz und Sturmgebraus,
Daß so viel holde Lebenslust
In seinen Wurzeln noch zu Haus.

Wie stand er stachelich und vergrämt
In langer rauher Winterszeit!
Nun hat der Frühling ihn beschämt
Mit einem lichten Feierkleid.“

So heißt es in einem Frühlingsliede von Anna Ender-Dix in Grotowskys „Sächsischem Dichterbuch“, jener 1924 erschienenen stattlichen Sammlung.

Am Ufer des Floßgrabens pflückt ein Arbeitsloser Stauden und Gräser als Futter für seine Kaninchen; er nennt uns die Namen in der Leipziger Mundart: Kiersch, Sahne, d. i. Feldkümmel, Biermeerde (Spiraeae) usw., dazu plaudert er von seinen sechs braunen Barnfelder Zühnern und von dem weißen Zuhn, das ihm täglich von deren Eiern gefressen, bis er dahinter gekommen und es auf der Stelle geköpft hat. Er ist von der Notwendigkeit der Todesstrafe für ganz besonders schlimme Fälle seitdem durchdrungen. Und von seinen paar Enten und Gänsen spricht er: Auf dem Lande ist die Arbeitslosigkeit immer noch weniger drückend, wenn solche Nebenarbeit möglich ist. Er erzählt auch vom „Kittmeister“, dem Besitzer des Gutes, der in Wahrheit Jurist ist, aber Reserveoffizier war. Der Eindruck für den Mann aus dem Volke aber haftet nicht an dem gestaltlosen Examen und dem in stiller Stube erfüllten Beruf, sondern an der farbigen Uniform. Kiehl, der Wanderkünstler spricht einmal vom Fragen auf Wanderfahrten: „Die Leute ungefragt zur rechten Red und Antwort zu führen, das ist die wahre Weisheit. Ich mache hierbei dreierlei Unterschiede, den fachgelehrten studierten Mann frage ich direkt, denn von ihm möchte ich Tatsachen erfahren, literarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urteil über geläufige Tatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes frage ich womöglich gar nicht: Ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn, wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir an sich schon eine erforschenswerte Tatsache. Wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urteilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten notwendigsten Charakterzüge des Volkes.“

Echter Auenwald ist der lichte Bestand, reich zumal an Eschen, der durch den Wald an den Rand der Wiesen hinüberführt, die sich von Knauthain gegen Lauer und Kospuden erstrecken. Lauer, gleichfalls alte Wasserburg, ragt mit

seinem fünfeckigen Turm aus all dem Grün behäbig, als wüßte es, wie es seit Jahrhunderten gelobt wird: „Ein Schloß, gute Ziegelei, trefflicher Feldbau, schönes Holz.“

Leider sind die schönsten Wege der Hohenthalschen Herrschaft Knauthain „strengstens verboten“. So verliert die ungewöhnlich liebliche und harmonische Landschaft — mit der bei Lützschena, nach der Aufteilung der Wiesen bei Dölitz zu Sportplätzen die schönste in der näheren Umgebung von Leipzig — mit ringsum unzerstörter Waldkulisse doch ein wenig an Reiz. Ohne Rücksicht auf die Verbotstafeln, die ihnen allerdings dort, mitten im Grünen, den Rücken kehren, fressen indes die Häschen sich nach dem langen Nachwinter dieses Jahres satt.

Im Feld und grünen, grünen Klee
Sitzen zwei Hasen,
Fressen ab das grüne, grüne Gras
Bis auf den Rasen.

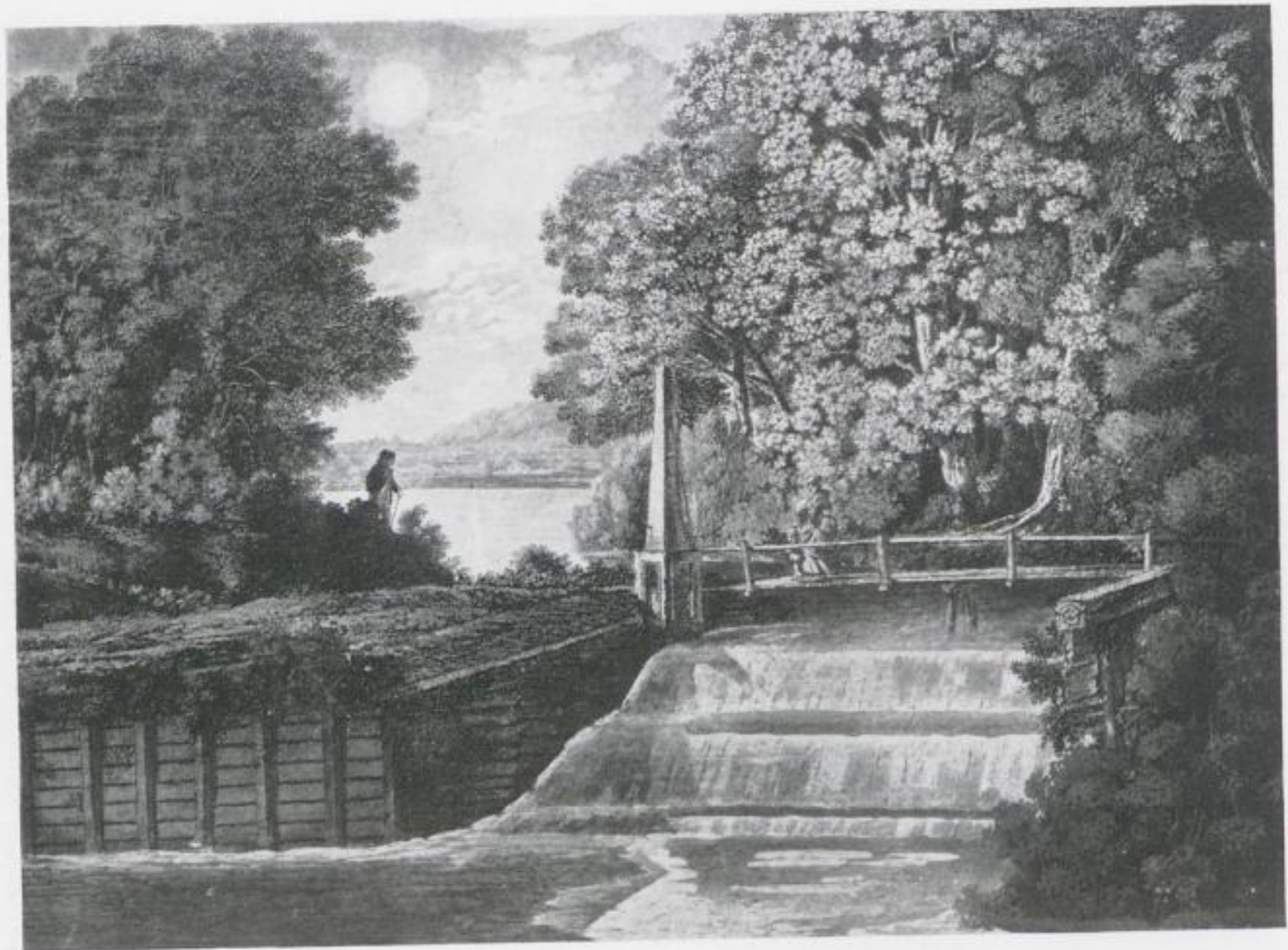
Wenig später fragt ein zehnjähriges Schulmädchen nach dem Bahnhof Knauthain. Es will Altersgenossinnen nachfahren, die das Wochenende bis an die Grenzen Thüringens treibt. Auch von Wanderfahrten in andere Länder spricht das aufgeweckte Kind. Und doch weiß es weder, wo es eigentlich gewesen, an der Elbe oder an der Weser, noch gar von einem starken persönlichen Reiseeindruck zu erzählen: Die Umgebung der Vaterstadt hätte ihm viel mehr zu geben und — zu erhalten vermocht. Ist nicht wie in der Liebe so beim Wandern Sehnsucht das Schönste und mehr fast als Erfüllung?

Nach Süden öffnet sich stundenweit wie eine sehr breite Schneise das grüne Flutbeet der Elster für Zeiten der Überschwemmung. Heute führen die sanft abgeböschten Dämme nur zwischen maifarbenen Wiesen voll Frühlingsblumen dahin. Lieblich sitzt es sich auf der Dammkrone mit dem weiten Umblick, der doch immer sanft und begütigend bleibt. Ein Reh, das ein Stück weiter aus dem Walde tritt, ist wie das Symbol der Landschaftsstimmung:

Das Glück ist wie ein schlankes Reh
In jungen grünen, blonden Tagen,
Leichtfüßig, scheu und unbewußt,
Das jeder echte Mann muß jagen;
Doch jede rechte Frau sich segnet
Und atmet kaum, wenn's einmal ihr begegnet.

Quer durch den weichen Wiesengrund führt ein ganz schmaler Pfad zwischen „Bistum“ und „Sainholz“ an die Elster. Schönstes Licht der langsam zur Küste gehenden Sonne fließt ganz hellgrün durchs Gebüsch und flirrt über Wasser und Wegen. Es ist auch hier gut zu wandern und zu weilen, ist auch der eigentliche Park von Knauthain bis auf diesen seinen entfernteren urwüchsigeren Teil nicht mehr zugänglich wie einst vor dem Kriege: Das atomisierte Leben der Neuzeit führt immer mehr wie zur Arbeitsteilung so auch zur Trennung der einzelnen Teile der Bevölkerung bei ihren Vergnügungen und ihren Erholungen. Freilich, es hatte auch nicht an Mißbrauch geschenkten Vertrauens gefehlt, auch in Leipzig

und zumal im Leipziger Lande. Bachstelzen beleben das Ufer des munter dahinrauschenden Flusses. Und zwischen dem Gezweige der alten, mit feinem Blick in die Landschaft gestellten oder freigelegten Gruppen heimischer und ausländischer Bäume jenseits des Flusses im eigentlichen Parke grüßen die leichtgeschwungenen Dächer des stattlichen gräflichen Schlosses. Es ist ein Hauptwerk des Architekten Schatz und enthält in drei Stockwerken und zwei vorgezogenen Flügeln auch manches alte Gemälde und manchen wertvollen Hausrat. Als eines seiner frühen Werke entstand es um 1700 und entbehrt es noch der barocken Einzelheiten: Trotzdem wirkt es mit seiner stattlichen Freitreppe und Terrasse sehr herrschaftlich.



Aus dem Ischocherschen Holze bei Leipzig

Zeichnung und Aquatinta von Carl Daebne

Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig

Es war von je Sitz einer aristokratischen Haushaltung. Die Kirschen aus den Knauthainer Treibhäusern ergögten schon vor Jahrhunderten den verwöhnten Gaumen Augusts des Starken, wenn er zur Frühjahrsmesse in Leipzig weilte.

Das Dorf selbst enthält auch in seinem an sich 1845 in neugotischer Form, aber als Zentralkirche wieder aufgebauten Gotteshause einzelne alte Kunstwerke, angefangen von dem romanischen Portal mit dem Vortragskreuz im Giebel Felde und einem Drudenfuß, einem der wenigen des Leipziger Landes an dem einen Säulenkopf, bis zu den Resten eines großen Pflugkschen Grabmals, das der Arbeit und der Zeit nach dem Morigdenkmal auf der Brühlschen Terrasse in Dresden nahesteht und die vier Söhne des 1538 verstorbenen herzoglichen Rates von

Pflugk und deren Frauen in schlichter Architektur lebensvoll wiedergibt. Mehr, als es bei der großen Nähe der Stadt zu erwarten wäre, hat sich der Ort im wesentlichen sein dörfliches Bild bewahrt. Der Grund dafür ist, daß die Herrschaft selten einmal von ihrem Besiz etwas verkaufte. Eine überaus stattliche Eiche steht noch mitten in der Dorfflur nördlich des Parkes, und ebenso liegt der uralte gemütliche Gasthof, noch durch kaum eine neuzeitliche Errungenschaft „verschönert“, mit seinem Grasgarten und seiner schönen Holzdecke aus dem 17. Jahrhundert zwischen Schloß und Kirche. Sogar ein Schäfer treibt seine stattliche Herde von der Aue her über die hohe aussichtsreiche Elsterbrücke, nun es Abend geworden.

Und die fahrtenfrohen Ruderer im schmalen Boot können unter den von den Ufern überhängenden süßduftenden Maienzweigen so still und naturnah noch weithin auch stromabwärts gleiten, als führen sie fernab der gewerbereichsten Stadt des Landes, deren Gebiet doch jetzt schon flussaufwärts mit Knauthain grenzt. Sie wissen das auch: als wären sie ganz allein, treiben zwei Einerboote ganz dicht nebeneinander auf dem rüstigen Flusse abwärts; der Knabe reicht seine Rechte hinüber in das andere Boot, und das Mädchen faßt mit der Linken nach dem Arm ihres Begleiters, so gleiten sie im grüngoldenen Lichte des leise sich neigenden Maitages dahin. So fahren sie, so fuhren einst wir in jungem Glück dahin:

Im schwanken Boot das schlanke Kind,
Auf blauer Flut in lauem Wind
Fuhr neben mir in sachtem Gleiten,
So trieben wir hin in Seligkeiten;
Lautlos, wunschlos Hand in Hand,
Minaächtens sich Herze zu Herzen fand.

Eine Burgenfahrt

(Wolftitz — Gnadstein — Windischleuba)

I.

Himmelfahrtstag

Eine Stunde ruhige Fahrt zur südlichen Grenze des Leipziger Landes. Dann ist Frohburg erreicht. Nicht die Jahreszeit, aber der geschichtliche Zeitenlauf scheint hier stille zu stehen.

Es hebt eine alte Brücke
Das Gäßchen über den Bach.
Durch eine Häuserlücke
Läuft's der Sonne nach.

Giebel und Türme wachen
Auf aus grauem Traum.
Ein paar Birken lachen
Und ein Hollunderbaum.

Hundert Fenster scheinen
Wider des Himmels Luft,
Kaum wird es der kleinen
Stillen Stadt bewußt,

Daß sie lauter Warten
Ist seit Sahnenschrei; . . .
Heimlich summt ein Garten.
— Komme — lieber Mai — —.

(Gertrud Lißke)

Fast scheint der Wagen der Ausflügler die Stadt erst aufzuwecken, die Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit vielen Generationen kaum verdoppelt hat. Ihren Namen trägt vor allem Feuerriegels Töpferei in die Lande, anknüpfend an das bodenständige und durch manche kunstvolle Leistung hervorragende Frohburg-Köhrener Töpfergewerbe.

Nur bei der Durchfahrt wird Frohburg heute berührt. Sein in den Massen sehr stattliches, südlich liegendes Schloß bleibt links liegen. Das Rittergut ist so ausgedehnt, daß es schon vor über 100 Jahren hieß, daß allein seine Pächterwohnung allenfalls ein zweites Schloß heißen könnte, und daß es bereits damals 7—8000 Taler Pacht erbrachte. Im Jahre nach der Völkerschlacht waren allein seine Baulichkeiten mit 127 175 Talern zur Brandkasse versichert. Die Zahl seiner „Untertanen“ in Frohburg, Greifenhain und Vorwerk Köthgen betrug nicht weniger als 2344. Überhaupt hatte sich hier an der Grenze des Leipziger Landes manche stattliche Herrschaft erhalten. Umfaßte doch z. B. auch Sablis damals 2896 Konsumenten in Sablis nebst Rittergut, in dem damit verbundenen vormals Kaystischen Rüdigsdorf und in zehn anderen Gemeinden, darunter auch in Köhren, der kleinen Stadt, die, fast 1000 Jahre alt, aber immer stiller geworden ist. Ebenso ist Gnadstein nach sächsischen Verhältnissen ein sehr großes Rittergut von etwa 500 Hektar, wie auch Wolftitz, das vor dem Kriege ungefähr 440 Hektar umfaßte. Die Besitzer von Frohburg haben außerordentlich

oft gewechselt. Seit vielen Jahrhunderten sitzen dagegen die v. Einsiedel auf Wolftitz wie auf Gnandstein; Sahlis aber ging bereits im Jahre 1754 auf den Chemnitzer Kammerrat und Kaufherrn Crusius über, dessen Familie es noch heute ihr eigen nennt, während auf Windischleuba das Geschlecht derer v. d. Gabelentz, dem die Mutter des heutigen Besitzers Börries v. Münchhausen entstammte, ebenfalls seit Jahrhunderten ansässig ist.

Solche Gedanken fliegen mit dem voll und warm erblühten Frühling und den weiten Blicken über das leicht gewellte, ursprüngliche Land zusammen in die rechte Stimmung für die Fahrt in diesen Teil der heimatlichen Umgebung, der wie kein anderer in alte Jahrhunderte zurückzuversetzen vermag. Schon Wolftitz, so herb, ja karg es an der Straße mit seinen hohen Giebeln um den rings geschlossenen Hof steht, ist ein voller und echter Auftakt. Noch heute stimmt alles zu dem trozigen, festen, geschlossenen Hause aus unruhiger Zeit. An Schmuckformen und Kunstwerken enthält es nicht viel. An seiner Rundbogenpforte ist das Wappen der Einsiedel und Haugwitz angebracht. Die Kapelle ist ein kahler Raum. Einige Schlusssteine und die Giebel wären daneben zu erwähnen. Und trotzdem wirkt die Einheitlichkeit, die Zweckhaftigkeit, das Nicht-Mehr-Scheinen als Sein-Wollen des ein halbes Jahrtausend alten Herrenhauses auch noch heute.

Immer lieblicher wird indes das Land. Schwind rühmt von der angrenzenden Sahliser Landschaft: „Sehr anmutige Gegend, die besonders in Nord-West herrlich verschlungene, zum Teil mit Klippen und sehr steilen Höhen eingeschlossene Gründe zeigt und dem Maler eine Menge von dankbaren Standpunkten darbietet“. Auch weiter westwärts von der Aue um Windischleuba heißt es von altersher: „eine sehr angenehme, äußerst milde und fruchtbare Gegend“. Der Sonntagmorgen, die Pfingstzeit, das helle Licht und die jungen Farben, die Stille und Festlichkeit steigern den Eindruck je länger je mehr:

Die Felder lagen still und schwer,
Der Sommer brachte Segen,
Wir gingen kreuz und gingen quer
Und kamen von den Wegen.

Ein Sonntag war's, das Dorf versteckt
In Andacht und in Frieden,
Und wir von Wall und Busch umheckt,
Von allen abgeschieden.

Dort fiel nun wohl vom Kanzelbord
In die erbaute Menge
Gar manches gute Liebeswort
Und manches Wort der Strenge.

Hier ward uns eine Predigt rings
Aus Sonne und aus Stille,
Das Leuchten eines Schmetterlings,
Das Zirpen einer Grille . . .

(Gustav Falke)

Zwar ist es 80 pferdigen Wagen nicht beschieden, so lyrisch querfeldein zu fahren. Nichts ist eben umsonst auf dieser Erde. Sonst aber ist alles, wie in diesem Gedicht. Und schon grüßt voraus links der Bergfried und rechts die feinbehelmtete Kirche von Gnanstein.

2.

Pleißnerland

Weit länger als ringsum die Lande zwischen Saale und Elbe blieb das Gebiet von der Weißen Elster gen Abend bis Leisnig und Colditz gen Morgen und von Borna im Norden bis ins Erzgebirge nach Süden hin unmittelbarer Reichsbesitz. Altenburg, Chemnitz, Zwickau waren im frühen Mittelalter Reichsstädte. Unter den kaiserlichen Burggrafen von Rochlitz, Colditz, Leisnig, deren einer, Wieprecht von Groitzsch, sogar die Tochter des Böhmenkönigs freien durfte, und unter den Herren von Schönburg auf Waldenburg und auf mancher anderen Burg längs der Mulde entwickelte sich ein weitverzweigter, mit Aftersleben ausgestatteter — also seine Lebensrechte von diesen unmittelbaren kaiserlichen Lebensträgern, nicht vom Kaiser selbst, ableitender — Kleinadel, der allein im Pleißengau, von der Colditzer und Leisniger Gegend also ganz abgesehen, gegen hundert Familien umfaßte. Daher sind auch die Burgen hier so zahlreich: Gnanstein und Kohren, Sahlis und Rüdigsdorf, Frohburg und Wolfstiz, weiter muldenwärts Waldenburg, Wechselburg und Rochsburg, Wolkenburg und Rochlitz, nach Westen hinüber dann etwa Windischleuba.

Viel große Namen klingen in der Geschichte des jetzt so stillen Gaus wieder. Der berühmte Geschichtsschreiber und Merseburger Bischof Thietmar weilte kurz vor seinem Tode 1018 eine Reihe von Tagen in Kohren. Barbarossa, der 1157 Leisnig und Colditz kaufte, ist nach den überzeugenden Forschungen O. E. Schmidts der Gründer der so verständnisvoll in schwerer Nachkriegszeit in aller ihrer klassischen Einfachheit erneuerten romanischen Kunigundenkirche in Borna. Kaiser Friedrich II., der geniale Staufer, verlobte 1243 seine sechsjährige Tochter Margarete mit Albrecht, dem zweijährigen Sohne des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, und verpfändete an Stelle der Mitgift von 10000 Mark Silber dafür das Pleißnerland, das so an die Wettiner für immer gelangte. Noch 1290 weilte Kaiser Rudolf von Habsburg drüben in Altenburg und 1323 wiederholte Kaiser Ludwig von Bayern die Verpfändung dem Wettiner Friedrich dem Ernsthaften gegenüber.

O. E. Schmidt weist auch feinsinnig darauf hin, daß diese jahrhundertelange Eigenschaft der Gegend zwischen Altenburg und Leisnig als Reichsland dem Verhalten Kunz von Kaufungens gegen den Kurfürsten ein etwas anderes Gesicht gibt: Der Prinzenräuber fühlte sich, ähnlich wie seine Verwandtschaft auf diesen Burgen, noch nicht dem späteren Territorialherrn, sondern nur seinem Oberlehns Herrn, dem Kaiser, unmittelbar zu Lehnstreue verpflichtet. So ist es berechtigt, daß der Sächsische Altertums-Verein 1834 das Wappen Kunz von Kaufungens an einer der Einsiedelschen Grabtafeln in der Gnansteiner Kirche

wieder herstellen ließ, das, nachdem die Zeit des zwar erstarkten, aber noch nicht absolutistischen Landesfürstentums seine Anbringung nicht beanstandet hatte, höfische Geschmeidigkeit oder Unverstand beseitigt hatte. Reste der Reichsunmittelbarkeit des Pleißnerlandes lassen sich bis 1776 insoweit nachweisen, als damals noch die Kaiserin Maria Theresia 200 Mann mit 4 Kanonen nach Glauchau entsandte, um dem Reichsstand und Lehnsträger der Krone Böhmen, dem Grafen von Schönburg, zu helfen. Manche staatsrechtliche Besonderheiten, die den Fürsten und Grafen von Schönburg auch in Sachsen zustanden, waren noch bis nach dem Weltkriege der letzte Nachklang jener besonderen geschichtlichen Entwicklung.

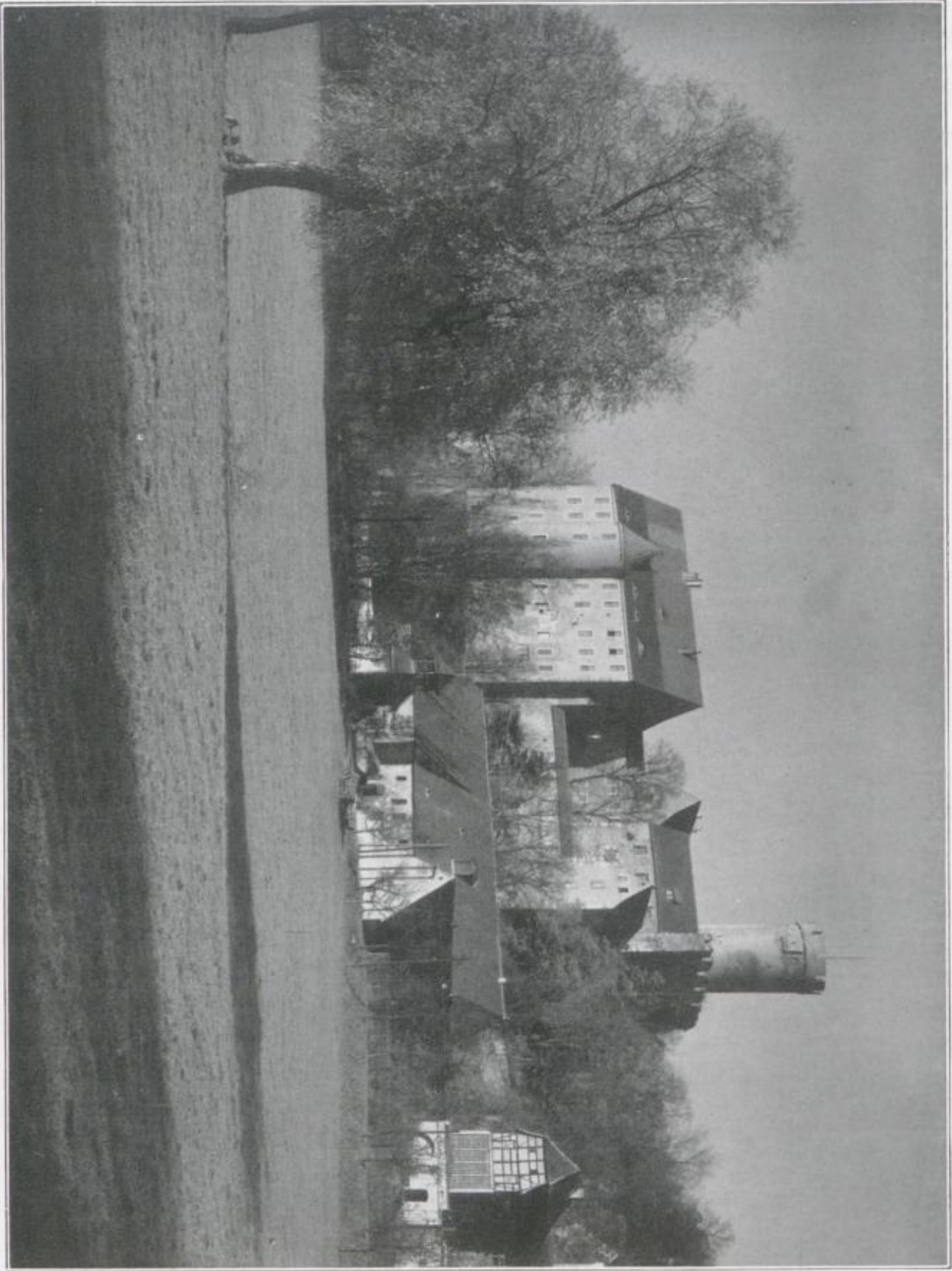
Auch andere große Namen leben im Koblener Land nach. Katharina von Bora erhielt von ihrem Manne das in der Gegend von Kieritzsch gelegene Zülzdorf geschenkt, das Luther von ihrem Bruder erwarb. Die von Bora waren mit den von Einsiedel verwandt, worauf auch manche Briefe im Gnandsteiner reichhaltigen Schloßarchiv zurückgehen. Bald nach Luthers Tod erlebte Gnandstein sogar den Besuch des Herrschers, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging: Karl V. wohnte eine Reihe von Tagen vor der Schlacht bei Mühlberg auf Gnandstein; der König von Böhmen, Ferdinand, sein Bruder, nahm damals mit der Dorfschenke als Quartier vorlieb. Und ebenso quartierte sich Kaiser Alexander von Rußland 1813 nach der Schlacht bei Großgörschen am 3. Mai auf Schloß Froburg ein, das dann am 16. Oktober das Hauptquartier Murats war.

3.

Burg Gnandstein

So still das Koblener Land schon seit Generationen geworden, so bedeutungsvoll war seine Lage wirtschaftlich und strategisch in früheren Jahrhunderten. Eine große Straße von Halle—Merseburg über Leipzig nach dem Gebirge und nach Prag führte hier durchs Wyhratal. Die Bedeutung der Burg Gnandstein lag nicht zuletzt darin, daß sie, unmittelbar über jener Straße, aus dem gewachsenen Fels mit ihren Verliesen, Mannschafts- und Brunnenstuben, 45 Meter emporragend — also bis zur Höhe eines zwölfstöckigen Hochhauses — diesen wichtigen Verkehrsweg jederzeit sperren konnte.

„Schloß Gnandstein, bereits im 10. Jahrhundert ein befestigter Ort und Sitz einer deutschen Verwaltung. Erstmals urkundlich erwähnt 1205, im Besitz der Wettiner Burggrafen von Leisnig. Diese belehnten mit der Burg die Marschälle von Gnannenstein und 1384 die Herren von Einsiedel“, so bekundet eine erläuternde Inschrift am Fuße des Bergfrieds von Gnandstein. Sie, wie im Grunde alles im Schloßbezirk vom größten bis zum kleinen, trägt den Stempel verständnisvoller Pflege durch seinen geschichts- und kunstverständigen Besitzer. Gnandstein hat das große Glück gehabt, trotz seiner 1000jährigen Geschichte nie vom Feinde verheert zu werden, wohl aber im Laufe der Jahrhunderte mehr als einen Herrn zu haben, der für seine Ausschmückung und für die Pflege des reichen überkommenen Kulturgutes aus tiefem Verständnis tat, was möglich war. Von jenem Besitzer angefangen, der den romanischen Palas errichtete,



Schloß Gnandheim bei Rohren von Süßen

bis zu den Enkeln, die nach Einziehen eines Zellengewölbes und Einbrechen von Fenstern in die nördlichen Bollwerksmauern die malerische Kapelle hinzufügten und weiter bis zu Alexander von Einsiedel und seiner Gemahlin Julie, die die Tochter von Schillers Leipziger Freunde Kunze und zugleich die Pflgetochter von Körners Vater war, ja weiter bis heute.

Für den Geschichts- und Heimatfreund ist die Burg Gnanstein eine der aufschlußreichsten Mitteldeutschlands. Noch jetzt ist sie größtenteils so erhalten, wie auf jenem Plane von etwa 1700, den Gurlitt in seinem Inventarisationswerke anlässlich der eingehenden Würdigung des Schlosses wiedergibt. Die älteste Befestigung entstand im Osten des Felsens. Es war der Rundturm, der bei einer Mauerstärke von $3\frac{1}{2}$ Meter nur eine lichte Weite von 2,60 Meter besitzt und nur durch eine Leiter von außen zugänglich war. Noch heute ragt er 35 Meter hoch, nach Ausbesserung lediglich seines Innenkranzes, stolz ins Land. Das 12. Jahrhundert fügte dann vor allem den romanischen Wohnbau mit seinem unverfälschten Rittersaal, eben dem Palas, mit dreiteilig gekoppelten Rundbogenfenstern hinzu, der der einzige in Sachsen und ursprünglicher als der auf der Wartburg ist. Spätere Zeit erforderte mit der wachsenden Bedeutung der Burg und des Geschlechtes den westlich daran angrenzenden Hauptbau, in dem schon, im Südwestzimmer des Obergeschosses, einem Raum von riesigen Ausmaßen, Kaiser Karl bei jenem Besuche wohnte. Dieser gotische Hauptflügel ist etwa 1350 entstanden, im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts aber von Heinrich I. von Einsiedel umgebaut worden. Das 16. Jahrhundert brachte dann den Einbau der Kapelle, die in der Nachkriegszeit so verständnisvoll und zurückhaltend erneuert und vor allem durch einige sehr schöne bunte Fenster bereichert worden ist. Eines davon trägt als Inschrift die Worte Münchhausens:

Ihrer die Wunden und unser die Narben.

Wir leben schwerer als sie starben.

Es ist das jenes Fenster, das den in fünf Kriegen im Laufe der letzten fünf Menschenalter gefallenen Herren von Einsiedel zu Ehren vom jetzigen Besitzer, Kammerherrn Major von Einsiedel, gestiftet worden ist. Überhaupt enthält die Schlosskapelle reichen Schmuck: Betschemel, Kerzenträger und Flügelaltäre, vor allem von der Hand Peter Breuers, des 1470 in Zwickau geborenen, von der berühmten Würzburger Bildnisschule beeinflussten Meisters.

Tagelang wären Entdeckungen im weitläufigen, stockwerks- und gebäudereichen Burgbezirk möglich. Wie im Fluge sind die Stunden vergangen, in denen der Besitzer und seine aus der Leipziger Patrizierfamilie Derham stammende Gemahlin als seine verständnisvollste Gehilfin durch all den heimatlichen Besitz führten. Ein paar Stichworte nur noch: Da ist die Lutherstube, reich ausgestattet aus dem Schloßbesitz aus der Zeit Hildebrands von Einsiedel, der mit Luther in mannigfacher Verbindung stand, mit zahlreichen Handschriften des Reformators und seines Kreises, mit Flugschriften und zeitgenössischen wertvollen Büchern. Da ist das Heimatmuseum malerisch im Obergeschoß der Kapelle eingerichtet, aus dem nur die Töpferstube und die mannigfachen dörflichen Trachten erwähnt seien, die zusammenzubringen, vor allem durch die Zusicherung der



Schloß Gnandstein bei Koblenz, romanischer Palas

Anbringung der Namen ihrer alten Besitzer, dem Schloßherrn und seiner Frau noch in der Gegenwart geglückt ist. Da sind alte, zum Teil sehr reich ausgeführte Salva=guardia=Plakate, Dekrete, die das Schloß einst durch landesherrliche oder kaiserliche Verfügung in kriegerischen Zeiten gegen Requisitionen und Schlimmeres geschützt. Da sind vor allem aber zahlreiche stimmungsvoll und kunstverständlich eingerichtete Innenräume aus acht Jahrhunderten, besonders schön etwa ein blau-weiß-goldenes Empirezimmer, weiter ein Biedermeierzimmer, der Speisesaal mit riesigen Schränken, ein Damenzimmer. Überall steigern Blumenschmuck, Gläser und vor allem Familienbilder den Eindruck, von den älteren, mehr geschichtlich, familien- und kostümgeschichtlich interessanten bis zu den neuzeitlichen, koloristisch sehr geschmackvollen der Malerin Simrock, dazu Porzellane und Stiche, diese zumal in den hellen, einheitlich geschmückten Galerien der Korridore, vor allem aber die Ausblicke in das liebliche Land. Wehrgänge, darin aufgehängte Netze zum Einlappen von Wild, Schießscharten und allenthalben meterdickes Mauerwerk mahnen indes immer wieder daran, daß trotz aller behaglichen Einrichtung und auch trotz des hängenden Gartens mit der uralten Linde Gnanstein doch die feste Burg geblieben ist, in der einst der Adel des Pleißnerlandes, nicht nur der Besitzer, in Kriegszeiten seine Kostbarkeiten mit Erfolg bergen konnte. Noch heute erzählen Verzeichnisse im Archiv davon.

Mit Dank für soviel sorgliche Erschließung und zugleich für so kundige Betreuung des überkommenen heimatlichen geschichtlichen Gutes wenden die Besucher sich erst nach mancher Stunde wieder dorfwärts.

Auch die Kirche von Gnanstein trägt ganz den Stempel der Einsiedel, wie schon vor mehr als einem Jahrhundert ein arg spottlustiger Wanderer anmerkte: „Der wandernde Einsiedel (das bekannte Einsiedelsche Wappen) kehrt überhaupt zu Gnanstein so häufig wieder, daß auch ohne lebende Menschen der Ort recht volkreich sein würde.“ Was Wunder, wenn ein Geschlecht ein halbes Jahrtausend auf dem Felsen über dem Dorfe sitzt. So einfach die Kirche ist, die 1518 neu, noch gotisch erbaut wurde, so macht sie doch, da sie in keiner Weise beeinträchtigt worden ist, noch heute einen harmonischen Eindruck. Die Epitaphe der von Einsiedel sind weniger bedeutsam als die große Reihe gleichartiger mächtiger Grabplatten, die von Sildebrand von Einsiedel († 1461) bis zu Johann Abraham von Einsiedel († 1756) die Geschichte des Geschlechtes durch zehn Menschenalter in dreizehn Platten veranschaulichen. Neun von ihnen sind vor 1646 einheitlich hergestellt worden. Die späteren zeigen, bei allem Bestreben nach genauer Anpassung an die schon vorhandenen, manche, wenn auch nicht immer geschmackvollen Anklänge an den Zeitgeschmack. Aus der letzten Platte tritt gar der schwer geharnischte, in ungewöhnlich erhabenen gearbeitetem Relief sich repräsentierende Einsiedel mit barocker Lebenskraft sozusagen aus der Kirchenwand selbstherrlich in den Chorraum heraus.

Die Worte von Münchhausens flingen hier länger nach als anderswo:

Treu unsern alten Sitten,
In unsrer Bauern Mitten,
Das sind wir!

Ringsum hat ja auch die bescheidene, aber sinnige Kunstübung für die bäuerlichen Dorfbewohner ihren Niederschlag gefunden, am schönsten vielleicht in jener Grabinschrift vor dem Gotteshaus:

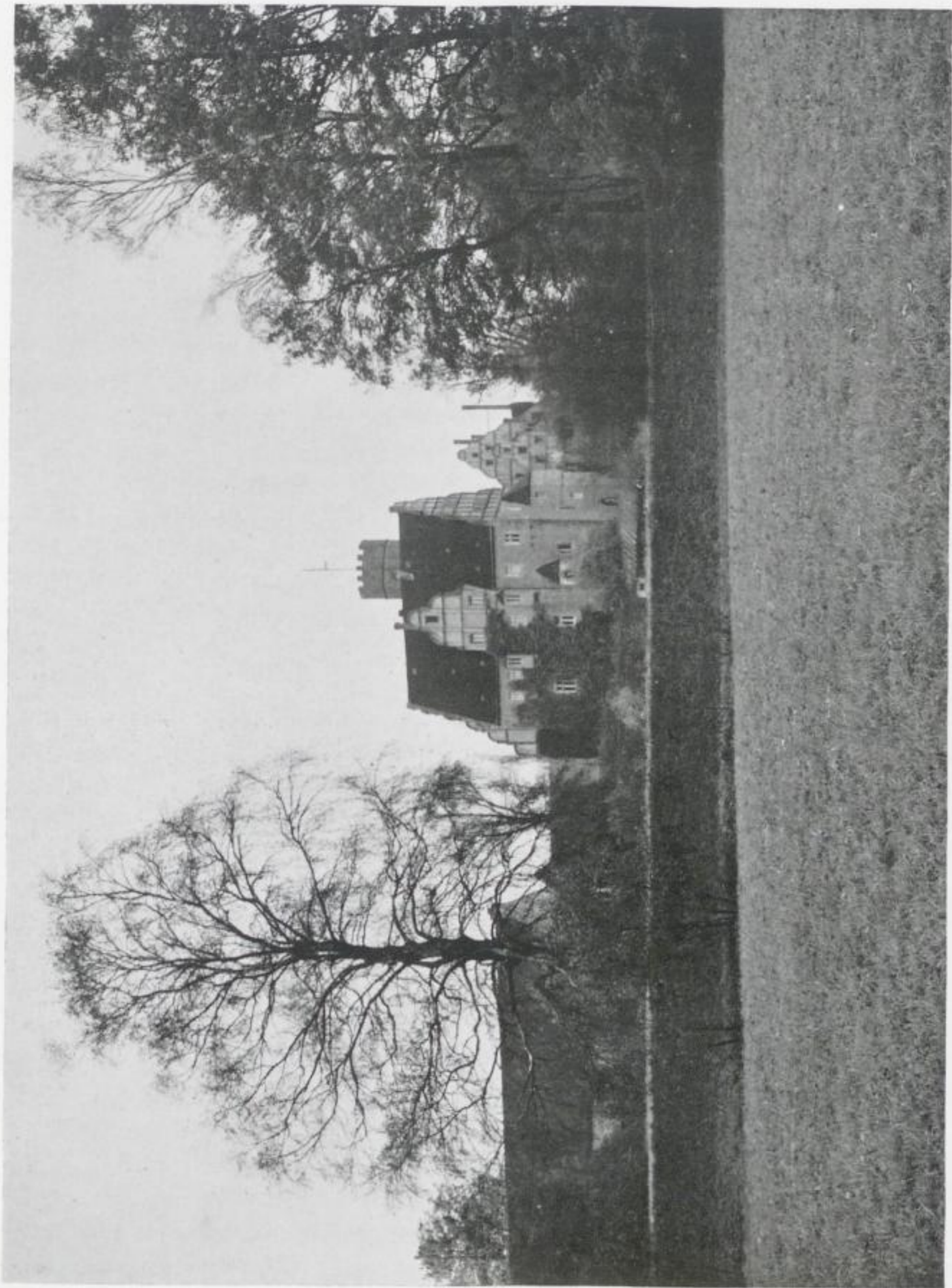
Mit Dir, Herr Jesu, schlaf' ich ein,
Auf Dich will ich begraben sein,
In Deinem Arm erwachen.

4.

Schloß in Wiesen

Weites, hellgrünes Bauernland, rings aussichtsreich bis hin zum Auersberg bei Eibenstock linker und bis zum Völkerschlachtdenkmal rechter Hand, dehnt sich, zumal hinüber nach Altenburg zu. Dort, wo das breite, grüne Band der Pleiße es von Süden nach Norden weniger durchschneidet als zusammenfaßt, liegt inmitten von Wiesen das feste Haus, in dem der ritterliche Dichter der wertvollsten Balladen wohnt, die seit Goethes und Fontanes Tod in deutscher Sprache geschrieben worden sind. Renaissancegiebel, Erker und mancher Anbau gliedern den alten Bau, der wohl von je reicher und heiterer als etwa Wolfzig gewesen. Ist er auch annähernd in gleicher Zeit entstanden, so war sein Bauherr, der reiche Mainzer und Meißner Domherr v. d. Gabelenz, doch immer ein weltläufiger Herr, der der Askese abhold war. Manch ein Stück Bildhauerarbeit aus altenburgischer und sächsischer Nähe wie aus hannoverscher und westfälischer Ferne (und doch auch aus deutscher Heimat) ist in die Mauern des vielgiebeligen, vieleckigen Baus eingefügt. Manch ein Bild, manch eine solche Statue steht in den Räumen des Schlosses. Manch eine Geschichte auch weiß der Besitzer davon zu erzählen, die meisten mit etwas Schelmerei verbrämt, aber so ernsthaft anekdotisch gewandt oder etymologisch erläutert, daß der Zuhörer erst ganz zuletzt an den Ahnen des Schloßherrn und an dessen echt norddeutsch strogendes Fabuliertalent denkt, mit dem er auf der Kanonenkugel durch die Jahrhunderte reitet und sich am eigenen Schopf entschlossen aus dem Sumpfe zu ziehen weiß. Wie lebenswürdig, munter und kennzeichnend stand da etwa jener kurzsichtige Hauslehrer plötzlich vor einer lebensgroßen westfälischen Statue als eine echt Münchhausensche Staffage wieder auf, während der Dichter erzählte, wie sich der höfliche Kandidat bei einer Gesellschaft immer wieder vor diesem vermeintlichen hohen, wenn auch schweigsamen Gaste respektvoll verneigt habe.

Die Herren von Münchhausen sind alter Hannoverscher Adel aus der Gegend des Deister, dort, wo fast allein die bis tief auf den Boden verschleierten geheimnisvollen Süntel-Buchen (*fagus silvatica*, var. *tortuosa*, forma *suntaliensis*) wie Kiesenbüsche wachsen, deren eine, ohne zu entarten, auf dem Wiesenplane vor dem Schlosse steht. Im Hannoverschen errang Börries von Münchhausen sich auch als Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs vor einem Menschenalter den ersten dichterischen Lorbeer. Aber zunehmend schildert sein Werk auch



Schloß Windschleuba bei Altenburg

das Leben des Pleißnerlandes, wo er durch seine Mutter von der Gabelentz eben Windischleuba erbte und durch seine Frau geb. von Breitenbuch, die in erster Ehe mit Dr. Crusius auf Sablis verheiratet war, auch zu jener schönen Herrschaft bei Kohren in enge Beziehungen trat. Jahrelang lebte er auf diesem Gute, das jetzt sein Stieffsohn besitzt.

Im Grunde ist Münchhausen fast der einzige Dichter des Leipziger Landes in dem Sinne, daß ihm seine Landschaft und seine Symbole zum poetischen Gleichnis werden. Schon vor dem Weltkriege besang er das Völkerschlachtenmal, das wahre Wahrzeichen der Leipziger Ebene „von Blute so rot“, wie er auch ohne alles Streben nach Volksgunst damals mit nicht gar viel anderen die Bedeutung des „gemeinen Mannes“ in der Volksgemeinschaft nicht vergaß:

„Um dieses Denkmals Felsenkrone scharen
Zwölf Männer sich, als jenes Volks Symbol,
Das ohne eines Genius Offenbaren
Aus eigener Kraft erkämpft das eigne Wohl,
Des Volks, das vor des Abgotts Ruhmaltaren
Nur ernsthaft sprach: „Wie ist der Göze hohl!“,
Des Volkes, das kein Geld um sich geschart,
Und das zu einem Volk von Helden ward.“

Des Dichters Sehergabe wußte auch vom kommenden Kriege mehr als andere, die das näher anging. Wie fein ist die Stimmung der ahnungschweren letzten Vorkriegsjahre im Rahmen der heimatlichen Landschaft zwischen dem „Schloß in Wiesen“ und dem Leinewald, eine Stunde südlich davon über der Pleißenaue, in diese Zeilen vom Februar 1914 eingefangen:

„Der Wind ist ganz nach Westen geraten
Und kämmt mal andersherum den Rasen,
Man hört die Altenburger Soldaten
Über die Leine her schießen und blasen.
Das Wetter wird sich wohl nächstens ändern, —
Die Sonne sank gestern im Dunste ganz bläulich
Hinter den dampfenden Ackerrändern . . .
. . . Ich höre immerzu schießen und blasen, —
Das Wetter wendet sich zu den Soldaten.“

Wer in Münchhausen nur den rückschauenden Sänger glänzender und kriegerischer Taten auf halbnordischem Schauplatz sehen wollte, der würde ihm in keiner Weise voll gerecht werden. Innig versenkt der wurzelfeste Erbe alten Besitzes sich z. B. auch in die fernwehe, hoffnungslose Herzensnot des auf der Straße endenden fahrenden Studenten und seiner sterbenden Gefährtin in dem Gedicht „Die Grabsteine“, das hundert soziale Dichtungen der Vor- und Nachkriegszeit an Echtheit des Tones wie des Gefühls aufwiegt. Aber freilich, dem eigenen Temperament und Lebensgefühl liegt oder lag doch in jungen Jahren — und der Dichter ist auch jetzt noch in seinem Wesen fast ein

Junger, — wohl mehr eine Strophe, hell wie eine silberne Fanfare, etwa die von der Gräfin Montbijou, jene Zeilen, die die Jugend so liebt:

„ . . . Du lieber, liebster Page, sprich,
Kommst Du heut nacht zum Schloß am Meer?“
Der Page kam, die Nacht verstrich,
Das Tor stand auf, der Saal war leer.

Am letzten Tag im Karneval, —
Der letzte Tag, der machte es, —
Am letzten Tag im Karneval,
Im Forst von Digne lachte es,
Vom Digner Paß in aller Früh
Durch die Provence ein Jauchzen strich,
Im selben Sattel saßen sie
Und küßten sich und küßten sich.“

Blaues Blut, wie die Südländer einst das der germanischen Eroberer nannten, drängt es von je am stärksten in blaue Fernen. Aber trotz des bestechenden Glanzes des Gewands aus fremdem Land und ferner Zeit sind mehr noch allereigenstes Wesen und Bekenntnis des Dichters Zeilen wie die:

„ . . . Ihr spottet der Ahnen! Die Hüter
Sind sie der einzigen Güter,
Die Euch nicht käuflich sind . . .“

Und dieses Verwurzeln in Volk, Boden, Tradition, Familie, Freundeskreis sollte ihn auch, wie der Gemeinde der Geschichts- und Heimatfreunde, so der Jugend immer noch näher bringen. Erkennt diese doch die Bedingtheit aller nur zeitlichen, nur rationalen Werte immer mehr oder erfüllt sie sie doch. Aber freilich, nicht nur sie hat es größtenteils verlernt, im Dichter den Mittler höherer Werte zu sehen und sich in sein Werk mit Sehnsucht und Andacht zu versenken.

„ . . . Und dann war Sommer . . . “

(Machern — Lübschützer Teiche — Püchau — Muldenaue — Kollau)

I.

Der Park voll Sehnsucht

„ . . . Von tiefem Summen zitterte das Land,
Bis zu der Wälder schattenblauen Flanken,
Indessen Wind den gärend hellen Brand
Reifender Saaten kühlte und von schwanken
Wispernden Rispen warme Wölkchen stäubte
Fruchtbaren Duftes . . . “

(Anton Wildgans)

Julimorgen. Stadtfern. Draußen am Ende von Machern zweigt linker Hand ein heiterer Lindengang von der großen Leipzig-Dresdner Landstraße ab wie ein sonnendurchfluteter Kreuzgang oder wie ein Kirchenschiff, freilich ein sehr langes, recht schmales: so wie drüben jenseits der Mulde das des etwas schlanken Würzener Doms im Schatten der massigen Doppeltürme der Krietschmühlwerke. Fast scheint es, als wollte die grüne Halle sich in Wald und Hecken verlaufen. Gewiß, die Lindenallee ist keine von hohen Behörden anerkannte und unterhaltene Durchgangsstraße. Sie führt auch an gar kein recht sportswürdiges Endziel. Denn was ist schon ein alter verträumter Park und ein noch älteres Landschlößchen Erlebenswertes?

Desto besser: So dröhnt und jagt der unrastrvolle Verkehr an Schloß und Garten vorüber. Kaum einmal tönt sein Brausen durch das dicke Gezweig der weiten verwachsenden grünen Halbwildnis.

Kilometerlang erstreckt sich der Park. Einst umfasste er über 600 Arten ausländischer Bäume und Sträucher und über 200 Treibhauspflanzen. Von Abend gegen Morgen schmiegt und lagert er sich in eine wasserreiche Mulde: Erst Gärtnerei und Schloß mit hohem Giebel und höherem Turme und mit einem Anbau daran, halb Balkon, halb Terrasse und, schelmisch geschmückt mehr als überdeckt, mit leuchtend grünem Kupferdach, so einmalig und eigenwillig, so heiter und zerbrechlich, als hätte sich an ihm Spitzweg oder Grödl als Baumeister versucht und dabei die Statik durch Ornament und Farbe ersetzt. Dann Rasenflächen mit Baumgruppen, Blutbuchen und wiederum Linden zumal, die die generationenlange liebevolle Pflege noch immer verraten. Nun der verschilfende ausgedehnte Teich im flirrenden warmen Lichte, über den sich, schwer und fast schwermütig gebeugt, sterbende uralte Stämme neigen. Schließlich Waldpark, aber voll mancher Überraschungen bis heute, düster fast bisweilen und doch schließlich heiter und harmonisch wie ein Hirtenlied ausklingend im ganz allmählichen Übergang in

die weiten Wiesen der im Grunde bis hierher verebbenden Muldenaue, die ganz zarten, ganz blauen Linien der Hohburger, Dornreichenbacher und Schildauer Berge ein, zwei Meilen dahinter.

Das Rittergut Mächern war seit dem 15. Jahrhundert, fast 400 Jahre hindurch, bis 1802, im Besitze des Geschlechtes derer von Lindenau. Dann gehörte es wieder weit über ein Jahrhundert lang der Familie Schnetger. 1931 ist es in den Besitz einer Leipziger Grundstücksgesellschaft übergegangen, die hoffentlich trotz umfassender Siedlungspläne Vorsorge für sachgemäße, kunstverständige



Schloß Mächern bei Wurzen. Fast unverändert erhalten geblieben
Kupferstich aus dem Jahre 1799 Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig

Pflege des Besitzes und dafür trifft, daß der Park weiter auch den Heimatfreunden so wie bisher zugänglich bleibt.

Gerade die Kundigen unter ihnen suchen ihn gern auf. Denn im Zeitalter der Romantik und des Rousseauschen Naturgefühls, schon seit 1760, wurde der Garten von einem Grafen Lindenau und seinem Sohne als das umfassendste gartenkünstlerische Beispiel des Geschmacks und Lebensstils jener Zeit auf sächsischem Boden angelegt. Die Stimmung des Seifersdorfer Tals bei Kadeberg erinnert etwas an ihn. Neben J. E. Lange war vor allem Glasewald bei der Anlage tätig. Die stattlichen, reich mit Bildschmuck versehenen Werke beider, 1796 und 1798 erschienen, beweisen an ihrem Teile den großen allgemeinen Eindruck, den die Schöpfung hervorrief: Die „Einsiedelei“, wie sie, vom „hameau“ Marie

Antoinettes im Trianonpark bei Versailles bis an den Strand der Nawa für den herrschaftlichen Park der Wertherzeit so unentbehrlich wurde; die Hölle, „eine düstere, schauerliche Gegend“, eine Köhlerhütte oder ein Schießhaus „in Form einer gotischen Kapelle“, ein Rittergrab und ein Tempel des Äolus und der Hygieia, des Gottes also der Winde, und für die, die sich bei ihm erkältet hatten, der Göttin der Gesundheit.

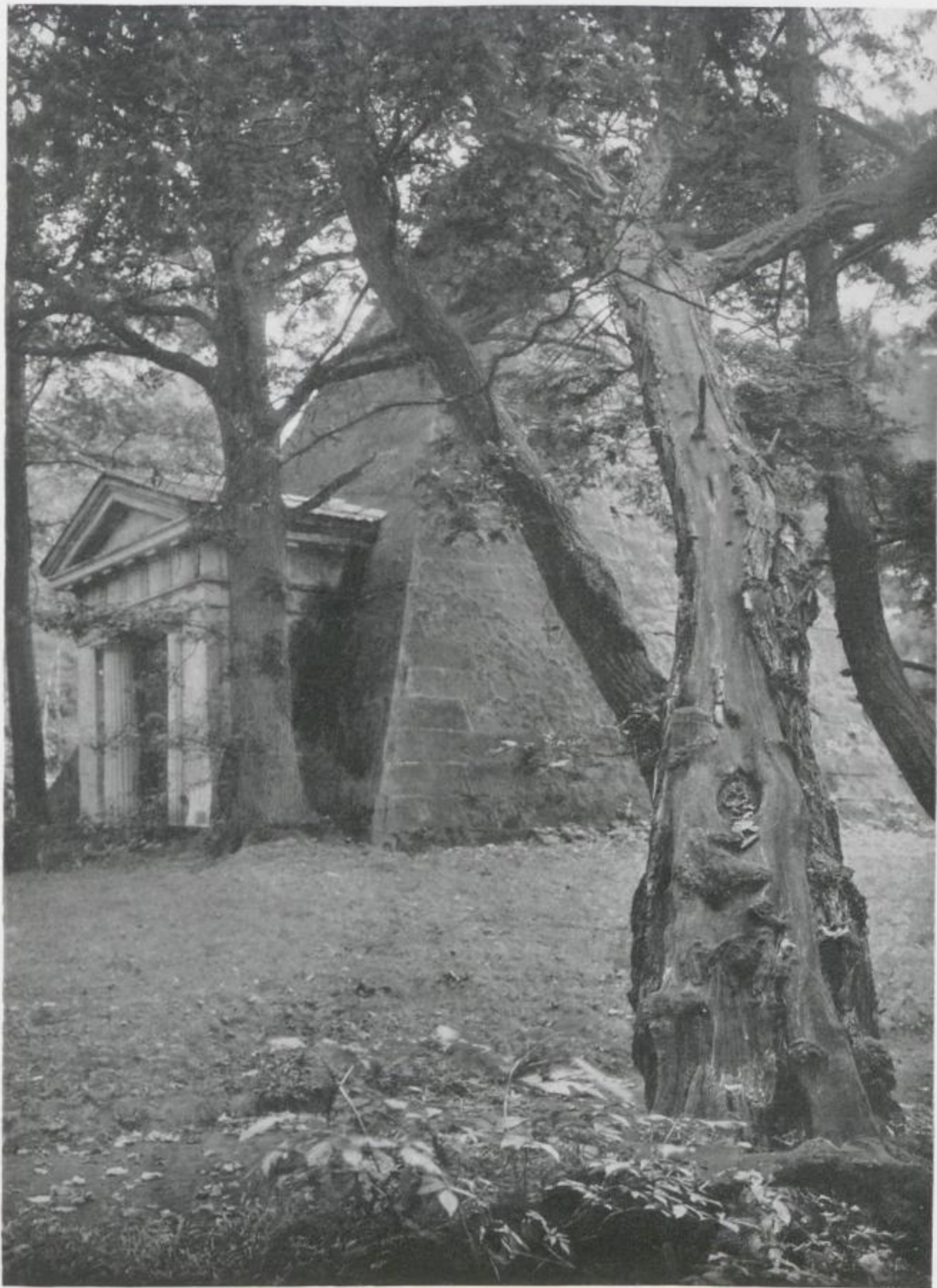
Wie weit die Zeit es mit solcher Symbolik für jede Gemütsstimmung trieb, das veranschaulicht die Glasewaldsche Schilderung eines weiteren Höhepunktes,



Tempel der Hygieia (Göttin der Gesundheit) im Park von Mähern. Im wesentlichen erhalten
Aquatintablatt Klinsky del(inavit), Senff fec(it) Aus dem Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig

des Schneckenberges: „Ringsum sind Pappeln gepflanzt. Diese und das dicke Gebüsch hemmen überall die Aussicht, die wir hier eigentlich erwarten müssten. So dient die Anlage als Bild der fehlgeschlagenen Hoffnung des mühsamen Denkers, der nach langen vergeblichen Untersuchungen oft nur destomehr fühlt, wie eingeschränkt seine Kräfte sind.“

Ist diese Stätte verschwunden, verwildert oder verweht, so steht noch, freilich mannigfach entheiligt das Mausoleum, eine mächtige Pyramide aus Quadern mit dorischem Säulenportal. Dort stehen Nischen mit Urnen und Tränenkrügen aus braunem Wedgewood mit den Namen der Verstorbenen des Lindenauschen Geschlechts seit dem 15. Jahrhundert. „In diesem Tempel der Erinnerung seiner



Parf Machern. Erbbegräbnis der Grafen Lindenau (rechts alte Eibe)

Entschlafenen pflegt der Graf mit seiner Familie zu speisen, hier feiert er seine Familienfeste", berichtet wörtlich J. E. Lange, der das noch wissen mußte.

Auch die Ritterburg, eine künstliche Ruine, eine der allergrößten in Mitteldeutschland, mit unterirdischem Gang, darin eine Eisentür, die einst mit Donnerkrachen aufsprang, mit einem Altar, davor ein kniender Ritter, und mit 4 Stockwerke hohem Turm, „die hohen gotischen Fenster mit Glasmalereien aus dem Ansbachischen, alles im Stil des Mittelalters dekoriert“, steht noch im ganzen unverseht am Ende des Parks, von Straße und Bahn aus weithin sichtbar. Sie ist seit einer Reihe von Jahren Pfadfindern als ideales Quartier überlassen. Die kümmern sich nicht um den Spuk der donnernden Tür — ihr Mechanismus ist natürlich längst dahin — und um das Krächzen der Raben. Auch die nach fünf Menschenaltern im voll herangewachsenen Parke soviel unabsichtlicher wirkenden, nur noch teilweise erhaltenen Überreste sentimentalerer Symbole rühren sie wenig. Selbst die überraschend harmonischen Blicke nach Eilenburg und weithin über Wurzen ostwärts — von ebener Erde aus leider durch eine Schonung seit der Nachkriegszeit verdeckt —, alle diese Schönheiten aus Geschichte und Gegenwart der Heimat fesseln sie zunächst weniger als die turnerischen Möglichkeiten und sportlichen Rekorde, zu denen der mächtige Turm Gelegenheit gibt. Keiner von ihnen weiß, daß der Blick von oben bis hinüber — gen Schildau schweift, und doch werden sie recht behalten. Denn sie sind ja jung!

Noch weniger romantisch sentimental und rückwärts gewandt oder auch jenseitig sind die zahllosen Badenden an den fast eine halbe Stunde lang nordöstlich des einsamen Tresenwaldes sich hinziehenden Lübschützer Teichen: Sahlweidenteich, Galgenteich und wie sie sonst noch heißen. Neue Sachlichkeit und zeitgemäße Einfachheit bestimmen hier den Ton, anders als schon etwa drüben über der Mulde im betriebsameren „Goldenen Tälchen“ bei Debnitz südlich von Wurzen. Aber wie natürlich und harmlos fröhlich wirkt fast jede Gruppe und Szene im hellen Lichte des Tages.

Wo kommt der Stadtmensch der Natur so nahe wie in solchen Bädern? Nicht nur der begütertere und nicht nur in seltenen Ferienwochen? Wo auch drängt es ihn stärker hin als zu solchem Aufgehen in der Natur? Was dem Kinde und dem geruhig Alternden zunehmend der Kleingarten bedeutet und der unruhigen tatenlustigen Jugend der eigentliche Bewegungssport in seinen verschiedenen Formen, das ist den vielen, vielen anderen das Luft-, Sonnen- und Wasserbad in sanfter Wiesenau. Harmonisch verbindet es der Schrebergärten entspannende Beschaulichkeit und des Ruderns, Radsfahrens oder anderer körperlicher Übungen stählende Kräftigung. Nichts außer Wandern vermag den Wiesen und Wäldern, Wolken und Winden entfremdeten Städter so unauflöslich, wenn auch unmerklich wieder zur Natur zurückzuführen wie Baden und Schwimmen. Wie die Seele in nüchterner Aufklärungszeit nach historisierender Romantik dürstete und sich Parks wie den in Mächern schuf, so sehnt sie sich im Maschinenzeitalter nach solcher innigster natürlicher Verschmelzung mit den Elementen. Freilich muß im Schilf und unter Decken, in Sandkühlen und unter Zeltbahnen Schutz gesucht werden, als plötzlichem Sturm, der die Pappelzeilen zauft, kurzer sommerlicher Platzregen



Herbstabend an den Lübbühnger Teichen

folgt. Aber es ist nicht nur Flug, sondern weise, daß der gräfliche Grundherr drüben auf Püchau manche gewiß naheliegenden jagdlichen oder forstlichen Bedenken gegen die Freigabe des größten der Teiche zum Baden gegenüber solcher Sehnsucht der Zeit zurückgestellt hat.

2.

Burgward Püchau

„Und dann war Sommer, ganz in Wiesen stand
Das weiße Haus, umschmiegt von Rosenranken . . .“

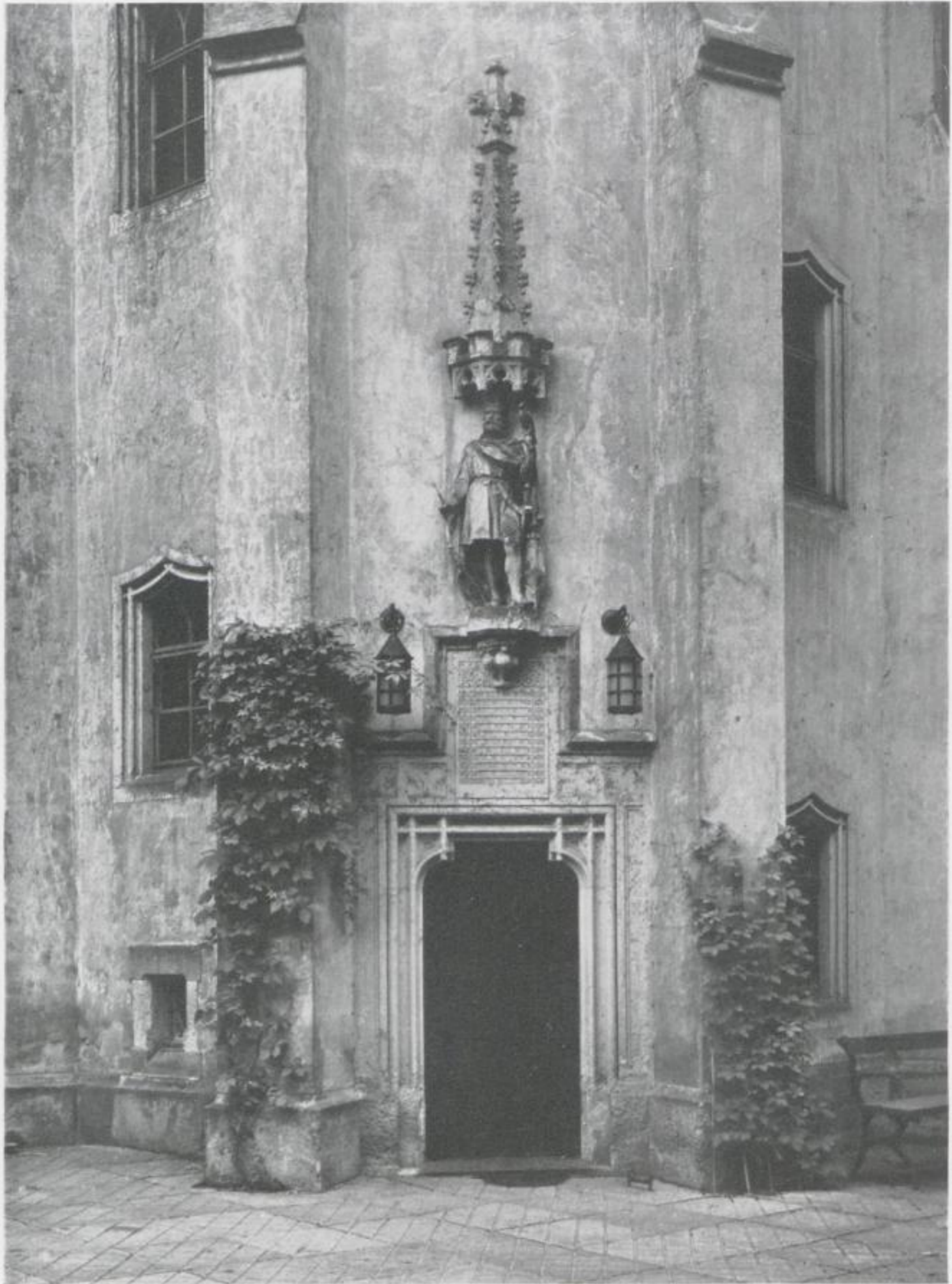
Noch einmal kommen Zeilen jenes Gedichtes des Wiener Poeten ungewollt über die Lippen. Längst schon schimmerten und winkten die Zinnen des hellen Schlosses über die goldenen Feldbreiten, jetzt nach dem Regenschauer noch heller als vorhin in der sommerlich flirrenden Luft über dem Meer von Salmen. Auf dem Hochufer der Mulde gelegen, wenn auch ein gutes Wegstück von dieser durch die breite Aue getrennt, ist Püchau, wie auch der nächste Burgward stromabwärts, Eilenburg — der Ausgangspunkt des Geschlechtes der Meburge, der Eulenburgs — an klaren Tagen, auch beim Überschreiten der Mulde von Wurzzen deutlich zu sehen. Seinsinnig hat neuerdings Dr. Ebert in seiner fesselnden, in der guten Schule Professor Dr. Kötzschkes, des Leipziger Ordinarius für Landesgeschichte, entstandenen eingehenden Sonderdarstellung „Das Wurzen Land“ darauf hingewiesen, wie sich bereits in der früheren Zeit die bedeutsamen Burgwardsmittelpunkte hier in ungefähr der gleichen Entfernung aneinanderreiheten. Längs der strategisch während der Wiedereroberung des Gebietes zwischen Saale und Elbe durch die Deutschen lange Zeit bedeutsamen Mulde vermag er dies für die ganze Strecke von Waldenburg bis über Düben hinaus nachzuweisen. Erst weit hinter dieser Frontlinie vermochten sich schon in jenen Jahrhunderten längs der Saale, der alten Völkerscheide zwischen den Slawen und Deutschen, Naumburg und Merseburg, Halle und etwas nördlicher Magdeburg zu bedeutsamen Kulturmittelpunkten zu entwickeln.

Auch im Lichte der Geschichte kann Püchau länger als fast jeder andere Herrnsitz des Leipziger Landes zuverlässig zurückverfolgt werden. Bischof Tiethmar von Merseburg († 1018) berichtet in seinen bekannten Annalen, daß Kaiser Heinrich I. nach unglücklichem Gefecht gegen die „Ungarn“, es muß um 924 und jedenfalls vor der großen Schlacht bei Reuschberg 933 gewesen sein, von Canitz — auf dem gegenüberliegenden Muldenufer — mühsam hierher nach Püchau habe flüchten müssen. Zum Danke für die Rettung habe er den Ort mit manchen Rechten ausgestattet. Eine schön gegossene Tafel mit der Chronikstelle schmückt jetzt ein Portal des Schlosses.

Im ganzen aber weist dies nicht viel Zeugnisse seines hohen Alters und seiner mittelalterlichen Bedeutung auf. Und doch reichte der Burgwardbezirk ursprünglich um das Jahr 1000 auch hinüber aufs rechte Muldenufer, und war er — damals zeitweise in unmittelbarem wettinischen Besitz — bedeutsam auch deshalb, weil hier in jener grauen Zeit die drei Bistümer Merseburg, Meissen und



Schloß Püchau von der Muldenaue



Inneres Schloßtor von Püchau (aus dem 19. Jahrh.); Heinrich der Vogler und Inschrift aus Thietmars Merseburger Chronik: „Rex cum in uno dierum Auares impari congressu laedere tentaret, victus in urbem, quae Bichini vocatur, fugit“

Magdeburg zusammenstießen. Was ist noch alt im Schloßbezirk? Da ist ein kleines Haus in typisch deutschem Renaissancestil mit steilen Giebeln an der Brücke, die Schloß und Kirche über eine tiefeingeschnittene Schlucht hinweg verbindet. Es heißt die Heinrichsburg und trägt noch eine Wetterfahne aus der Zeit kurz nach dem großen Glaubenskriege, ebenso wie das wehrhafte Pfarrhaus ein Wappen der von Ende von 1595 schmückt. Manches feine Wappenschild, da eines der von Büнау, dort eines der von Schleinitz, da wieder ein anderes, veranschaulicht auch im Vorhofe die Geschichte des Schlosses durch die letzten Jahrhunderte. Sonst aber fehlt es an Formen aus alter Zeit, wenn auch die 1½ Meter starken Mauern der Gerichtsstube im Südflügel noch von der Zeit erzählen könnten, da hier nur ein festes Haus, dann eine Burg sich erhob. Der Renaissancebau des Schlosses aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert, im 17. im Besitze des livländischen Günstlings Johann Georg I., Heinrich v. Taube, ist im 19. Jahrhundert, vor allem von Constantin Lipsius aus Leipzig in den Formen englischer Gotik gründlich umgebaut worden.

Von je ist Püchau zugleich Mittelpunkt einer stattlichen Herrschaft. So war es kein Wunder, daß vor der Völkerschlacht selbst der Marschall Ney geruhte, sich mit seinem Stabe hier mehrere Tage einzuquartieren, denn es war auf dem Schlosse wirklich angenehmer als im dörflichen Straßengasthof von Bennewitz. Außer dem sehr ausgedehnten fruchtbaren Rittergut mit dem Vorwerk Plagwitz und der Schäferei Lübschütz gehört zu Püchau auch der Tresenwald, zusammen eine Fläche von etwa 1300 Hektar. Daneben gehört der Herrschaft z. B. noch das große Waldrittergut Lauenstein bei Geising und das Schloßgut Börnchen bei Oederan. Im Besitze der Grafen Hohenthal befindet sich Püchau seit 1768. Damals starb der mit einer Freiin Hohenthal vermählte Heinrich Graf von Büнау, der 1745 das Gut geerbt hatte, das schon damals auf die hohe Summe von 100 000 Talern geschätzt worden war. Der Stammvater der Familie Hohenthal aber ist der 1717 geadelte Leipziger Kauf- und Ratsherr Peter Hohmann, der bereits als elffacher Rittergutsbesitzer starb. Seine und seiner nächsten Nachkommen Grabplatte — aus neuerer Zeit — befindet sich an der Nordseite der Leipziger Thomaskirche. Noch heute sind die verschiedenen Linien der Hohenthals, die auf Knautsain und Dölkau (7 Kilometer südwestlich von Schkeuditz), auf Püchau und Hohenpriesnitz (10 Kilometer nördlich von Eilenburg) das weitaus begüterteste Geschlecht im ganzen Leipziger Lande und seiner unmittelbaren Umgebung. Der 1819 verstorbene Graf Carl Ludwig August vereinte noch einmal allen Besitz des Geschlechts in einer Hand. Sein Neffe Carl Friedrich Anton wurde dann der Stifter der Püchauer Linie. Lange weilte er in England, worauf, wie die Gräfin erzählt, die jetzige Architektur des Schlosses zurückzuführen ist. In zweiter Ehe war er mit einer Tochter des Feldmarschalls Grafen Gneisenau vermählt, der einst als Säugling von wenigen Tagen in den Wirren nach der Schlacht bei Torgau drüben bei Schildau aus dem Bagagewagen fiel und nur zufällig wieder gefunden wurde. Die Mutter, die junge Frau eines Offiziers, starb darüber vor Angst. Der jetzige Schloßherr ist Graf Carl Christian Gottlieb Moritz Hohenthal, ein feinsinniger Pfleger seines schönen Besitzes; er ist mit Ilse-Rvonne

geb. Gräfin Wedel vermählt. Gütig geleiteten beide durch die weiten Gänge, Hallen, Säle des ausgedehnten Schlosses. Viel gab es zu sehen von alten und modernen Bildern der Familienangehörigen und den verschiedenen Besitzungen des Geschlechtes bis zu den Schätzen der wohlgepflegten Bibliothek. Und doch blieb als Eindruck vor allem der zwiefache, sommerlicher und heimatlicher Schönheit.

Durch alle die vielen großen Fenster der zahlreichen Eck- und Erkerzimmer lugte die bunte Nähe und Ferne der Muldenaue von Wurzen bis Eilenburg. Überall schmiegte sich das üppige, vielfältig abgestufte Grün des Parkes, erhöht durch die Farben der Rosen, bis in die Fensterwandungen und Türpfosten. Ringsum hatte der Sommerregen die Frische der Aue noch gesteigert. Es war auch für den, der geglaubt hatte, die Feinheiten des Leipziger Landes zu kennen, eine Überraschung, welche Fülle, welche Harmonien der Nähe und Fernen, der Farben und Formen, der Töne und Düfte, der Natur und der Kunst von dem Altan an der Morgenseite des Schlosses über dem steilen Auenrande sich darboten. Was schrieb Johanna Schopenhauer, die Mutter des Philosophen, von ihrer Reise um 1800 nach England:

„Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume mit Hinsicht auf Höhe, Wuchs und die dunklere oder hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im großen, ja wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären.“ Kaum eine andere Stelle in der Umgebung von Leipzig ist reicher an feinen, und doch das Gefühl so stark rührenden, an verborgenen und doch doppeltd lange nachwirkenden innigen Reizen.

Es mag sein, daß der Reiz dieses an Farben und in Formen so lieblichen Bildes, dieser vollkommenste Widerschein des Heimatlandes, vom Schmelz des farbenvollen Julitages nach dem kurzen Sommerregen doppelt erhöht ward. Daß es nicht immer so lieblich und mild hier ist, daran erinnert das Gedächtnis an manche Hochflut der Mulde, und die Eichen drunten in der Aue sind fast alle trotz ihres Borckenpanzers von Eisschollen kräftig gekerbt. Aber selbst der harmlose Abfluß der Lübschützer Teiche führte bei einem Wolkenbruch in der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1926 zu einer Katastrophe. Es brach der Damm des untersten Teiches und zwei Häuser, die in der Nähe lagen, wurden geradezu zerrissen. Die eine Familie konnte sich nur über ein nach einem nahen Baume gelegtes Brett flüchten, denn das Wasser spülte gurgelnd alsbald um das Haus bis hinauf zum Dachboden. Noch verheerender wirkte ein Wirbelsturm am Sonntag, den 12. Mai 1912. Von Taucha her über Sehlis und den Tresenwald nahm er seinen scharf abgegrenzten Weg bis hinüber nach den Hohburger Bergen. Allein im Rittergutswalde des Grafen wurden damals 20000 Festmeter Holz umgebrochen. Noch Wochen danach bot der Forst mit den tausenden, ungefähr in Manneshöhe abgedrehten Sichtenstämmen ein Bild wildester Verwüstung. Vom Dach des Schlosses aber riß er mehrere zentnerschwere Zinnen herab. Einzelne von ihnen durchschlugen nicht nur das Schloßdach, sondern auch die Zimmerdecken. Manche Schäden an den wertvollen altvenezianischen Kronleuchtern im Festsaal des Schlosses

reden noch heute von jenem Tage des Schreckens. Auch die Inschrift an einem Scheunenneubau des Gutsbesizers Arndt am Plagwitzer Wege mahnt an die stärkere Macht über den Menschen:

„O Menschenhoffnung! Schwache Menschenhand!
Was hier durch wochenlangen Fleiß entstand,
In einer Nacht, in wenigen Sekunden
War es durch einen Wirbelsturm verschwunden.“

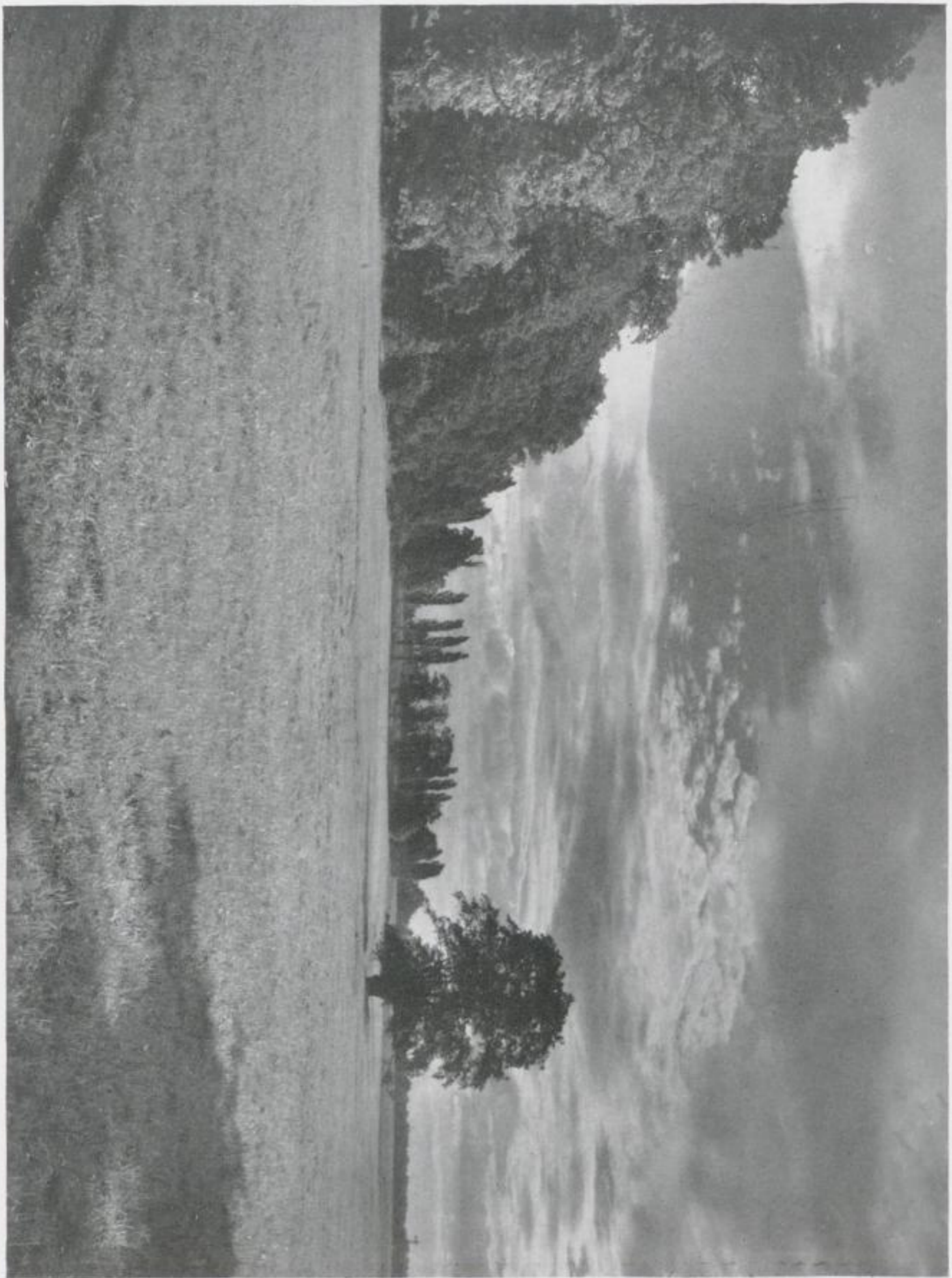
3.

Muldenaue

Noch einmal klingt, wie das Naturgefühl des Rousseauzeitalters im Macherer Park und der künstlerische Geschmack der Zeit des Fürsten Pückler und etwa Gillys im Püchauer Schloß und in seiner Tudor-Gotik das religiöse Empfinden jener Zeit echt wieder in der ein klein wenig nüchternen Inschrift eines Steines auf dem stillen Gottesacker vor dem Dorfe am Wege nach Eilenburg:

„Wir sind bey Gott.
Zu guter Nacht Ihr Eltern und zur Lust.
Ach laßt uns ruhn.
Was kränkt Ihr Euren Geist,
Was nagt Ihr Eure Brust.
Bey Gott sollt Ihr uns wieder finden,
Drum laßet Eure Thränen schwinden.
Wir sind bey Gott.
Püchau 1799.“

Ein Johann Gottlob Müller setzte ihn seinen sechs fast gleichzeitig, wohl an den schwarzen Pocken, verstorbenen Kindern. Der einsame, hochwasserfreie Fahrweg führt über die Aue an dem westlichen Talrande entlang. Schöner noch sind die stillen weichen Pfade und Dammwege im Grunde, doppelt schön in diesem Jahre mit seinem späten, aber dann so überströmenden Lenz und Frühsommer. Unbeschreiblich bunt sind die Wiesen hier auf dem fetten Auenboden meilenweit von städtischen Siedlungen. Dazwischen recken einzelne stattliche Bäume ihre Äste und erheben sich malerische Baumgruppen. Sie gliedern bald lichtere, bald dichtere Waldstreifen und -bänder in der Wiesenweite, bisweilen dicht mit Unterholz versetzt, Schlupfwinkel für Meister Keinecke oder zur Gaserie umgestaltet. Oft auch geleiten Baum und Busch einige Duzend oder hundert Meter lang einen toten Arm des Flusses, der, längst vom lebendigen Strom abgeschnürt, als Braekwasser unmerklich verlandet und verwächst oder höchstens fetten Karauschen in seiner, von Wasserlinsen übergrüntem Stille ein ruhiges Dasein gewährleistet. Weit, weit flußabwärts, dort, wo längst nicht mehr die Tochter Mulde, sondern die große Mutter Elbe von manchem solchen Altwasser begleitet wird, nahe seinem Gute Saseldorf bei Hamburg, da war' s, wo Prinz Schönauich-Carolath, der so viel vom Wesen und von der Seele deutschen Landes in seinen Gedichten eingefangen



Flus der funfbenbreiten Muldenmaue zwifchen Durgau und Eilenburg



Toter Muldenarm bei Kollau

und so wenig die insgeheim ersehnte und verdiente allgemeine Volkstümmlichkeit gefunden hat, dies köstliche Gleichnis fand:

Auch Du.

Nun hast auch Du gelassen Von Groll und edlem Streit, Du fandest goldne Gassen Der Weltzufriedenheit. —	Die sich im Überborden Einst aus dem Meer gewiegt Und nun zum Teich geworden, Tiefblau im Walde liegt.
--	---

Nich mahnt Dein Herz, das helle, Nun frei von Kampf und Weh, An eine Riesenwelle, Die müde ward der See.	Wohl deckt mit Blütenflocken Mittsommers sie das Rohr, Wohl tönt's wie ferne Glocken Aus ihrem Grund hervor.
---	---

Wohl nickten grüne Erlen
Darüber schlummerschwer —
Doch hat sie keine Perlen
Und keine Stürme mehr.

Großer Friede, wie kaum auf himmelsnaher Alpenweide, kommt in dieser einsamen Aue über den Wanderer. Stark und echt vermag sich auch die heutige Jugend wieder in solche reine Freude am Friedlichen, Untheatralischen zu versenken, die, seit Geßner sie vor 200 Jahren in seinen „Idyllen“ entdeckte, über dem Pomp heroischer Landschaften so vielfach gering geschätzt und wieder vergessen wurde:

„Wir schritten hinein in die weite blühende Herrlichkeit“, heißt es in der Schilderung eines Jugendgruppenmitgliedes aus dem Jahre 1930, „flutende Morgensonne lag über den vielen zitternden Grashalmen, die noch tauschwer in die Höhe strebten. So tiefen Frieden strömte diese grüne Welt, die doch voller Lebens war, aus, daß man unwillkürlich die Augen schließen mußte — und Stille hörte. Die nach Süden abfallende Seite des Damms war ein Meer von Wiesenblumen, üppige, kraftvolle Schönheit ausstrahlend. Es lag soviel Lebensbejahung, Glauben an Freude und Licht in diesem gesunden, jungen Blühen; soviel Zartheit und Adel auf den leise schwankenden wilden Blüten, die von keiner Hand gepflanzt und gepflegt in solcher Vollkommenheit aus dunkler reicher Erde wuchsen . . . Die Luft war morgendlich still — nur lichtblaue, feingestielte Glocken läuteten — läuteten.“ Wie zart und adelig. Auch diesmal hat die Jugend recht.

Nicht mögen Namen von fernen Dörfern oder Kirchen, Zahlen von Historien oder Meereshöhen jenes leise Klingen übertönen. Wes Auge noch nicht an diesen Märchenwiesen sich satt getrunken, der kann ja noch etwa auf den Groitzscher Kapellenberg hinaufsteigen, gleichfalls eine kennzeichnende Stelle des Leipziger Landes für den, der sich seine Seele zu erwandern vermocht.

Wie jede breite ursprüngliche Wald- und Wiesenau mit ihrer ständig wechselnden Steigerung und Belebung durch Wasser und Winde ist auch die Muldenau nicht etwa nur in der hohen Zeit des Jahres schön. Im glitzernden Schnee und Raubreif, im Flockentreiben und vielfältigen Lichte des Wintertages ist bei guten



Die Muldenfäbre von Kollau

Bodenverhältnissen hier gleich genussreich zu wandern. Auch im Herbststurm, wenn der Fluß wohl über seine Ufer getreten und wenn die ganze altgoldene Oktoberpracht in Schönheit jauchzend stirbt, ist die Heimatlandschaft nirgends schöner. Aber am unmittelbarsten wirkt die ganze strogende und doch zarte Fülle und die unendliche zeitlose Weite der, fast wäre zu sagen Urlandschaft der hier stundenbreiten Aue am heiteren Sommertage.

Das wissen auch die flugen Angler aus der großen Stadt. Die Mulde ist hier bei Kollau, wo sie sich noch dazu mannigfach verzweigt, bei ihnen nicht nur deshalb hochberühmt, weil hier noch mancher vielpfündige Hecht und Aal anbeißt. Es träumt sich auch nirgends besser sommers als im mannhohen Grase an der stattlichen Kollauer Fähre, und den Lebenskünstlern mit der Angelrute machen auch die Kosten ihrer Ausbesserung keine Sorge, die den Rittergutsbesitzer erst kürzlich um 13000 Mark erleichterten. Wie ein Spreewalddorf liegt das kleine Kollau zwischen all den umbuschten und übergrüntem Wasserläufen, hinter Dämme geduckt und doch still vergnügt. Mag die Sonne auch noch so sehr brennen, mag die Zeit auch noch so unruhig sein, hier herrscht milde, friedliche, ungetrübte Ruhe. Warum nur noch mehr wünschen? Warum noch weiter wandern? Warum nicht wunschlos sein?



Wurzen von Westen. Links Schloß und Dom, rechts die Brietschmühle

Die Stadt der Gegensätze

(Wurzen)

I.

Zugang

. . . Ein Spätsommertag verrinnt.
 Es zittert von Sonne und herbstweichem Glanz:
 Noch schloß der Sommer die Tore nicht ganz —
 Er blickt und bleibt und sinnt . . .
 Die Pflüge ackern, die Hecken erglühen,
 Die Rosen lächeln im letzten Blühen,
 Dem Tode noch wohlgesinnt.

(Knut Hamsun)

Noch strahlt der Sommer im Lichte des jungen Morgens, wenn auch verhaltener als im heißen Juli. Die Straße von Leipzig her führt schnurgerade über neue Brücken, die das halbverödete alte grüne Flussbett der Mulde dort überspannen, wo schon vor 1000 Jahren eine alte Fähre, an der Grenze des Schmölener Porphyreinschnitts und der stundenbreiten Aue, über den Fluß geleitete. Dann überbrücken sie den neuen steinernen Muldenkanal und schließlich den pappelumsäumten Mühlgraben. An einem malerischen Birkenwäldchen flussaufwärts läuft die Straße vorbei und stromabwärts gewährt sie einen Fernblick bis zu den Zinnen des neugotischen Püchauer Schlosses und bis zu den Sorbentürmen der alten Grenzfestung Eilenburg. Aber gleich darauf beherrschen die acht-, ja zehnstöckigen Bauten der Brietschmühlenwerke linker Hand das Bild und rechter Hand die gelben Ziegelrohbauten der Wurzener Filzfabrik und anderer industrieller Unternehmungen. Fast unscheinbar, wie südwärts jenseits der Bahn die Siedlungshäuschen, wirken nördlich hinter den Bauten der Großmühle, die selber an ungeheure Kirchenschiffe mit breitem Wehrturm an der Schmalseite erinnern, die viel niedrigeren Baulichkeiten des Doms, und selbst der runde Eckturm des Amtsgerichts steht in diesem Stadtteil nur wie ein seltsamer brauner Pilz in einer etwas unwirklichen und ein wenig grotesken Landschaft. Und wieder fünfzig

Schritte weiter geleiten hohe Stützmauern, hinter denen sich duckende zeitlose Reihenhäuser nur wenig hervorlugen, die Straße. Sie führt hier den seltsamen alten Namen Crostigal, als wollte sie nochmals bestätigen, was an ihrem und der Stadt Eingang eine Inschrift kündigt und den flüchtig Einfahrenden besonders künden muß, daß diese Stadt in der Tat eine tausendjährige Vergangenheit besitzt. Dabei ist die so eingeengte Straße die alte große Staatsstraße zwischen den beiden Hauptstädten des Landes, seit Jahrhunderten der lebhafteste Handelsweg von Osten nach Westen in ganz Mitteldeutschland, was auch das so barock überschwängliche Tor des alten Poststalles von 1734 mit dem königlich polnischen und



Das Tor des alten Poststalles in Wurzen von 1734

kurfürstlich sächsischen Wappen bestätigt. Die Königskrone darüber ist so groß, als müßte sie über die Unsicherheit der fremdländischen Würde ein wenig hinwegtäuschen. Wahrscheinlicher indes sollte ihre besondere Wichtigkeit an dieser viel befahrenen Straße die Oberherrschaft des Landesherrn in diesem stiftischen Gebiete unterstreichen.

2.

Historie

Denn noch bis 1818 hatte sich hier, wie etwa ebenso lange noch in Zeitz und Merseburg, eine ursprünglich — bis zum, aus politischen Gründen nicht ganz freiwilligen Abgange des Bischofs Johann IX. von Saugwitz (Bischof 1555—1581, gestorben 1595) — bischöflich meißnische, seit 1581 selbständige Stiftsregierung



Die Pestkapelle von 1607 auf dem alten Würzener Friedhof

erhalten mit Stiftshauptmann, Kanzler und mit ursprünglich neun, 1818 schließlich noch zwei Stiftsregierungsräten. Das stiftische Gebiet umfaßte 1812 einschließlich der dann 1815 an Preußen gefallenem Belgernschen Pflanze 19 500 Einwohner in den Ämtern Wurzen, Mügeln, Sornzig. Seine Administratoren waren die sächsischen Kurfürsten noch bis lange nach dem Dreißigjährigen Kriege nur auf Grund jedesmaliger Wahl durch das Domkapitel. Auch ein besonderes Stiftskonsistorium bestand, als dessen Superintendent 1598 Luthers ehemaliger Samulus Valentin Braun mit 100 Jahren und 93 lebenden Nachkommen starb. Noch heute besteht das Kollegiatstift Wurzen — denn Wurzen ist ja die Stadt dieser Gegensätze — mit gewissen Rechten fort, während in der Verwaltung gerade dieser Stadt die neue Zeit sich stark und tätig abzeichnet, etwa schon in der Umwandlung des öden weiten Bahnhofsvorplatzes in heitere Anlagen, die in den ernsteren alten walddparkartigen Friedhof überleiten.

Auch hier aber seltsam stark der Gegensatz der beiden Mäler, die Erinnerungen an schwärzeste Jahre aus der Geschichte der Stadt wachhalten sollen:

Mitten in all dem dichten Grün nahe der ebenso schlichten Gottesackerkapelle mit den Tausenden von kleinen Kränzen kündigt, gekrönt von einem Kreuzifix und einfach mit einem offenen Glockengerüst überbaut, eine lateinische und deutsche Tafel:

„Als Sechzehn Hundert Sieben Jahr
Nach Christi Geburt Die Jahrzahl War,
Hat Gott Der Herr Nach Seinem Rath,
Ein Schedlich Pest In Diese Stadt
Geschickt. Das In Sechs Monatsfrist
Die Selb Fast Ausgestorben Ist.
Dan Fufzehnhundert Dran Geschwindt
Weggerast An Mann, Weib Undt Kindt,
Derer Zwölfhundert Ein Wagen Schwarz
Gefüret Hat Auf Diesen Platz . . .“

Noch um 1800 besaß Wurzen nur 3000 Einwohner, um 1600 also gewiß auch nicht mehr; und davon raffte eine einzige Seuche die Hälfte dahin. So furchtbar wüteten selbst in der neueren Zeit und selbst in Friedensjahren noch Volksseuchen, von denen übrigens diese aus Leipzig eingeschleppt worden war. Ringsum fällt der rasige Boden leise ab. Bilden die Gebeine der Zwölfhundert noch heute halb vermodert diesen Hügel?

Und dann in die gleiche Achse, aber nur halb noch in den Friedhof, halb in jene Bahnhofsvorplatzanlage gestellt, die ausgedehnte Architektur des Denkmals für die Gefallenen des Weltkrieges. Ein Rechteck von hohen, durch einen Steinsims verbundenen Porphyrsäulen, die die Namen der Toten angeben. In der offenen einen Schmalseite hebt sich die riesige Bronzegruppe eines aufgebahrten Feldsoldaten mit einer trauernden Frauengestalt darüber ab gegen eine Wasserfläche und den hellen Platz dahinter. Selbst die Stadt Leipzig besitzt kein ähnlich stattliches Ehrenmal zur Erinnerung an den Weltkrieg, wie dieses, welches der Ehrenbürger

Wurzens, Hermann Ilgen, seiner Vaterstadt 1930 durch den Architekten Oswin Sempel und die Bildhauer Arthur Lange und Georg Wrba errichten ließ. Aber es fragt sich trotz mancher Feinheiten der Anlage, ob nicht vielleicht etwas weniger hier noch mehr gewesen wäre. Zahlreiche Blumenspenden, in der Mehrzahl rührend bescheidene, verkünden, wie in einer Mittelstadt fast mitten in den Straßen, und doch deren Unrast schon entrückt, die Erinnerung an die Gefallenen so viel tätiger fortleben kann als in den großen Städten, der Gefallenen, deren allein aus Wurzzen in dem einen September 1914 45 und im Oktober 1918 40 ihr Leben dahin gaben. — — —

Noch von mehr als einem schwersten Tage vermag die Geschichte der einst verhältnismäßig bedeutenderen Stadt und des stiftischen Gebietes zu erzählen. Selbst in der Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges und lange darüber hinaus erregte die Wurzener Kreuz- und Marterwoche in ganz Mitteldeutschland die Herzen aufs tiefste. 1637 war es, als von Banérs schwedischer Soldateska ein Trupp an die Fähre gekommen sein und gefragt haben soll, ob Schweden in der Stadt wären. Da nun einige Bürger sie für Kaiserliche gehalten und geantwortet hätten, es wären in der Stadt keine solchen „schwedischen Hunde“ — das genügte dazu —, so habe Banér die Stadt seinen Leuten gänzlich preisgegeben. 1643 wurde der unglückliche Ort erneut von Torstenson geplündert und schon im nächsten Jahre ward er von den Kaiserlichen zum dritten Male so mitgenommen, daß die Mehrzahl der Einwohner nach Oschatz fortzog.

Aber auch heitere, wenn auch durchaus beglaubigte Kämpfe wurden um Wurzzen, die Stadt der Gegensätze, ausgefochten: 1542 der Gladenkrieg und 1558 der Saufkrieg.

Und wiederum Gegensätze an allen Ecken: Ein feines Haus von 1678 gegenüber der „Goldenen Rose“ am Crostigal und ein Postgebäude aus neuerer Zeit, das sehr wehmütig an jenes Tor des Poststalls von 1734 denken läßt; und dann wieder ein prächtiger Doppeladler in den Formen der Zeit Ludwig XVI. als Kragstein eines Haustors am Markt und die kraftvolle Gestalt eines Soldaten mit einem Tier im Arm über dem Türstein von 1629 ihm gegenüber an der Ecke der Schubgasse. Wieviel von solcher Schönheit mag im Laufe der letzten Menschenalter verloren gegangen sein. Nicht jeder alte Bau ist so geschickt den gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt worden, wie außen und innen der ehrwürdige Gasthof von Pippig, eine der Gaststätten im Leipziger Lande, in der Einrichtung, Küche und Keller bei allem guten Maßhalten gleich erfreulich sind. Dann wieder zwischen solchen alten schönen Häusern Ziegelrohbauten ohne innere und äußere Verbindung mit ihrer Umgebung, und Schaufenster, in feine Fassaden so groß eingebrochen, daß sie wie Zahnlücken wirken.

3.

Dombezirk

Und doch stößt immer wieder der verständnisvolle beschauliche Wanderer auf Erfreuliches. Vor allem ist da der Dombezirk, der nicht viel anders als wie vor 400 Jahren anmutet, als er schon fast wie heute neben der Domkirche das Archi-



Außen(teil)ansicht des Wurzener Schlosses



Torhalle des Amtsgerechts Wurzen, erbaut als Schloß des Bischofs Johann von Saalhausen. (Hervorragend schönes Sterngewölbe)

diafonat, die Dechanei, die Schule, die Scholasterie oder Superintendentur, die Custodie, das Kapitelhaus und das Diafonat umfaßte. Es ist ein sehr überraschender Blick, den doch viele Besucher von Wurzen überhaupt nicht kennen, von Osten auf den noch heute ganz in sich geschlossenen, seit Hunderten von Jahren kaum veränderten Kranz von Bauten in der behäbigen, gemütlichen und gemütvollen Bauweise der Reformationszeit. Das heutige Amtsgericht ist das malerischste unter diesen Gebäuden. Aus dem längst trockenen, tiefen Graben, in dem Holunder- und Haselsträucher und Ahornbäume wuchern, steigt es zwischen zwei stämmigen Rundtürmen breit und fest heraus, die Residenz und in seiner jetzigen Gestalt das Werk jenes Bischofs Johann VI. von Saalhausen, der drüben in den Hohburger Bergen in Chammenhain 1444 geboren war und bis zu seinem Tode 1518 lieber hier in der Heimat als auf dem Meißner Burgberge residierte. Sein Neubau, zu dem er mit zuerst Steinbrüche bei Wurzen „aufgedeckt“ haben soll, kostete 14000 Taler, eine für die damalige Zeit riesige Summe, die zugleich die wirtschaftliche Macht des Stiftes veranschaulicht. Das einzige Portal, über die Wallbrücke zugänglich, ist mit einem sehr schönen Wappen des Erbauers und des Stiftes — dem Lamm mit der Siegesfahne — geschmückt. Der heilige Johannes schirmt es von rechts und der heilige Donatus von links. Reiches verschnörkeltes Maß-, Band- und Bogenwerk aus der allerletzten Zeit der Gotik umrahmt es; zugleich aber erinnern darüber hölzerne Rollen noch heute an das Aufziehen der Zugbrücke, die einst den einzigen Zugang zu dem festen Hause darstellte. Das eindrucksvolle Netzgewölbe der Eingangshalle und diese selbst erinnert an das in der gleichfalls einst sächsischen Burg Eisenhart in Belzig südlich von Potsdam. Den Schöffensitzungsaal linker Hand im Erdgeschoß erdrückt fast die schwere alte Eichendecke, die, ebenso wie die Giebel und Fensterwände des Schlosses, mannigfach geziert ist.

Viel könnte noch angeführt werden. Doch es sei nur noch das ähnlich kräftige Stiftshaus und das reizvolle Torhaus von 1572 erwähnt. Sie schließen zusammen mit dem in der Tat der im Oktober 1932 vollendeten Umgestaltung bedürftig gewesenen Dom den Platz mit seinen alten spätsommerlich farbenhellen, halb verwilderten Blüten, Beeten, Büschen und Bäumen. Und doch auch hier wieder jene Gegensätze: Wie unverhältnismäßig lagert sich der moderne Treppenturm vor das Stiftshaus. Wie unschöne Werkstätten bedrängen das ehrwürdige Gotteshaus von Osten her. Aber dieses selbst hat doch durch jene ernstesten Bemühungen in ernstester Zeit viel von seiner alten Schönheit zurück- und neue dazuerhalten.

4.

Not der Zeit

Es kommt wohl mancher Gedanke über organischeres und natürlicheres, minder auf das Zahlenmäßige, Äußerliche gestelltes Gemeinschaftsleben in jenen Jahrhunderten lebensvollerer Verbindung des Geistlichen und Weltlichen beim Schreiten über diese Insel des Friedens und dann weiter muldenwärts an stillstehenden häßlichen Fabriken vorüber den Amtsweg entlang. Ein verhärterter



Der Dom zu Würzen (am 23. Oktober 1932 neu geweiht). Die Kanzel, das Lesepult, das Chorgestühl, die Kreuzigungsgruppe aus Bronze nach Entwürfen von Prof. Wrba

Mann, eisgrau und faltig, gibt freundlich und flug' Auskünfte. Er ist noch ein Fünziger, hat noch den ganzen Feldzug mitgemacht und ist doch nun als Eisendreher seit Jahren zu seinem Schmerze arbeitslos, weil er zu alt ist. 7 Mark 25 Pfennige hat er wöchentlich zu verzehren, nein, zum Lebensunterhalt, denn 3 Mark davon erfordert die Miete. Und mit Nebenverdienst will es trotz allen Mühens so selten längere Zeit passen. Einmal ein paar Laubsägearbeiten für glücklichere einstige Arbeitskollegen, dann wie heute Sammeln von Pilzen und von Beeren. Diesmal ging's zunächst scheinbar gut; 15 Pfund Gliederbeeren aus dem Walde versprochen anderthalb Mark Erlös; aber wenn die Arbeit des Vormittags sich nun weiter als vergeblich erweist, und er statt der Käufer verschlossene Türen findet? Nachmittags will er zum Schuttabladeplatz: Es liegt immer einmal etwas dort, Metall, wohl auch etwas Eßbares für den alten Veteranen des Krieges und der Arbeit, den ruhigen bescheidenen Mann, der so gerecht und zutreffend auch über Leute und Dinge seiner Stadt zu sprechen weiß und doch mit so vielen, nicht nur seines Standes, im Grunde brachliegen muß. Das imposante Exempel der höchstgesteigerten neuesten Zeit will nicht recht aufgehen: Es ist — wie ein unendlicher Bruch, mathematisch und geschichtlich betrachtet, ein Bruch zwischen der superben Klugheit des Zeitalters des Rationalismus und der Rationalisierung hier und der größeren Weisheit und maßvolleren Gerechtigkeit älterer Zeit dort. Wo soll bei solchen Gegensätzen und ständigen Unsicherheiten der Welt und zumal dem Heimatlande jene „tranquillitas ordinis“, jener Zustand gerecht ausgeglichener Harmonie wieder herkommen, von der der Kirchenvater Augustinus spricht?

Gewiß, an dem gleichen Mühlgraben, heute der Krietschmühle und einst der Stadtmühle, hatte unter einer Linde der Müllergeselle Friedrich Krietsch einst den Traum, daß er hier sein Glück machen werde, und der Traum ging ihm schließlich, vielleicht nicht nur äußerlich, in Erfüllung. Aus der patriarchalischen Stadtmühle, die zusammen mit der Obermühle noch vor 100 Jahren nebst den zwölf Mahlgängen zehn Ölstampfen, Walkmühle, starke Schneidemühle, Lachsfang, Fischerei, Steuerfreiheit, Ober- und Erbgerichte, Mühlzwang über die Stadt und mehrere Dörfer besaß und aus den königlichen Waldungen Deputat- und Schirrholz erhielt, ist der bis ins kleinste durchrationalisierte Großbetrieb geworden, der so durchaus weltstädtisch anmutet. Längst indes ist auch das Werk des Müllergesellen in schwere Krisen geraten, und nur ein Teil davon konnte bisher wieder in Betrieb genommen werden. Zahllose bescheidene Windmüller im weiten Umkreise aber ringen hoffnungslos um den ererbten schönen Beruf, zahlreiche Windmühlen auch sind abgerissen oder verfallen, die jahrhundertlang ihren Mann, eine Familie, nährten, und längst ist die letzte Schiffsmühle der Mulde verschwunden, deren eine eine Meile oberhalb der Stadt noch bis ins 20. Jahrhundert betrieben wurde. Wie ein Fanal leuchtete schon Anfang Oktober 1917 gerade an dieser Stelle, bereits ein Jahr vor dem Zusammenbruch, die brennende alte Krietschmühle auf, aus der sackweise Körner und Mehl geplündert wurden, ohne daß die Organe der öffentlichen Gewalt es mit Erfolg hätten wehren können. Und ebenso ist es wie ein Symbol, daß der Zwiespalt zwischen zarter

Sehnsucht und entwurzelter Ironie und kaltem Witz auch das Werk jenes Mannes durchzieht, dessen Wiege in dieser widerspruchsvollen Stadt stand, und den die Welt meist nur als trunkesten Spasmmacher im Matrosenanzug kennt, Joachim Ringelnag. Er suchte sich durch Keime, wie die von den fünf Margueriten, aus solchen Spannungen und Disharmonien zu befreien, die er — die Keime wie die Margueriten — beide an den Anschlußgleisen dieser Fabrikwerke am grünen Auenrande gepflückt haben könnte, an Tagen, wie diesem Augusttage, dessen junge Helle und Frische hier mittäglicher Sonnenglast und Staub nun langsam zu ersticken droht:

„Fünf Margueriten

Riß ich samt ihrem Wurzelstamme

Aus einem Eisenbahndamm.

Ob sie dabei wohl sehr

Litten?

Jetzt haben sie doch keine

Steine am Beine

Mehr.

Ich ließ die Erde für ihren Topf

Zuvor durchsieben.

Nun wachsen sie sauber mit strahlendem Kopf,

Ob sie mich wohl sehr lieben?

Hab' ich ihre Lage verbessert?

Sie sind auf meinem Nordbalkon

Besser geschützt und bewässert.

Doch weil die Sonne nur kurz dort scheint,

Müßte ich vielleicht ihr Pardon

Erbitten.

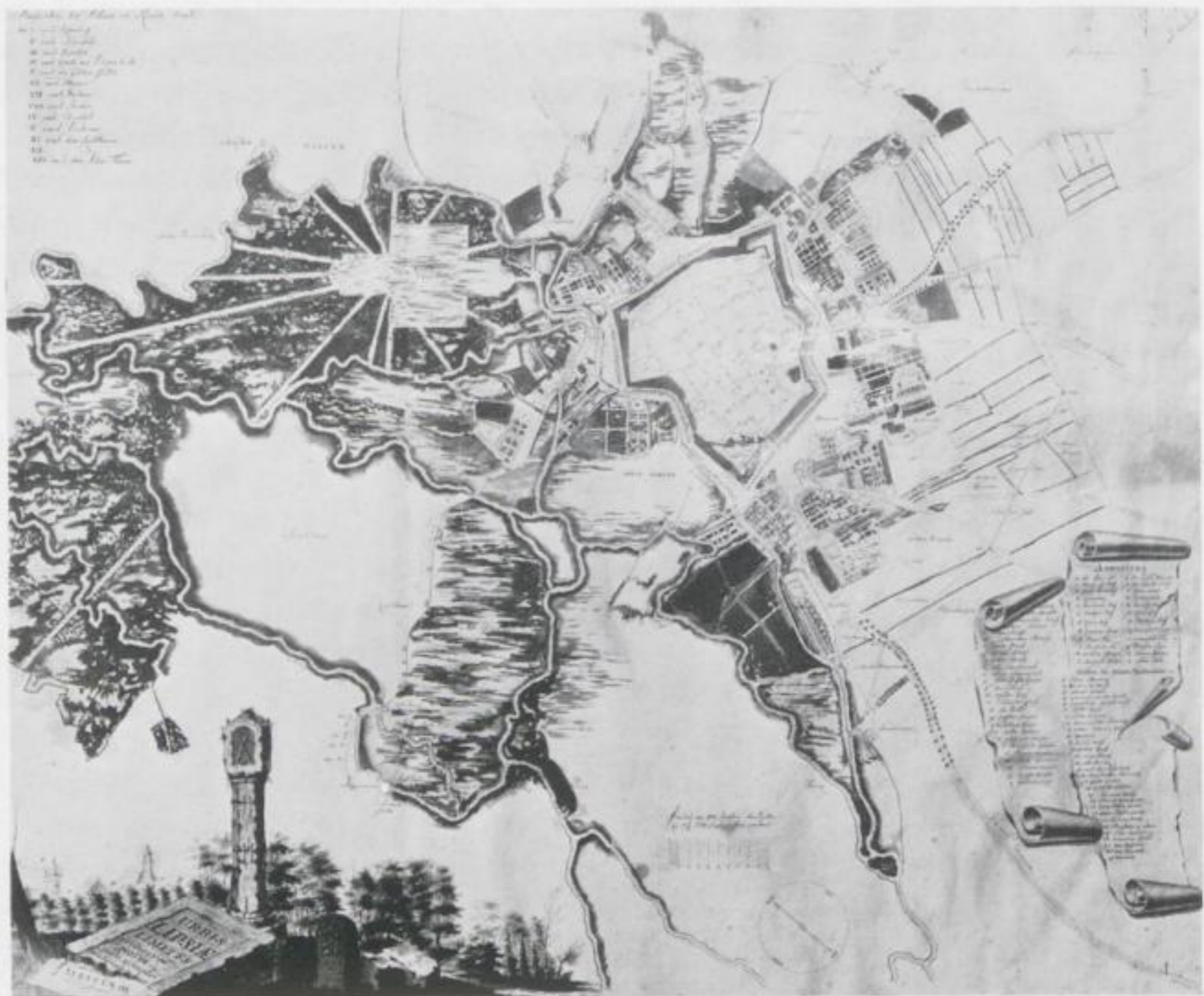
Und war doch alles so gut gemeint.

Nein, ihr schlanken

Fünf Margueriten,

Nichts bitten,

Einander nur danken!“



Das Leipziger Rosental, der Beginn der Elster-Luppen-Aue: Plan des Rosentals von 1763
 Gerufchte Federzeichnung Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig

Im westlichen Winkel

(Ammendorf — Schkopau — Elsteraue — Burg — Kadewell)

I.

Zwischen Pleiße und Saale

Trotz der günstigen Verkehrsverhältnisse der Nachbarstadt an der Saale wird der Leipziger nicht mit dem Hallenser tauschen wollen. Die Stadt ist allzu sehr eine nicht recht harmonische Mischung von beengter älterer Anlage und von etwas künstlicher neuzeitlicher Steigerung geworden. In einem der gediegenen baukünstlerischen Aufsätze in der leider der Not der Zeit zum Opfer gefallenem Reihe der „Leipziger Kalender“ stellte ein guter Kenner sie vor etwa einem Menschenalter geradezu als das städtebauliche Gegenbeispiel hin. Ist Leipzig sicher eine Arbeitsstadt, so ist Halle im wesentlichen eine Arbeiterstadt. Es sollen gewiss weder die Moritzburg und die Universität, noch die Franckeschen Stiftungen und die Hallischen Werkstätten für Kunstgewerbe auf dem Giebichenstein vergessen werden. Im ganzen aber ist der Eindruck, der sich, zumal in der Umgebung des viel zu kleinen Bahnhofs aufdrängt, nicht sehr imponierend und noch weniger ausgeglichen.

So treibt es den Wanderer auch bald wieder hinaus, südwärts. Schon auf der Eisenbahnfahrt über das typische Industriedorf Wahren, über Schkeuditz, die alte, noch immer malerische Stadt am Hange der Elster, und Großkugel, das stille Dorf in meilenweiten Feldbreiten, hatten linker Hand die feinen grünen, blauen und grauen Linien der Elster- und Luppenaue und des Hochufers dahinter in immer neuer sanfter Bewegung und immer neuen Überschneidungen nach Süden zu gelockt. Sie gehören zu dem Kennzeichnendsten des Leipziger Landes. Ähnlich wie der Lößnighang und die Höhen zwischen Loschwitz und dem Borsberg die Dresdner Umgebung, so bestimmen sie sein Profil. Nur sind sie unaufdringlicher, noch viel feiner und erfordern sie ein liebevolles Auge. „Es sind viele Horizon-



Oben Gohlis bei Leipzig, unten das Gohliser Schloß (Herrnhaus des Ritterguts, das einst Bismarcks Großvater, dem Leipziger Geschichtsprofessor Mencke gehörte)
 Stich von M. Soepfner aus dem Jahre 1782 Stadtgeschichtliches Museum zu Leipzig

tales“, so heißt es von diesen Linien in einem kleinen Abriss über das Leipziger Land im Augustheft des 1930er Jahrganges der Zeitschrift „Das Neue Leipzig“, „die sich sanft ineinander und übereinander schieben; weitausholende, unbestimmte Linien, hier von den Wipfeln scheinbar endlosen Laubwaldes gezogen, dort von gelben Feldern begrenzt, von breit gezogenen Silhouetten der Ortschaften mit spitzer Nadel in den Himmel radiert. Was der Leipziger Landschaft an Plastik, an Dreidimensionalität, abgeht, wird durch den Schleier des Unbestimmten, Schwebenden, mit Goethe gesprochen, „Abndevollen“ ersetzt.“

In Schumanns bekanntem Lexikon wird zwar 1818 gesagt: „Das sogenannte Rosenthal bei Leipzig zieht sich hierher“, nämlich bis Kollenbey, in dessen Nähe bei Ammendorf der Wanderer die elektrische Schnellbahn von Halle nach

Merseburg verläßt; und in der Tat erstreckt sich bis dahin die Elster- und Luppen-
 aue, die wenige Minuten vor der Leipziger inneren Stadt unmittelbar hinter der
 Rosentalgasse, dem Schauplatz übrigens von Gustav Freytags „Verlorener Hand-
 schrift“, beginnt. Freilich, als Rosental wurde schon damals nur die Strecke bis
 zum Amelungswehr bei Möckern und bis Gohlis bezeichnet; aber die Aue selbst,
 reicht bis hierher, wo in kurzer Entfernung voneinander bei Schkopau die Luppe
 und bei Beesen die Elster sich mit der größeren Schwester Saale vereinen.



Die Große Eiche in der Burgaue bei Leipzig.
 (Umgebrochen am 15. März 1923)
 Zeichnung von Sr. Preller dem Älteren 1832. Stadtgeschicht-
 liches Museum zu Leipzig

wilden Wald- und Wasserlandschaft, immer ein ganz anderer im Wechsel der Jahres-
 zeiten, erschließt sich nur dem, der lange um ihre spröde Schönheit geworben.
 Dann aber vermag ein Abendläuten über Ried und Wald hinweg in Wanderers
 Einsamkeit oder auch die Schönheit eines echten Kunstwerks gerade hier hundert-
 fältig anzusprechen. Ihrer zählen die vergessenen Siedlungen am Auenrande,
 nahe dem einstigen Kulturmittelpunkte der ganzen Landschaft weithin, der
 Bischofsstadt Merseburg, noch das und jenes: das kostbarste, erst 1930 aus jahr-
 hundertelanger Saft im Gemäuer des Altartisches märchenhaft Wiedererstandene ist

Bis hierher erstreckt sich jener
 stundenbreite üppige Wasser-,
 Wiesen- und Waldstreifen zwischen
 den beiden heimatlichen Flüssen
 des Leipziger Landes, im wesent-
 lichen heute noch unberührt und
 wüchsig wie vor 1000 Jahren.
 Noch immer wandeln fast all-
 jährliche Überschwemmungen ihn
 zum kilometerbreiten Strome und
 machen Siedlungen zwischen den
 Flüssen fast unmöglich, so wie in
 jener Zeit, da viele Jahrhunderte
 lang die Aue gerade hier zwischen
 der Pfännerstadt Halle und der
 Bischofsstadt Merseburg zur na-
 türlichen Grenze zwischen dem
 Erzbistum Magdeburg und dem
 Domstift Merseburg, später zwi-
 schen dem Königreich Preußen
 und dem Kurfürstentum Sachsen,
 ward.

Noch heute ist die Aue mancher
 Wunder voll. Freilich, Wunder
 widerfahren nur dem Gläubigen.
 Die herbe, aber echte, fast nord-
 deutsche Schlichtheit der Dörfer
 am Auenrande, der starke Zauber
 ihrer einsamen, stellenweise noch so



Luppenlauf in der Gundorfer Aue

die Zorburger Marienstatue vielleicht aus dem Kreise der hochberühmten Naumburger Bildhauerschule.

Gerade der Gegensatz zur nahen Großstadt, sei es Leipzig oder Halle, mit ihrer Unrast und ihrem fernen Brausen läßt hier der Aue Wunder doppelt empfinden. Auch heute am frühen spätsommerlichen Sonntagmorgen greift er alsbald tief ans Herz.



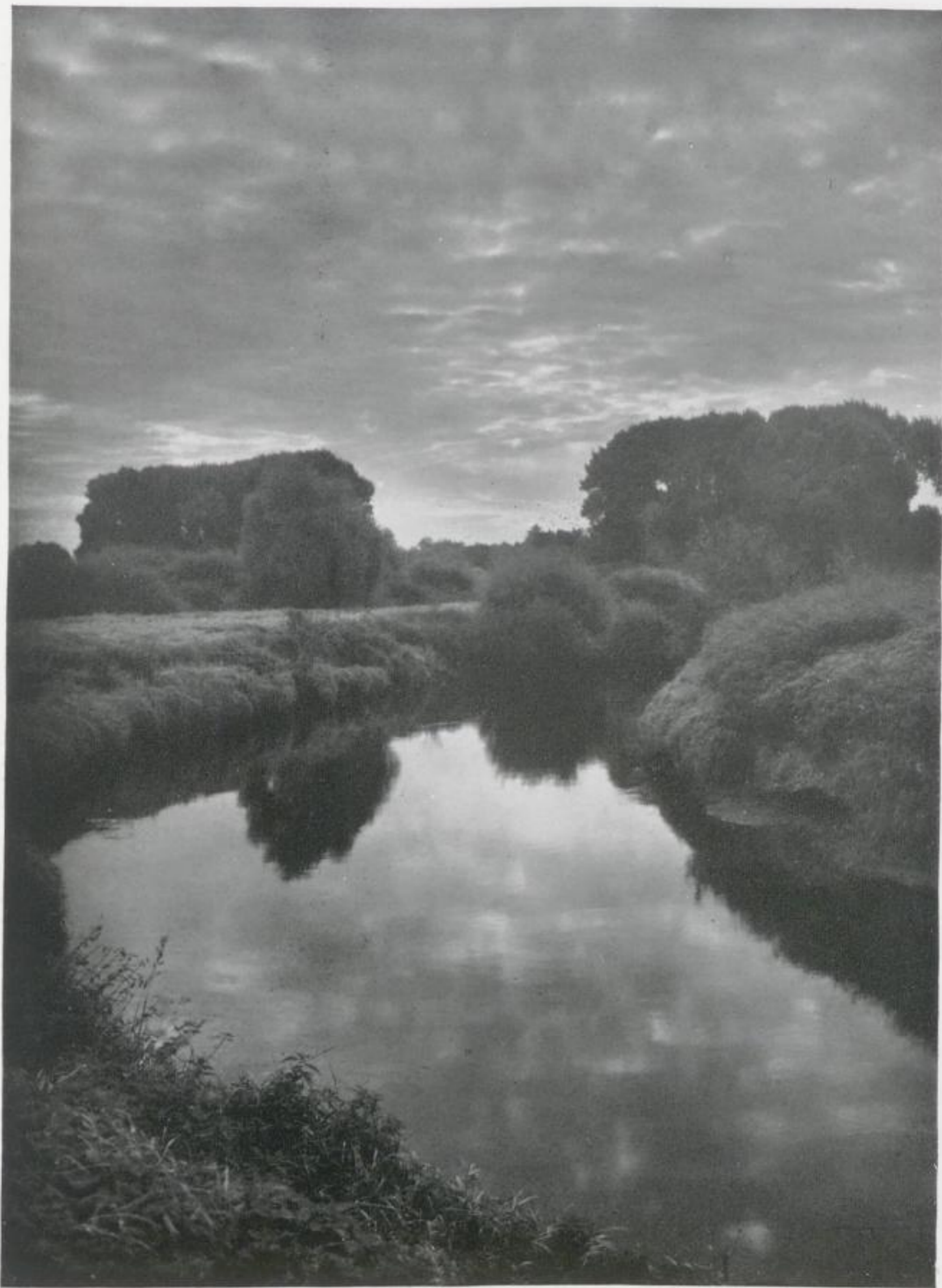
Wildnis im Gundorfer Auengebiet

Junger Spätsommertag

Aus einer Nacht voll Mondlichtschmelz	Noch hüllt er seine Jugend keusch
Weißblauen stillen Fluten steigt	In dünne Seidenschleier ein,
Ein zarter Morgen auf.	Tautropfen zittern drauf.

Doch unterm Berg da regt sich schon
Der Frühherbstfarben helle Pracht,
Und hell schwingt selbst des Brausens Ton
Der Stadt, die fern aus Grau erwacht.

Auch heute noch bildet die Aue die Grenze zwischen dem Saalekreis und dem Kreis Merseburg. Die Straßenzüge freilich sind hier nicht mehr die früherer Jahrhunderte. Heute stellt die Merseburger Landstraße die Hauptverbindung



Morgenstimmung in der Gundorfer Aue (die Schwarzpappeln der beiden großen Baumgruppen wurden erst einige Jahre vor dem Kriege gepflanzt)



Die 1931 zerstückelt im Altartisch eingemauert wieder aufgefundene
Madonna der Kirche von Horburg (13. Jahrh.)



Alter sechseckiger Stall in Kögschlig bei Zorbau

dar, wie sie 1817/18, also unmittelbar nach der Abtretung auch des Merseburger Gebietes von Sachsen an Preußen, und nachweislich, ein Zufallsfund des Verfassers in einem Leipziger Archiv ergab dies, zu dem Zwecke grundhaft und mit zweckmäßigerer Linienführung neu gebaut wurde, um dadurch den Verkehr aus dem Thüringischen gen Berlin von Leipzig und überhaupt von Sachsen nach Halle und Bitterfeld hinüberzuziehen. Diese Entwicklung ist dann bekanntlich seit dem Beginn des Baus von Eisenbahnen und auch noch im letzten Jahrzehnt, obgleich diese Reichsbahnen geworden waren, weiter fortgeschritten. Noch immer werden etwa dreimal mehr durchgehende Züge von Berlin nach dem Süden über Halle als über das dreimal größere Leipzig geleitet. Auch die 1846 gebaute Eisenbahn erforderte eine ganze Reihe von Kunstbauten zur Überbrückung nicht nur der Elster, Luppe und Saale, sondern auch der Glutrinnen zwischen Elster und Luppe. Seit alters waren die hochwasserfreien fahrbaren Querverbindungen über das Auengebiet ein wichtiges und schweres Problem für dessen Bewohner; zwischen der Straße von Halle nach Merseburg bis zu der zwischen den Leipziger Vororten Wahren und Leutzsch führt noch heute im Grunde nur eine, die von Schkeuditz nach Markranstädt, und allenfalls eine weitere, eine alte Salzstraße bei Burgliebenau quer durch das sechs Stunden lange Auengebiet.

2.

Wandel der Zeiten

Der Marktplatz von Ammendorf bietet freilich nichts von den Harmonien der Aue dar. Es ist, als wollte er im Gegensatz zur Atmosphäre auf der Fahrt längs der Aue unterstreichen, daß die Stimmung des Leipziger Landes im ganzen nicht die eines Idylls, sondern „unromantische Melancholie, ernste, nicht himmelhoch jauchzende, aber tätige Lebensbejahung“ ist. Der Mittelpunkt des großen Industriedorfes bildet eine ungewöhnliche Mischung von Stadt und Land. Von sehr modernen Bauten, die die Sachlichkeit und das Selbstgefühl der neuesten Zeit zum Teil, wie so häufig in Übergangszeiten, überspizen, seien als Beispiele etwa das Rathaus, das Konsumvereinsgebäude und die Sparkasse, auch die Wartehalle und der Wasserbehälter genannt.

Manches Grundsätzliche wäre dazu anzumerken: etwa über die Kulturkrise des Dorfes, über die Gefahr des Verlustes, wie Hans von Lüpke, der Führer der protestantischen Dorfkirchenbewegung, es ausdrückt, seiner Eigenart nicht nur, sondern auch der eigenen Kultur, damit aber des sittlichen Bewußtseins, ja der eigenen Seele, zugunsten eines Zerrbildes der Stadt. Ein Zeitungskiosk beispielsweise stellt nicht weniger als neun verschiedene der zeitgemäßen Wochenschriften zur Schau, die so rührend eifrig beflissen sind, Aufklärung über die Ehe und andere Dinge des persönlichsten Lebens unter lockenden Titeln und mit entsprechenden Umschlagbildern zu verbreiten. Manches auch wäre gerade hier zu sagen über das ganze unsichere, weil allzu rationalistische und entgötterte Verhältnis der Zeit zur Kunst, die die Gegenwart glaubt, nur mit den Mitteln des Geschmacks hervorzubringen, beherrschen, lenken und bewerten zu können. Da-

bei ist dieser Geschmack so häufig, um mit Walter Tiemann, Leipzig, einem der reifsten deutschen Künstler und Kunstpolitiker zu reden, müde, blutarm, verhezt und in den Händen von Sensationsmachern verwildert und in einer Geisteshaltung befangen, die ohne Phantasie, ohne Romantik, ohne Spieltrieb den Stil allein durch den Verstand erzwingen will, ein Unterfangen, das blind über das Grundmysterium der Kunst hinwegschaut.

Manche kräftigen Ansätze zu Besserung finden sich gewiß und gerade auch hier, mehr noch drüben jenseits der Aue und jenseits von Merseburg im Leunawerk, einer der modernsten Stätten neuzeitlichen deutschen Lebens, und in seinen Siedlungen. Und gewiß vermag die Naturnähe manches bei der Überbrückung jener Gegensätze zwischen alter und neuer Zeit allgemein zu erleichtern, so wie Naturverbundenheit und Wandern in der Heimat dem einzelnen. Aber vorläufig müssen sich die übriggebliebenen alten Dorfgehöfte doch recht fläglich vor den Vertretern einer fremden Welt ducken.

Das Behäbigste unter ihnen ist der breit gelagerte Straßengasthof „Zum Anker“. Man glaubt es ihm, daß vor dem Bau der Eisenbahn hier in mancher Nacht zwanzig Fuhrwerke ausgespannt haben; eine Zeitlang führte er übrigens den Namen „Kümmelbüchse“, weil er gewissermaßen der Mittelpunkt für den Kümmelbau und die Kümmelbauern der Umgebung weithin war, die hier, wie noch heute die der Lützener Umgebung, einst vor allem dieses Gewürz mit Eifer und Erfolg anbauten.

Das Hochufer der Elster ist, im Grunde von Leipzig und Schkeuditz angefangen bis hierher und nicht zum wenigsten bei Ammendorf, ältester Kulturboden. Von der neueren Steinzeit an vor 4000 Jahren ist es reichlich besiedelt gewesen. Zu Beginn der geschichtlichen Zeitrechnung wohnten hier Kelten, dann 1000 Jahre lang Germanen, nur zwei Jahrhunderte lang hierauf, von 600 bis 800 nach Christi, Slawen und seitdem wieder Deutsche. 1823 wurde südlich von Ammendorf bei Schkopau ein Hügel abgetragen, der in solange lebendig gebliebener Volksüberlieferung den Namen Suevenhoeck getragen hatte und Schildbeschläge aus Eisen, Eisen- und Bronzegefäße sowie Waffen germanischer Herkunft enthielt. Ebenso wurde eine gute Meile ostwärts vor zwei Menschenaltern zwischen Gröbers und Wessmar der „Born“hoeck leider gleichfalls eingeebnet, der seinen Namen, wenn auch in sehr abgeschliffener, fast unkenntlich gewordener Form, wohl aus der „Langobarden“zeit herleitete. Bei Ammendorf, im heutigen Ortsteile Burg, befand sich auch in vorgeschichtlicher Zeit eine alte Rennfeuerstätte zum Schmelzen von Raseneisenerz, wie sie nur an wenigen Stellen im Mitteldeutschland nachgewiesen werden konnte. Der Name kommt von dem keltischen Worte für „Fließen“ und „Schmelzen“ her, das in der Form renos = Fluß auch die Bezeichnung für den deutschesten Strom, den Rhein, abgegeben hat, worauf Dr. Baron Schulze-Galera in seinen stoffreichen, vielseitigen „Wanderungen durch den Saalekreis (Geschichtliche und kulturhistorische Darstellungen und Forschungen)“ hinweist, dem auch manche andere geschichtliche Einzelheit über diesen westlichen Winkel des Leipziger Landes entstammt. Es ist kein Wunder, daß gerade der Hochuferstrand der Elster so stark

schon in ältester Zeit besiedelt wurde, verband er doch mit reicher Gelegenheit zum Fischen und mit nahen üppigen Weiden, von den Wäldern ganz zu schweigen, die Möglichkeit zu hochwasserfreiem Siedeln und Ackerbau.

So sind auch die Namen der zahlreichen Wasserläufe des Gebietes, wie übrigens meistens auch anderweit, allerältestes Sprachgut. Schon der Name der Elster kommt vielleicht nicht, wie die allgemeine Meinung ist, vom althochdeutschen „Alstara“, die Lilende, her, sondern von der noch älteren slawischen Bezeichnung für Grenzbach. Ebenso zeigen die Namen der Glutrinnen der Biberitzke, der Gerwische, wie lange derartige Bezeichnungen an Örtlichkeiten in stillen Gegenden in ihrem alten Gewande oder doch nur wenig verändert zu haften vermögen. Noch ein drittes Beispiel unmittelbar aus der Nachbarschaft: Der See, der sich im Halbkreis um das malerische Auendorf Kollenbey zieht, übrigens das einzige aller Dörfer von Leipzig bis zur Saale, das sich, durch Deiche geschützt, mitten zwischen Elster und Luppe lagert, führt noch heute den Namen Jesser, in Schumanns Lexikon auch Jesur genannt, nach dem wendischen jězor (oberlausitzisch) oder jazor, jezoro (niederlausitzisch, altslawisch und noch heute tschechisch wie serbisch jezero), dem Worte für See oder Sumpfteich. Es ist das gleiche Wort, das auch der Bezeichnung „Gieser“ für die hochinteressanten Kinnenseen im Niederlausitzer Braunkohlengebiet bei Zeißholz, zehn Kilometer nördlich Kamenz, zugrunde liegt.

Wenige Duzend Schritte südwärts des Marktplatzes von Ammendorf steht, heute weniger geschützt als abseits, auf der Höhe die kleine Kirche mit der Jahreszahl 1747 in ihrer Wetterfahne. Sie selbst ist weitaus älter und wurde mindestens schon im 12. Jahrhundert so wie die lange Zeit bedeutendste Kirche Leipzigs dem Heiligen der Fischer, Nikolaus, geweiht. 350 Plätze etwa mag sie darbieten, also mindestens soviel, wie zur Zeit ihrer Errichtung in der heutigen Form (1504) Ammendorf Einwohner besaß. Heute, wo der Kirchort zusammen mit den vor einer Reihe von Jahren einverleibten Gemeinden Beesen, Kadewell und Burg 12000 Einwohner zählt, also dreißigmal mehr als damals, sind freilich nur zwei Duzend Gläubige zum Gottesdienst anwesend.

Weit schweift der Blick vom hochgelegenen Friedhof westwärts über die wasserreichen Auen und ost- und nordostwärts über die Schornsteine und Halden der Bergwerke und Fabriken, die sich hier zwischen alten dörflichen Ortsteilen und dem wuchernden Auenwalde angesiedelt haben: Chemische Fabriken und Asphaltwerke, Eisengießereien und Firnißfabriken, Färbereien und Maschinenfabriken, Stärkefabriken und Mühlenwerke, alles ist vorhanden. Besondere Bedeutung besitzt die Ammendorfer Papierfabrik. Auch der Braunkohlenbergbau hat hier einen bedeutsamen Mittelpunkt. Die Kiebeck-Montanwerke und jetzt die J. G. Farben-Industrie A.-G. sind die gewaltigen Besitzer der riesigen Anlagen, welche sich elsteraufwärts auf dem hochgelegenen Nordufer von Osendorf über Döllnitz weit hinaus und nordwärts bis Dieskau und Gröbers erstrecken. Hier war es auch, wo die Grube von der Seydt die erste Brikkettpresse verwendete, die von der deutschen Braunkohlenindustrie benutzt wurde.

Selten stoßen im Leipziger Lande ursprünglich weite, stille Landschaft und Werkstätten höchstentwickelter Industrie riesenhaften Ausmaßes so unvermittelt zusammen wie bei Ammendorf. Mancher Mißklang kommt dadurch ins Orts- und Landschaftsbild, mancher in das Zusammenleben der Bewohner. Nirgends in ganz Mitteldeutschland wurde auch der innere Kampf nach den Leiden und Enttäuschungen des Weltkrieges so unerbittlich geführt wie in diesem Orte. Man verlange kein Eingehen auf jene düsteren Tage, aus denen der gesunde Sinn des Volkes trotz aller grausamen Kriegsfolgen in den letzten zehn Jahren doch wieder aufwärts geführt hat.

3.

Kirche und Burg über der Saale

Auf hochwasserfreiem Damme durch die 4000 bis 6000 Meter breiten Wiesen führt der Weg in einer starken halben Stunde erst halbwegs über die Saale und dann an deren westlichem Steilufer entlang nach Schkopau. Seltsam ist es, daß sich trotz der Fülle der Wasser unmittelbar jenseits des südlichen Auenrandes, ganz gegen die Grundsätze strenger Wirtschaftsführung, aber trotzdem sehr lustig, auch Windmühlen drehen. Schkopau liegt recht malerisch ein gutes Stück über dem Saalefluß, der den Ort halbkreisförmig umschließt und schützt. Ähnlich wie Ammendorf, das Dorf des Ministerialen-Geschlechtes der Amelunge, der späteren Herren von Ammendorf, ist es höchstwahrscheinlich ein Burgward aus der Zeit der Rückgewinnung des Landes östlich der Saale unter Kaiser Heinrich I. und seinen Nachfolgern. Noch heute ragt ein sehr stattlicher Rundturm aus etwas jüngerer Zeit, von der Aue her gesehen fast drohend, mit seinen Zinnen weithin als Zeichen alter Wehrhaftigkeit ins Land. Der große Kaiser Friedrich II., der Staufer, überließ Schkopau 1215, also in dem Jahre, da er auch persönlich in Leipzig weilte, dem Erzbischof von Magdeburg. Später kam Burg und Dorf an den Markgrafen von Brandenburg und 1351 als Pfand, 1444 dann durch Kauf, an das Domstift Merseburg.

Etwa seit einem halben Jahrtausend sitzen hier die Herren v. Trotha. Ihr Wappen mit dem Raben mit Ring im Schnabel als Wappentier grüßt weithin von der Wetterfahne der Kirche. Es erinnert an die bekannte Sage von dem Bischof Thilo von Trotha, der seinen Diener wegen vermeintlichen Ring-Diebstahls hinrichten ließ, und dem das Kleinod dann aus dem Neste eines Raben wiedergebracht wurde. Zur Strafe wird noch heute ein Rabe, wenn auch in einem sehr kostbaren Sandsteinbau als Käfig, vor dem Schlosse in Merseburg gehalten. Steckt in der Sage vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit? Der weise alte Fontane hatte auch darin recht, daß er in seinem reifsten letzten Werke, dem Stechlin, den alten Landjunker und seinen Lehrer Wetterfahnen von Dorfkirchen sammeln läßt. Doch das ist ein weites Feld . . .

Der Gottesdienst in Schkopau ist noch nicht zu Ende. So läßt es sich still durch die Gräberreihen des Friedhofs schreiten. Manches feine Kreuz mit edler Schrift weist er auf, Werke des aus dem Ort gebürtigen Bildhauers Juckoff.

Ein Teil des Gottesackers liegt nördlich der Kirche hoch über Fluß und Aue und ist zwei gefallenen Brüdern von Trotha und ihrer Mutter gewidmet.

In dichtem langen Zuge verlassen die Kirchgänger nun das Gotteshaus, alle feierlich gekleidet, allen voran die Ritterguthsherrschaft. Überreich ist das Schiff mit den Blumen und Früchten des Herbstes geschmückt, besonders reich der Altarraum. Die gotische Pietà links davon leuchtet doppelt golden in einem Wald von Sonnenrosen. Die alten Buzenscheiben der Türen zur Sakristei sind von Dahlien umrankt. Tomaten, Äpfel, Birnen, Weißkohl, Möhren, Kartoffeln, Gurken liegen in Fülle auf dem Altartisch. Asten und Georginen schmücken ihn und die Garben von Mais, Weizen und Gerste an den Wänden. Auch die letzte Frucht des Ackers hat für den Landmann ihren hohen Wert und darf am Ehrenplatz in der Kirche nicht fehlen. Ein riesiger Kranz unter der Kanzel und eine schöngeflochtene Krone aus Getreide und Früchten mitten im Kirchenraume schwebend, erhöhen weiter die Festlichkeit, ist doch heute Erntedankfest.

Aber auch Holz- und Steinbildwerke steigern rings den festlichen Glanz. Ein leuchtendes bewegtes Barock spiegelt der Altar samt den Herrenstühlen und das mächtige Grabmal des Stallmeisters des Markgrafen von Brandenburg, Friedrich Dietrich von Trotha, wider, dessen Lebenszeit die Jahre 1670 bis 1740 umfaßt. Andere Grabtafeln an der Südseite des Chores sind nicht so kostbar, selbst ihre Farben sind teilweise schlecht. Diese stammen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dann werden sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reicher. Vorübergehend weisen sie auch im Überschwang der Zeit prunkende kriegerische Embleme auf, wie jene Grabtafel für einen Herrn v. Nagmer, deren Inschrift lautet:

„Der ehrenfeste Herr Herr Heinrich von Nagmer auf Kockenhagen und Norkow in Pommern unter der Churfürstlich Brandenburgischen Leibgarde Friedrich Wilhelms des Großen Obrist-Wachtmeister zu Ross. Ist geboren den 28. August 1646, gestorben den 11. Februar 1695, seines Alters 48 Jahr 5 Monate, 1 Woche, sechs Tage.“

Sehr interessant ist an dieser Tafel, daß darauf der Kurfürst bereits als „der Große“ bezeichnet wird. Leicht und fast warm klingen die Zeilen auf dem Grabmal jenes Friedrich Dietrich von Trotha:

„Ein Herr von Redlichkeit, altadligem Geschlecht,
Von rechter teutscher Treu, aufrichtig und gerecht,
Gutthätig, liebeich, fromm und mit besonderen Gaben,
Der auch dies Gotteshaus aufs neu erbauet hat;
Der liegt zu seinem Ruhm ganz alt und lebensfatt
Allhier in dieser Gruft versenkter und begraben.“

Eine Anzahl der Platten erinnern auch an die Familie von Hünigke, die im 17. Jahrhundert einmal in das Trothaische Geschlecht einheiratete. Die 16 Wappen, die nach altadligem Gebrauch mehrere der Grabtafeln schmücken und wie der ganze Schmuck des Gotteshauses ausgezeichnet erhalten sind, geben dem Geschichtsfreunde Gelegenheit zu manchen Studien.

Besonders aber fesselt der große Denkstein, den als schön beschriftete Platte Juckoff für die Nordwand des Chores zum Gedächtnis der Hinterbliebenen des Weltkrieges geschaffen hat. Er zeigt, welche Opfer die Adelsfamilien für Reich und Land und nicht zuletzt für die engste Heimat in dem großen Ringen gebracht haben und führt zugleich in eindrucksvoller Weise die Schicksalsgemeinschaft zwischen dem uralten Herrengeschlecht des Dorfes und seinen Bewohnern vor Augen, dessen Seldensöhne ebenso auf der gleichen Tafel verewigt sind. Es sind nicht weniger als insgesamt neun Glieder allein der Familie von Trotha, die im Weltkriege auf dem Felde der Ehre geblieben sind.

Längst hat sich unterdessen ein friedlicheres und lieblicheres Bild in der alten Dorfkirche entwickelt. Voran die älteren Knaben, haben die Kinder, Schulkinder des Dorfes, ihr schönes Gotteshaus mit stockenden Schritten betreten. Die Pracht der Ausschmückung für das heutige Fest macht auf ihre unverbildeten und naturnahen Sinne sichtbar den stärksten Eindruck. Mit großen Augen und flüsternd zeigt dort ein blonder Junge auf ein Prachtexemplar von Kürbis und hier ein braungelocktes Mädchen auf die riesigen Sonnenblumen, die zu Seiten des Altars emporflammen. Die Kleinsten folgen an der Hand der Gemeindegewesener nach, noch zaghafter und noch stolzer zugleich.

Der Kindergottesdienst ist wie ein Märchen oder wie ein Bild von Ludwig Richter oder Fritz v. Uhde. Wie versteht es der weitgereiste Seelenhirt der Gemeinde, den Kleinen nahezukommen. Spielend lernen sie den Unterschied zwischen dem weltlichen Erntefest und dem kirchlichen Erntedankfest. An dem so ganz dem technischen Sinn der älteren Knaben angepassten Beispiel des Radioapparates entwickelt der Geistliche ihr Verständnis für die Bedeutung der unsichtbaren überirdischen Macht Gottes. Eine eingestreute Erinnerung aus seinem Erleben in den Kolonien muntert die Zuhörer, die an seinen Lippen hängen, noch weiter auf. Die Aufforderung an sie, erst an die Knaben und dann an die Mädchen, das Lied zu nennen, das nun gesungen werden soll, findet nicht nur ein jubelndes und eifriges Echo, sondern ist zugleich ein pädagogisch sehr fein bedachter Zug und eine psychologisch ausgezeichnete Anerkennung des heute so mächtigen Gedankens der Selbstverwaltung auch im Kleinen.

Aber noch eine weitere Anerkennung hat der fluge und gütige Pfarrer für die große Schar seiner kleinen Zuhörer in Bereitschaft. Zur Belohnung dürfen sie bei der Taufe, die jetzt beginnen soll, nicht nur anwesend bleiben, sondern sogar allesamt mitsingen. Wie hell und kräftig tönen die alten tiefen Weisen da durch das Gotteshaus. Und als während der Taufrede das eine oder andere muntere junge Züngelchen allzu eifrig weiter mit für Ohrenschmaus sorgen will, da fliegt ein lutherisch kräftiges und doch würdiges Sätzlein mitten zwischen den Perioden der Festrede zu den kleinen Sündern hinüber. Die Paten entfernen sich mit dem Täufling, nachdem sie vorher noch einige Geldstücke in das Taufbecken gelegt haben. Der fluge Seelenhirt aber vergißt nicht, zum guten Ende in ganz unschulmeisterlich heiterer Weise noch sorgsam die Namen aller seiner Zuhörer festzustellen, wobei manches mahnende Wort an solche, die lange säumig gewesen, und mancher gute und praktische Rat als Gruß an Abwesende mit

abfällt. Es gehört viel Glaubenskraft und Idealismus zu so lebensvoller inniger Erfüllung des heute so oft verkanteten, in Stille und sehr oft in nicht nur äußerer Isolierung erfüllten Berufes des Dorfpfarrers wie des Dorfschullehrers. Wer hätte, nur eine gute halbe Stunde von der Verworrenheit Ammendorfs entfernt, solche Zeugnisse lebendigster Gemeindepflege und solche Teilnahme an ihr aus allen Kreisen der Bevölkerung erwartet?

Vor dem Gasthaus zweigt der Weg nun linker Hand ab auenwärts. An einem Altwasser der Saale, das zugleich das Schloß Schkopau von Süden her umbeugt, führt er versponnen dahin:

Ein stiller Teich träumt im verlass'nen Park,
Von sonnendunklem Laub dicht überschattet.
Nur manchmal, wenn der Wind heftiger rauscht,
Suscht ein verlorener Lichtstrahl übers Wasser,
Und zittert ein erschrocknes Wellchen auf
Und hastet ängstlich in das Uferkraut.

Einsamer Weg führt um den stillen Teich,
Gleich ihm von hängenden Zweigen überdämmert.
Halb ausgelöschte Spuren sind im Weg,
Vom Regen halb verwaschen und vom Wind
Sacht überstäubt. Von wem erzählen sie? (Gustav Falke)

Ja, von manchem mehr noch wüßte das alte feste Haus jenseits des stillen Wassers inmitten seines zur Saale sich senkenden Parkes mit den uralten Bäumen und dem stundenweiten Blick über die Aue zu berichten. Reden könnte es von jener Zeit, da hier der Grundstein zur Wehr gegen die Slawen im Osten gelegt wurde, von jenen heiteren Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Kriege, in denen es mit seinen schönen Treppengiebeln geziert wurde, bis zu dem heutigen Tage, da zierliche Enkel des würdigen Besitzers trotz Tod und Tränen des Krieges wieder um den alten runden Wartturm aus frühmittelalterlicher Zeit jugendfroh spielen.

†.

In der lieben alten Aue

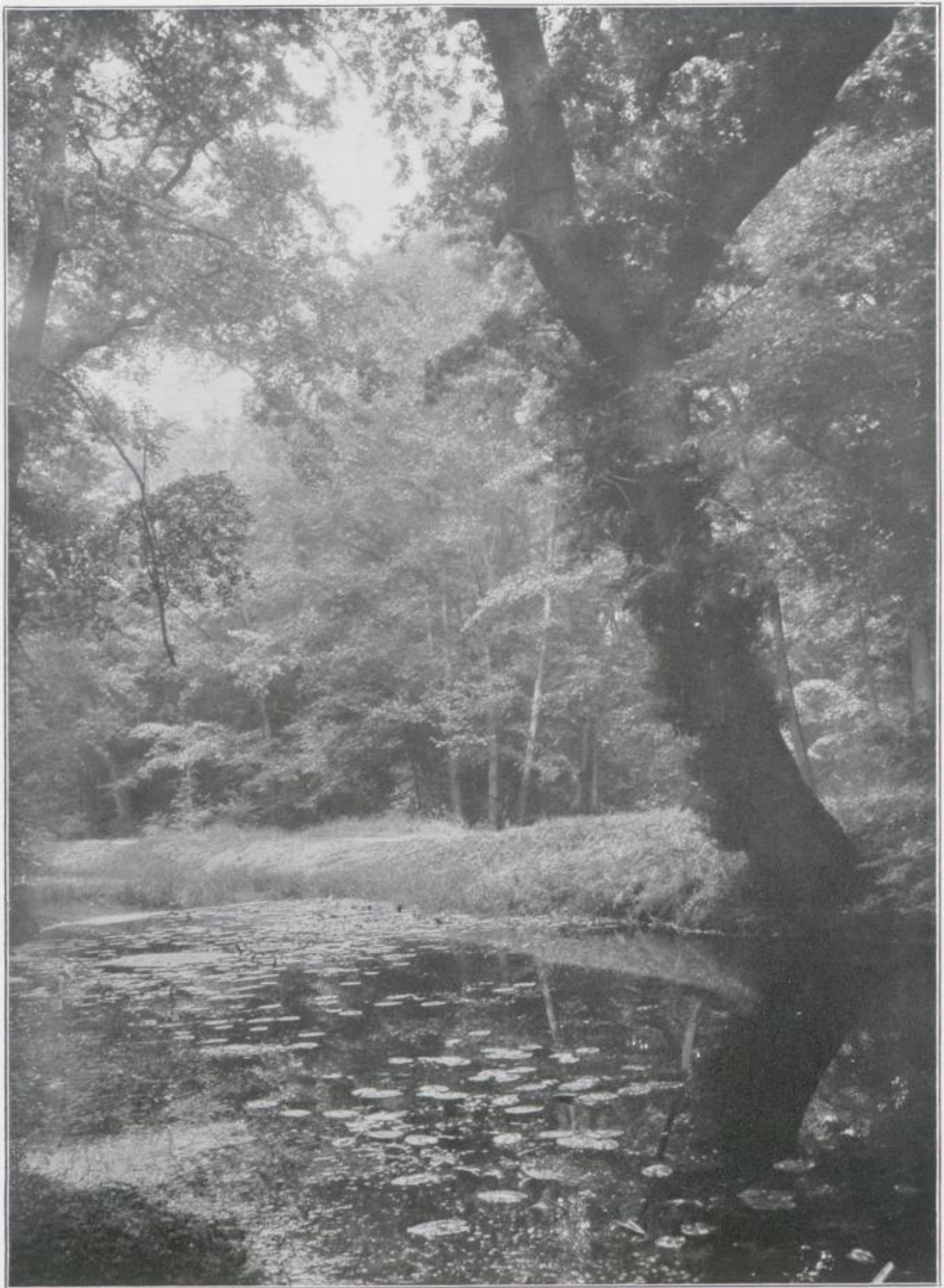
Nach Überschreiten der Saale schlägt sogleich die ganze Stille und Ursprünglichkeit der Auenlandschaft den Wanderer in den Bann. Stundenweit dehnt sich der Wiesenplan, den mächtige Baumgruppen, dichte Hecken und vogelreiche einsame Gehölze beleben. Violette Herbstzeitlosen tragen einen schweremütigen Ton in das heitere Wesen. Dann wieder huschen Sonnenflecken über die Wiesenpläne, die mit der und jener Windmühle am Auenrande bisweilen ganz holländisch anmuten. Vor allem sind es wüchsige Schwarzpappeln und Kopfweiden, jene bis zu 6 Meter im Umfange, die den Naturfreund hier entzücken. Es ist schön, nun ringsum weites Land durchwandern zu können! Wie sagt Hanns Johst, der Dichter, von dem noch nahe Verwandte am anderen, dem südlichen Ende der Aue des Leipziger Landes, in Pegau, in ganz ähnlicher Landschaft heimatfroh zu Hause sind: „Gehen und atmen! Auf der Erde . . . über die Erde hingehen. Ihr nicht verhaftet sein wie ein Baum, und ihr doch angehören als gewichtiger

Bestand . . . und atmen . . . vom Himmel naschen . . . den Odem des Weltalls aufsaugen, ihn überleiten in das magische Gehäuse seines eigenen Lebens! Himmel zu Blut wandeln . . .“

Plötzlich stehen in wenig hundert Metern Entfernung drei hochbeinige große Vögel, still und grau wie Marabus, gegen den hellen Hintergrund. Noch läßt sich nicht sicher erkennen, ob es Störche, ob es Reiher sind. Da heben sie sich schon in langsamem und doch weit ausgreifenden Fluge in die Höhe. Herrlich glänzt das Gefieder der Riesenvögel im Sonnenlicht. Aber scheu entfernen sie sich, letzte seltene Reiher, unmerklich immer schneller in der Richtung auf Zöschchen zu, offenbar bestrebt, zwischen sich und die Ruhestörer eine dichte Waldkulisse zu bringen. Nur ein kleines Erlebnis am Wege war es, aber wieviel eindrucksvoller wirkt jeder solche Glücksfall in der heimatlichen Natur als selbst viel stärkere Sensationen im verwirrenden und zerstreuenden Getümmel der Großstädte, wo er darum oft gering geschätzt und nicht mehr verstanden wird.

Kollenbey! Sein feiner Turmhelm lugte schon auf dem ganzen Wege seit Schkopau durch das Gezweig der Pappeln. Die Kirche ist Tochterkirche von Schkopau, und der Patron sorgt für sie ebenso gewissenhaft wie für die des Hauptortes. Verträumt und ganz bodenständig auch der alte Gasthof an dem großen toten Flußarm des Jesser, den die Saale einst, kilometerweit von ihrem jetzigen Laufe entfernt, hier zurückgelassen hat. Oder war es auch die Luppe, die eine Viertelstunde südlich des Dörfchens sich mit ihr vereinigt? Es ist nicht so leicht, diese Frage zu beantworten. Weit mehr als der fluge Großstädter ahnt, verändert auch in der Gegenwart der eine und der andere dieser Flüsse noch seine Richtung. Als wir nach dem Kriege zum ersten Male nach langen Jahren den Lauf der Luppe am Dombäuschen auf nötige Wasserbauten hin wieder begingen, da ergab sich, daß er sich stellenweise um mehrere Meter in dieser verhältnismäßig kurzen Spanne und um Duzende von Metern allein seit 1815 verändert hatte. Dabei hatte er doch auf dem Wiener Kongreß den ehrenvollen Auftrag übertragen erhalten, die „natürliche“ Grenze zwischen Sachsen und Preußen zu bilden, so daß ruhige Würde ihm mehr als wechselnde Launen und jugendlicher Ungestüm angestanden hätte. Nun verursachten diese, wie, ach, so manchesmal, hohen und höchsten Behörden mancherlei Schreibwerk zur Feststellung der tatsächlichen Landesgrenze.

Obwohl Kollenbey in der Aue gleichweit von ihrem Nord- und Südrande gelegen ist, bringt doch erst eine dreiviertelstündige Wanderung wieder an das nördliche Hochufer. Eine Brücke über einen kleinen Wasserlauf, einige hundert Meter nördlich des Dorfes, gewährt einen eindrucksvollen Umblick. Nur wenige Meter erhebt sie sich über ihre Umgebung. Aber dies genügt, denn der Auenboden selbst ist allenthalben ganz eben, soweit nicht hier und da einmal ein Damm einige Äcker oder eine einsame Ziegelei umhegt. Leider ragen über die Eschen und Pappeln, Eichen und Buchen des nördlichen Auenrandes die riesigen Essen, Salden und Fabrikgebäude der großen Industrie- und Bergwerke bei Kadewell und Döllnitz bedrückend in die liebliche Landschaft. Es würde nicht viel Kosten verursachen, die und jene Lücke zwischen den Waldstücken wenigstens durch Anpflanzung von Schwarzpappeln im Laufe weniger Jahrfünfte auszufüllen. Im



Sommertag in der Elster-Luppen-Flue bei Maslau

übrigen säumt rings echter, rechter Auenwald die Wiesenpläne, dicht und üppig wie kaum ein anderer in deutschen Landen, ein Paradies für Vögel, aber freilich auch für manchen Schlingenleger aus den benachbarten Industrieorten. Still drückt sich da und dort eine Gestalt in das urwalddichte Grün, weil sich Wanderer auf schmale Jägerpfade nähern. Noch mehr freilich sind es andächtige Naturfreunde, die tagsüber in einem Braunkohlentagebau oder in einem Fabriktaal schaffen und nun mit leuchtenden Augen und dankbarem Sinne dem Leben des Getiers der Aue und dem Weben ihrer Pflanzenwelt mit ihren zahllosen Arten im milden und schon etwas wehmütigen spätsommerlichen Sonnenschein nachspüren und es belauschen.

Die alte Arbeiterzeitung des Leipziger Landes, die „Volkszeitung“, war es, die vor einiger Zeit ein Gedicht eines Mitarbeiters veröffentlichte, das einen tiefen Blick in die Seele manchen Arbeitsmannes gestattete, dessen Art minder hart als seine Arbeit ist:

„ . . . er trug ein Herz,
Ein unverhülltes Herz. Das war sein Leiden.
Er trug es immerzu und allerwärts.
Und so ein Kumpel ist nicht zu beneiden.
Was uns noch kalt ließ, ward ihm schon zur Qual.
Er fühlte alles wie zum ersten Male.
Er hatte für sein Herz kein Futteral
Wie wir im rauhen Sein: Die raube Schale.
Wir wußten: Daran muß er untergeh'n.
Man kann sich Sonntags so was kaum gestatten . . .“

(Tutt der Wirker)

Es ist nicht recht gut um eine Zeit bestellt, in der, an so etwas zu erinnern, so leicht den Vorwurf kraftloser Gefühlseligkeit einträgt.

Sehr malerisch geht der Weg dann über manchen Arm der hier viel verschlungenen und inselreichen Elster fast unmerklich in das stille dörfliche Burg „in der Aue“ über. Bis zum Jahre vor dem Weltkriege war der Ort bei Hochwasser überhaupt nur auf Rähnen erreichbar, erst seitdem führt ein schmaler langer Steg hinüber zum Elsterhang. Seine geschürzte Lage war auch der Anlaß, daß hier in der Zeit der Wiedereroberung des slawischen Gebietes gleichfalls ein Burgward entstand. An der alten Elster ist noch heute auch ein Wall aus wendischer Zeit stellenweise in einer Höhe von 3 Metern erkennbar. Wechselvoll war die Geschichte des Dorfes, das erst kaiserlicher, dann flösterlicher Besitz war und nach dem Dreißigjährigen Kriege mit dem Erstarken der Macht, wenigstens der wirtschaftlichen und örtlichen, des Landadels, von den v. Einsiedel erworben wurde, die sich 1711 hier ein Herrenhaus erbauten.

Unmittelbar mit Burg verbunden ist Kadewell, einst der Mittelpunkt eines Kirchspieles, das Lochau, Wessnitz, Döllnitz, Wörmütz, Beesen und noch andere Orte umfaßte; es ist auch heute noch der Sitz eines Superintendenten. Mit 30 Höfen schon um 1400 war Kadewell lange der bevölkerteste Ort des Saalekreises. Manche

Reste aus alter Zeit hat das rege gewerbliche Leben zerstört. Vor wenigen Jahren erst wurde die alte Linde in Brand gesteckt, unter der am 27. April 1813 mit einer Schar von Lützowern Theodor Körner rastete. Schritt auf Schritt zeigt sich bei der Rückwanderung nach Ammendorf, wie das Eindringen neuzeitlicher Wirtschaftsformen, wenn es so übermächtig und plögllich wie hier geschieht, Altes, organisch Gewachsenes, Naturhaftes und dadurch Kraftspendendes überwuchert, aushöhlt und entseelt, solange nicht beides zu einer neuen Harmonie verschmolzen ist.

Noch lebt die alte liebe Aue, und noch schmiegt sie sich liebend an den Fuß der Salden und Fabrikgebäude. Schon aber zerschneidet seit wenigen Jahren nur eine Stunde ostwärts eine Kohlenbahn von Döllnitz über Burgliebenau hinunter nach dem Leunawerk ihr breites grünes Band. Bereits vor dem Kriege kauften die Bergwerksgesellschaften in dieser Gegend dem Besitzer des Rittergutes von Kadewell, von Zöschchen (am südlichen Auenrande) und anderen ihre Auen, Wiesen und Wälder wegen der darunter liegenden Braunkohlenschätze ab. Schon sind auch Pläne sehr weit gediehen, die so wenig verstandesmäßig geradeaus und wirtschaftlich rationell und gleichmäßig fließende Luppe und Elster wenigstens hier im preussischen Teil der Aue gerade zu legen. Ihre frische lebendige Natur soll in einem Prokrustesbett gestreckt werden, damit sie nicht länger wagen, in unzeitgemäßem unflugem Überströmen den geplanten Kohleabbau auf den Auewiesen und in den Auewäldern zu verhindern oder doch zu verteuern. Ein kleiner Trost ist es, daß die sächsischen Stellen ähnlichen Bestrebungen kein Ohr geliehen haben, wenn sie auch gern zugleich mit landwirtschaftlichen und anderen Interessen begründet werden, als ob die Trockenlegung die Aue ohne weiteres zu Ackerland machen und ohne Schaden für den üppigen Wald verlaufen könnte.

So sind es nicht nur die dunklen Rauchfahnen hier der Ammendorfer und jenseits der Aue der Leunaer Schornsteine, die das Bild der Auenlandschaft etwas überschatten. Nochmals kommen Reime Gustav Falkes in den Sinn, der in den wasser- und wiesenreichen Vierlanden um die ähnlich unaufhaltsam ins Grüne sich weiter fressende Stadt Hamburg mehr als einmal gleiche Gedanken und Stimmungen gehabt und eingefangen hat:

„Der Himmel senkte seine grauen Fahnen
Tief auf des Parks umflorte Sommerwipfel,
Und durch die stillen Schattengänge schwebten
Der Schwermut dunkle Falter leisen Fluges.
Die hohen Ulmen weinten und die Birken,
Die ernstern Koniferen und die Rosen,
Und durch den feuchten Schleier sah das Haus
Mit seinen dicht verhängten Fenstern
Wie ein müdes bleiches Menschenangesicht.“

Möchte für die Elster- und Luppenaue, diese naturhafteste und ausgedehnteste Sachsens, diese stärkste Quelle naturnaher Erholung, Erbauung und Beschwingung für die Bewohner zweier Großstädte, nie die Zeit kommen, da das Wort Wahrheit wird, in das jene Gedicht ausklingt:

„Sie wissen doch? Die Poesie ist tot.“

Es ist so schön, nicht alles zu wissen

(Nischwitz — Thallwitz — Sobburger Berge)

I.

Sterbendes Rokoko

Ja, es ist so schön, nicht alles zu wissen. Noch umfängt gütiges goldenes Licht, weich und jetzt in der Mittagsstunde fast erwärmend, den Wanderer. Doppelt leuchtet es wider von den warmen, ja festlich gelben Wandflächen, mit Weiß abgesetzt und durch Rokokostuckornamente erhöht, die den ganz ihren Massen angepassten ovalen Ehrenhof des Schlosses Nischwitz, eine Stunde nördlich von Wurzen, wohl abgewogen wie in heiter feierlichem Reigen, umziehen: Langgestreckte Nebengebäude durch Bogengänge aus fein geschwungenem Mauerwerk mit dem Herrenhause verbunden; diesem genau gegenüber als point de vue ein Nischenbau, turmbekrönt, einst mit einem Gemälde Zephirs und der Flora von der Hand von Goethes Zeichenlehrer Oeser geziert, jetzt mit einer weiblichen Statue aus seiner Schule, nur da, still Schönheit auszustrahlen. Und doch, wie ganz losgelöst von Zweckhaftigkeit, so auch heiter und zeitlos sich erhebend über die Kühnheit und Dünneblütigkeit, dann die Nüchternheit, die Veräußerlichung und die Verwilderung der fünf Menschenalter, die über diese Stätte wahrer Kultur hinweggegangen.

Ganz selten ist im Leipziger Lande solche erlesene bau- und gartenkünstlerische Harmonie. Denn sie ist schon nicht mehr patrizisch und erst recht nicht junkerlich. Sie mahnt an die besten Leistungen höfischer Kunst aus jenen Zeiten, da diese noch nicht so besonders schwer der geistigen und der künstlerischen Verflachung der Jahrzehnte um 1890 verfallen war. In der Tat ist Nischwitz auch ein, wenn nicht lebensvolles, so doch kultiviertes Stück davon.

Der alternde Graf Brühl ließ die Schloß- und Gartenanlagen in der Zeit, da das Barock abklang und sich ins verspielte und geistvolle Rokoko wandelte, wohl durch den noch jugendlichen Krubsfacius (1718—1790), den Erbauer des Landhauses und des Palais in der Zinzendorfstraße in Dresden, entwerfen. Am Schloßbau hatte schon der Landbaumeister Knoeffel, der Schöpfer des Cosel-Palais und des Ministerhotels, seine Kunst bewährt. Noch hatte der Stil von Krubsfacius, des mit ihm bedeutsamsten damaligen Architekten, des Schülers Longuelunes, sich nicht zu so herber Einfachheit fortentwickelt wie unter den Einwirkungen der folgenden Kriegs- und Teuerungsjahre und auch des französischen Klassizismus. Aber schon besaß er ganz jenes feine Gefühl für Schönheit der Verhältnisse, das auch dem Bauherrn, dem berühmten Minister zweier

so kunstsinziger Könige und Kurfürsten, wie des Starcken August und seines Sohnes, eigen war.

Ein Wort fällt dem Beschauer ein, das ein anderer feinsinniger aristokratischer Kunstfreund vor zwei Menschenaltern schrieb, das Wort von der stummen, der redenden und der singenden Architektur, und ein anderes — das vom sterbenden Kokoko. Wie Subertusburg und das Brühlsche Hauptschloß Pfoerten in der Niederlausitz fiel auch Nischwitz fast unmittelbar nach seiner Vollendung der Plünderung durch Friedrich den Großen anheim. Es ist seltsam — fast als habe ein Neidgefühl mitgesprochen —, daß der feinsinnige Schloßherr von Rheinsberg



Das Schloß Nischwitz bei Wurzen (erbaut vom Grafen Brühl)

und Sansfouci die durch edelste Werke der Kunst und des Kunstgewerbes ihrer Zeit erhöhten Lieblingsstätten seiner Gegner so hat verwüsten lassen. Es ist so schön, nicht alles zu wissen.

Noch wird im Dorfe ein graziöses Haus mit vornehmem Mansardendach als Knoeffels Haus bezeichnet. Noch aber tragen auch einzelne Räume im Erdgeschoß des Nordflügels des Schlosses mit ihren herausgerissenen Holzvertäfelungen und mit zerstörten zierlichen Supraporten und wertvollen Stuckarbeiten schlimmste Spuren jenes unverständlichen Zerstörungswerkes. Und wiederum wirkt es seltsam, daß in einem der bildergeschmückten Gänge jenes Schlosses friedlich ein alter Stich hängt, darauf der alte König, eisgrau und ganz zum ersten Diener seines Staates geworden, die Potsdamer Wachtparade abnimmt.

Es soll keine kunstgerechte Aufzählung der Anlage des Schlosses, seiner Schätze, seines Gartens folgen: Blumensträuße sezirt man nicht, und — es ist so schön, nicht alles zu wissen. Aber es ist noch immer viel Zartes, Lichtes, Buntes, was jene dem verstehenden Auge zu sagen haben. Da ist der Schmuck des Gartensaals in der Mittelachse mit den einst im Beginne des bürgerlichen Zeitalters überschätzten allegorischen Gemälden Oesers, den Wandgemälden in Grisaillemanier und dem farbigen Deckengemälde mit Dädalus und Ikarus, Andromeda und Chronos und der ganzen olympischen Komparserie. Da fehlen nicht die verschmitzten Sirenen, die ebenso wie ein paar feine Stuckdecken und der Plafond des Saales im zweiten Stock einst der Zerstörung entgangen. Indes all das bedeutet dem heutigen Besucher leicht weniger als der Blick über das große howling-green muldenwärts. Bei einem frühsummerlichen Besuche erfüllten seinen weiten grünen Grund Zehntausende von wild wachsenden Maßliebchen, nicht ganz im Sinne des Barocks und des Kokos, aber desto mehr in dem der Gegenwart. Auch eine Menge schöner heimatlicher Jagdtrophäen enthält das Schloß an der Aue, in der noch die Gabelweihe nistet, und in der 1921 auf Nischwitzer Flur auch ein Rehbock gestreckt wurde, der ein ungerader Zehrender war.

Noch einmal die gleiche festliche *mariage de couleurs* in Gelb und Weiß an und in der Kirche, die auch zugleich eine Erinnerung an Brühl in feinen Initialen mit der Grafenkrone darüber (in einem ihrer Fenster) hier an der Ostgrenze des Leipziger Landes bewahrt, aus dessen Südwestecke, vom herzoglich Weissenfeller Hofe, der Stern des armen Kammerjunkers einst seinen Aufstieg nahm. Ein Cranachbild, ein guter Italiener des 18. Jahrhunderts — eine Verkündigung Mariä —, ein schöner barocker Taufstein, Wappen im Herrenstuhl, alles erfreulich gut erhalten, zeigen auch im Gotteshause, daß Geist und Kunst länger als äußere Macht bestehen bleiben. Freilich der lebensvolle diesseitige Barockmensch Brühl pflegte, ähnlich dem Herrscher, der ihn, vielleicht aus tiefer innerer Verwandtschaft, zu soviel Macht emporführte, die Künste viel mehr zur Steigerung jenes Glanzes und seines Lebensgefühls und hätte gewiß schon die kargen Zeiten unter Friedrich August dem Gerechten noch schwerer verwunden als den preussischen Einfall; das Geschick, das ihm soviel geschenkt, nahm ihn hinweg, ehe sich nach dem Siebenjährigen Kriege die Folgen seiner gewagten Politik voll ausgewirkt hatten: Es ist so schön, nicht alles zu wissen.

Zwiefach mahnt auch der Park von Nischwitz an sterbendes Kokoko. Schon vor über 100 Jahren wurde die französische Anlage in eine englische umgewandelt und in der Nachkriegszeit haben Veränderungen am Muldenlauf und die notgedrungen weniger eingehende Pflege noch mehr von den letzten verwachsenen Resten heitererer Zeiten verschwinden lassen. Es stimmt recht zur so vielfältigen Verkümmern der Gegenwart wie zum Verlohen des Jahres. Es bedarf gar nicht der alten Grabsteine unter den riesigen Nadelbäumen und der manchen Spuren unaufhaltsamer Schäden an Schloß und Garten. Stilles Sterben, aber Sterben fast feierlich und gewiß dankbar stimmend.

„Bald sinken die leuchtenden Tage
In Winters gräuliche Flut,
Noch einmal lächeln zum Abschied
Sie sonnig und milde und gut.

Ganz wie wir zwei ihn zusammen
Im Juliglanze erlebt,
Steht Forst im Flammengewande
Aus goldenen Strahlen gewebt.

Doch bebt er leis fröstelnd darunter
Und müde taumelt manch Blatt,
Im Fallen noch schmerzhaft bunter,
Von Sommer so schwer und satt — — —“

Noch ein drittes Mal und sichtbar er umfängt eine gute Wegstunde weiter flussabwärts den Wanderer hier an der Mulde sterbendes Kokoko. Denn mehr noch als der Nischwitzer Park trägt der von Thallwitz bis heute Spuren höfischen französisierenden Stils in Gestalt von Blumenparterres und Buchenbeckenwänden, von Terrassen und Wasserbecken und von wohlbedachten Durchblicken. An sich reicht er weit über die Zeit des Kokoko zurück. Er ist wohl die älteste größere Planung im französischen Stil auf dem Lande in Sachsen. Im Hauptstaatsarchiv befindet sich eine Kopie eines Grundrisses der Gartenanlage, den Heinrich Franke 1699 schuf. Doch ist vieles durch Einbeziehung, vor allem des Waldes und durch Verbindung von Park und umliegender Landschaft, durch Ausblicke ins Freie erst später um 1764 ebenfalls unter Krubsfacius entstanden, auch die Seckenwände und Rasenböschungen zum Ausgleich des Höhenunterschieds der Terrassen des Muldenhochufers, vielleicht auch das kleine Freilichttheater in den Buchen- und Eichenbecken.

Krubsfacius erbaute den Grafen Hoym die schönen Hofgebäude hinter der vornehmen Knoeffelschen Fassade ihres Dresdner Stadthauses in der Landhausstraße, das jetzt der Harmonie gehört. Und so wie die beiden großen Baumeister auch drüben in Nischwitz gewirkt haben, so tritt das gleiche gräfliche Geschlecht wie in Dresden, so auch in Thallwitz auf. Die sächsischen Hoym sind in männlicher Linie schon 1783 ausgestorben. Noch zwei Menschenalter vorher spielten sie an dem damals so glanzvollen sächsischen Hofe eine große Rolle, wie sie dort vielleicht nur noch, zu gleicher Zeit, die Grafen Virgthum von Eckstädt gespielt haben. Der Besitzer von Thallwitz war der Oberhauptmann in Thüringen Ludwig Gebhardt von Hoym auf Droyßig bei Zeitz, seit 1716 vermählt mit einer Gräfin Werthern aus dem Geschlechte, das noch heute in wohl fünf Zweigen Burgen rings um die einsamsten mitteldeutschen Bergwälder, die der hohen Schrecke zwischen Frankenhäusen und Naumburg, bewohnt. Er war ein Bruder jenes Grafen Adolf Magnus von Hoym, der 1699 bis 1706 — es ist so schön, nicht alles zu wissen! — der glückliche Gemahl der blendend schönen nachmaligen Gräfin Cosel war, bis er sie einmal, so erzählt der indiscrete Vehse in seinen Geschichten der sächsischen Höfe, beim Weine seinem jugendlichen Könige gegenüber allzusehr



Schloß Thallwig bei Eilenburg

lobte. Ludwig Gebhardt Hoym's Enkelin war eine Fürstin von Reuß. In fürstlich reußischem Besitz ist das große schöne Gut noch heute, dessen ausgedehnte Wirtschaftsgebäude einige hundert Meter ostwärts liegen. Der „Reußische Hof“ neben dem Sächsischen drüben im Dorfe und der hoheitsvoll herablassende Lakai mahnen, jeder an seinem Teil, daran. Übrigens reicht das zweistöckige Schloßgebäude in seinen westlichen Teilen offenbar bis ins 16. Jahrhundert zurück. Durch einen um 1880 in stumpfem Winkel angebauten Flügel mit unförmigem Turm, darauf eine überlebensgroße Wetterfahne, ist es leider böse entstellt worden.



Blick von der Thallwitzer Schloßterrasse

Es läßt sich von vielem träumen, hier über den Altwässern der Mulde, aus deren Urstromtal seit einem Menschenalter täglich 50 Millionen Liter köstlichen Wassers sechs Stunden weit nach Leipzig geleitet werden. Auch zur Erzeugung elektrischen Licht- und Kraftstromes ward der alte Fluß in jüngster Zeit angespannt und abgeleitet. Wird die neue Zeit mit ihren technischen Erfindungen und ihren wirtschaftlichen Erschütterungen auch diese alten Stätten der Kultur noch mehr berühren und wandeln, wie die letzten zwei bis drei Jahrzehnte die Muldenaue von Wurzen bis Canitz und Wadewitz, also fast bis nach Thallwitz, so mannigfach berührt haben? Bange Sorge kann wohl den nachdenklich Wandelnden auch hier beschleichen, und die Schatten wachsen langsam auf des Parkes weißen Wegen. Noch heute aber vermag gerade die Stimmung des alten, leise verwachsenden, still zu herbftlicher Küste gehenden Thallwitzer Rokokogartens

die seltsam stark einzufangen, die noch für atmosphärische, kosmische, siderische Bewegungen, Spannungen, Schwingungen empfänglich sind. Entstand hier dies Lied? :

„Von jenen Kindern sind wir zwei,
Für die der Herbst im Juli beginnt
Und der Lenz im Januar. Wir sind zwei,
Die Wasser spür'n, das verborgen rinnt,
Und die angstvoll spähen ins Abendrot,
Wenn die Vespertglocke zu läuten beginnt,
Voll Fernwehsein in Tönen in moll,
Warum so viel bunte Schönheit verrinnt.“

Ach, es ist so schön, nicht alles zu wissen.



Naturtheater im Park von Thallwitz

2.

Die sterbenden Berge

Eine ganz langsam ansteigende stille Straße durch weite Felder immer mit der bewegten lange Linie der Hohburger Berge als Hintergrund führt nach der Raft im guten „Reußischen Hofe“ an den Fuß dieses beträchtlichsten Höhenzuges des so ebenen Leipziger Landes. „Sind wir schon in Thüringen, Mutter?“ fragte ein Leipziger Schulkind, dem es begreiflicherweise hier so ganz anders als sonst im Leipziger Lande vorkam.

Bis etwa 100 Meter erhebt sich der Höhenzug der Hohburger Berge oder — wie sie in der verniedlichenden Sprache einer Zeit ohne sicheres Natur- und Stilgefühl auch benannt wurden — der Hohburger Schweiz über die Umgegend. Wie entstand der Höhenzug? Es lohnt hier einmal, auch im Leipziger Lande, eine kleine gesteinskundliche Abschweifung zu machen. Unter dem Kotliegenden brach in erdgeschichtlich sehr alter Zeit rotglühendes Magma hervor und erkaltete in der Form der steil geböschten Porphyrkuppen. Leicht zu spalten, ergibt der harte Quarzporphyr ein begehrtes, allzu begehrtes Gestein. Tiefe Wunden hat der Steinbruchsbetrieb gerade in die nach Westen, nach den größeren Eisenbahnstationen Wurzen und Eilenburg zu, gelegenen Porphyrkuppen geschlagen, in den Breitenberg südlich von Lüptitz, den Frauenberg nördlich von Kleinzschepa den Wolfs- und den Spitzberg zwischen Großschepa und Lüptitz, den Steinberg südlich von Köckritz, den Zinkenberg und den Gaudlitzberg noch ein Stück südlicher. Vom Spitzberg, der sich noch vor 28 Jahren 70 Meter über die Ebene ringsum erhob, ist fast nichts mehr übrig als die niedrigen Reste der ausgehöhlten Böschung, die in Prof. Dr. Paul Wagners bedeutendem Heimatbuche „Erdgeschichtliche Naturkunden aus dem Sachsenlande“ Meister Nowack als ein eindruckvollstes Beispiel der Zerstörung heimatlicher Landschaft durch die Neuzeit im Bilde wiedergegeben hat. Noch 1904 reichte der Blick von hier bis nach Leipzig, und nie hätte damals der Sekundaner geglaubt, daß sobald nur eine niedrige Bergruine übrig sein werde, wo damals noch, ringsum frei emporragend, sich der vielleicht imposanteste Hügel im ganzen Leipziger Lande erhob.

Glücklicherweise sind große, mehr im Hinterwalde gelegene Teile der Hohburger Berge noch unberührt. Erhalten sind auch am Kleinen Berge südwestlich von Hohburg die Rundhöcker, die in der Eiszeit durch die Wirkung der Grundmoräne des 200 bis 300 Meter starken Inlandeises auf den vom Eise überschrittenen anstehenden Fels entstanden sind. Einzelne Schrammen zeigen dabei die Richtung noch heute an, in der sich vor Zehntausenden von Jahren der ungeheure Gletscher von Skandinavien bis nach Sachsen vorschob. Und ebenso sind dort — vom Heimatschutz der Naumann-Heim-Fels nach zwei berühmten Geologen benannt — erhalten jene seltsamen Schliffstellen, die auffallend glatte waagerechte Rippen und Killen an einer senkrechten Abbruchswand aufweisen und nach Heims überwiegend anerkannter Deutung zwar durch Verwitterung verschieden harter Gesteinschichten entstanden, aber erst durch Flugsand in den gewaltigen Stürmen einer diluvialen Steppenzeit derart geglättet worden sind. In den feldspatreichen Quarzporphyr eindringendes kohlenstoffreiches Wasser hat schließlich stellenweise daraus auch Porzellanerde gemacht. Sie wird vor allem in Hohburg in großen Kaolinwerken versandfertig gemacht; ihre ausgedehnten, schmutzig weißen Salden wirken gerade hier an der Hauptzugangsstraße von Wurzen und Leipzig her wenig erfreulich. „Wie der Milchreiswall um das Schlaraffenland“, sagt ein heller Junge und weiß dabei sicher nicht einmal, daß in der Tat Hohburg zugleich fast die reichste Gemeinde im ganzen Leipziger Lande ist. Ihr Steueraufkommen auf den Kopf der Bevölkerung wurde vor wenigen Jahren von keiner Stadt und nur von sieben Landgemeinden ganz Sachsens übertroffen.

Der hohe Verdienst der Steinbrucharbeiter für ihre schwere Arbeit hat dazu mit beigetragen. Jetzt ist das etwas anders geworden, seit die Finanzlage der Gemeinden, der Bezirke und des Staates zu strengster Sparsamkeit im Wegebau zwingt. Aber wie viel heimatliche Schönheit wird den Anforderungen der wirtschaftlichen Notwendigkeiten oder Zweckmäßigkeiten im Laufe der Jahre noch zum Opfer fallen? Wie viele der wenigen Berge des Leipziger Landes werden dafür noch sterben müssen, nachdem sie Hunderttausende von Jahren überdauert haben? Es ist so schön, nicht alles zu wissen!



Falkenhainer Mühle und Hohburger Berge

Wie von einer Terrasse überschaut der Wanderer vom Bahnhof Collmen-Böhlitz aus das Land von Südwesten, bis in die Gegend von Trebsen mit der Esse der Pauschwitzer Papierfabrik, der höchsten im ganzen östlichen Leipziger Lande, ja bis zur Kirche von Hohnstädt bei Grimma, über Polenz, Püchau, Wölpern bis weit über Eilenburg hinaus: Deutlich sind dahinter im klaren Oktoberlichte die feinbehelmten Türme von Ischepplin und von Hohenprießnitz mit den gräflich Mengersenschen und Hohenthalschen Schlössern zu erkennen. Da und dort dreht sich in der frischen Herbstbrise auch noch eine Windmühle geschäftig von rechts nach links und wieder von links nach rechts: Sie weiß, worauf es heute ankommt. Bewegter sind die Linien als sonst im Leipziger Lande. Aber die großen Waagerechten überwiegen doch trotz der Nähe der Porphyrfuppen.

Langsam steigt die Straße noch etwas, ehe sie das hochgelegene Dorf Collmen-Böhlig erreicht. Vor dem Eingang zum Rittergut, dessen Torbau weithin einen sehr malerischen Durchblick gegen den freien Himmel eröffnet, bietet sich abermals eine umfassende Rundschau. Ein altes, sehr langgestrecktes Gebäude mit Walm-dach links davor ist jetzt zu Arbeiterwohnungen umgebaut. War es nicht früher ein Schafstall?

Sehr kühl wirkt das Innere der Kirche von Böhlig. Mehr als ein langer Saal denn als das Schiff eines Gotteshauses, in Hellblau und Weiß trotz wenig bedeutender Formen den Geist der Entstehungszeit des Gotteshauses ebenso atmend wie die rationalistisch gewissenhafte Abwandlung der Zeilen des alten Kirchenliedes, die die Orgelempore mehr beschriften als schmücken:

„Psalter und Harfe wacht auf,
Lasset die Musica hören.“

Noch nüchterner stimmt der Friedhof: Kaum irgendein Kreuz mehr, kaum mehr irgendeiner der rührenden und trostvollen Sprüche. Der Wandel der Weltanschauung breiterer Schichten der Bevölkerung in den letzten 50, nein 30, ja 20 Jahren tritt in nichts auf dem Lande so sinnfällig zutage, wie in solcher grundsätzlichen Veränderung der Bestattungssitten, die sich von je langsam wandelten. Dazu noch eins: Hier mitten in einer Gegend, so reich an Steinbrüchen, daß die Dorfkinder sagen: „Wir gehen in den Berg“, reiht sich trotzdem ein Grabmal aus Kunststein an das andere. Ja, es ist in diesen Gemeinden, die nicht mehr Dorf, aber erst recht noch nicht Stadt sind, noch vieles lange die große Mode, was anderwärts längst überwunden ist.

Freilich, im Grunde liegt Collmen-Böhlig, wenn auch nicht im, so doch schon am Sinterwalde, der sich hier zwischen Mulde und Elbe meilenweit um das alte Ackerbürger- und Waldbauernstädtchen Schildau erstreckt, jenes Städtlein mit dem Rathaus ohne Fenster, das der höfische und gebildete kursächsische Amtshauptmann Johann Friedrich von Schönberg in Wittenberg vor 400 Jahren unwider-ruflich zum deutschen Abdera, zur Schildbürgerstadt, stempelte. Nur drei Stunden ostwärts liegt es zwischen Waldkulissen, farge Felder und einsame Teiche gebettet. Und am östlichen Dorfausgange von Böhlig schweift der Blick bereits ungehemmt weit darüber hinaus bis zum Torgauer Schloß Hartenfels und bis nach Schmiedeberg.

Kinder lassen Drachen steigen. Wie viel glücklicher sind sie als ihre Altersgenossen auf den Höfen und den unruhewollen Straßen der Großstadt! Wie winzige weiße Vögel stehen ihre Spielzeuge gegen den klaren Himmel, der dieser Jugend noch ganz offen steht. Wie die i-Punkte wirken sie in dem großlinigen Bilde der endlosen dünnen verblauenden Hügelwellen der einsamen Dübener Heide dahinter. Welcher Unterschied zur Landschaft der Mulde und auch der Hohburger Porphyerberge. Nicht mehr Leipziger Land selbst, aber doch einer der rührendsten, zartesten und fernwehvollsten Ausblicke über seine Grenzen. Schöner im Grunde im Wechsel der Atmosphäre von ferne gesehen als die farge sandige Heide selber, so wie Erfüllung im Grunde nur Ersatz der Sehnsucht ist.

Ganz einsam führt auch schon der Weg von Collmen-Böhlig ostwärts. Kein Motorrad, kein Kraftwagen. Wer sucht im Gelände wie auch im Reiche des Geistes unbequeme Querverbindungen, da doch die ausgefahrenen Ausfallstraßen so viel bequemer weiterbringen?

Ein halb verschilfter Teich rechter Hand. Altgolden, schwarzbraun, goldbraun das herbstliche Ried, die Schilfkolben, das Oktoberlicht. Pappeln, Birken, ein paar Eschen auf Wiesengrund, dahinter die dunkelgezackte Linie des Kiefernwaldes auf dem Gaudligberge. Grüner Ginster, weiße Birken, rote Brombeerhecken, blaue durchsichtige Luft.

Eine Sandgrube von dichtem Buschwerk umwuchert, darin es — einziger Ton in der nachmittäglichen Stille — leise raschelt. Ein kräftiges zwanzigjähriges Mädchen schneidet mit derbem Waldmesser Zweig auf Zweig zu stattlichen Gebinden und schaut gar nicht ängstlich auf, als sie sich beobachtet sieht. Aus Eilenburg kommt sie. Der Vater ist seit drei Jahren arbeitslos, die Großmutter hat nur eine schmale Rente, und jeder der 15 Sträuße, die sie in ihrem Sack unterzubringen hofft, gibt 10 Pfennig Erlös. Anderthalbe Mark für einen halben Tag mühsame An- und Rückfahrt und für die Ernte in der verlassenen Grube. Wie sollte daran etwas Unrechtes sein? Und wenn schon nach dem Gesetz der Studierenden: In ihr wirkt halb unbewußt noch das deutsche Recht aller Dorfgenossen an Wald, Wasser und Weide nach. Wie eines der heißen ostelbischen oder baltischen Waldmädchen des Dichters Graf Keyserlingk steht sie sehr bunt im Gestrüpp und in all dem blanken Lichte.

Wieder Stille, Weite, Fernblicke. Von sehr entrückten Kirchen her Glockentöne, wie aus einem anderen Lande. Zwei Ebereschen. Wie Granatapfelbäume. Wie riesige erlesene Juwelierarbeiten, lobende Dolden aus rotem und Zweige aus braunem Golde, scheinbar von innen durchleuchtet vom hellen Himmel. Nein, wie die Lebensesehe Rgdrasil, zeitlos, zugleich erdenfest und himmelnahe. Die Feile kommt unbewußt über die Lippen:

„Ganz nahe bei den lebenswerten Dingen . . .“

und der Gedanke, daß die Landschaft des Leipziger Landes gewiß kein Epos ist, wie die der Nordsee oder der Alpen, keine Ballade, wie die der Thüringer Burgenlandschaften, aber auch nicht nur ein Lehrgedicht, wie vielleicht die Rötthener Kultursteppe und kein Quodlibet, wie die Umgebung so vieler Großstädte. Ach, nein, sie hegt in mehr als einem Winkel alle verborgenen und zarten Reize eines lyrischen Gedichtes, und wer es nicht glaubt und erfühlt, der soll — — die Schuld nicht auf den Weltenbauherrn schieben!

Eine ferne, abgetakelte Windmühle, ein Hochstand, darauf ein Raubvogel aufgebäumt, sonst kein menschliches Bauwerk:

„ . . . Oh, Himmel, über uns zerfließender Opal —
Im Grase liegen und nur manches Mal
Auffchaum, wenn wolkenfern der weh und schrille
Schrei freisender Bussarde fein, wie Stahl,
Ein Äderchen der schläfernd süßen Stille
Durchschneidet . . .“

(Anton Wildgans)

Wie anders spricht die Landschaft heute zum bedächtigen Wanderer als an jenem lachenden Junitage erst vor vier Monaten auf der fröhlichen flüchtigen Fahrt im starken Wagen des Freundes.

Über eine Feldbahn zur Abfuhr der Steine geht es durch Birken, Buchen und Kiefern, Eichen und Holunder nun zehn Minuten bergan auf den Gaudligberg, der einst auch Jedelsberg hieß und dem Grafen Brühl gehörte. Ganz einsam, ohne ein Gotteshaus darauf, wie auf dem Landsberger Kapellenberge oder auf dem Petersberge bei Halle, ohne Schutzhütte auch und ohne Wirtschaft — nur ein bombensicherer Unterstand nahe dem Gipfel zum Schutze bei Sprengungen —



Sobburger Berge von der Mühle zu Falkenhain

fällt seine lichtbewaldete Kuppe gegen Abend fast senkrecht in den wohl ausgedehntesten Steinbruch des ganzen Leipziger Landes ab. Allein der Schwarze Berg zwischen Taucha und Eilenburg, kein Felsen, sondern eine riesige Endmoräne, ist dem Gaudligberg vielleicht an spröder Ursprünglichkeit vergleichbar, feiner aber an Größe und Entrücktheit. Nur 100 Meter überragt er (223 Meter hoch) das umliegende Land, aber was bedeutet dies in der Ebene:

Es ist jetzt im Nachmittagslichte des Oktobertages nicht mehr ganz klar. Trotzdem reicht der Blick bis zum spitzen Wachauer Kirchturm und zum Liebertwolkwitzer Wasserturm, bis zum Elektrizitätswerk Leipzig-Lößnig und bis zu der hohen Esse des Fernheizwerkes Leipzig-Nord. Peterskirche und Kathausturm heben sich deutlich aus dem Dunst der Heimatstadt. Leise beschwingt

zieht die Horizontlinie über den Schwarzen Berg und über die gleichfalls auf einer Endmoräne hochgelegene Kirche von Limehna nordwärts und verehbt dahinter zwischen dem doppeltürmigen Gotteshause von Hohenleina, der achtstöckigen Brauerei von Crostitz und den alten Tortürmen von Delitzsch. Bei genauem Zusehen ist sogar die helle Rauchfabne erkennbar, die ein Schnellzug zwischen Delitzsch und Leipzig nach sich zieht. Und dann nur eine Wendung des Kopfes nach Nordosten: Da wehen zwischen der Dablener und Torgauer und der Dübener Heide aus der Gegend von Prettzsch her die hohen breiten Rauchfabnen der Schlepper auf der Elbe, als wären sie mit dünnem Silberstift am Horizont angemerkt. Der Bewohner der Ebene glaubt es oft nicht, wie weit der Blick von einem Berge auch ohne Fernglas reicht; noch ein Beispiel, nicht aus dem Leipziger Lande, sondern aus dem südlichen Schwarzwald: dort verfolgten wir aus 1400 Meter Höhe mit bloßem Auge 1929 den Zeppelin, bis er über dem Genfer See, also in einer Entfernung wie der von Leipzig bis Berlin (150 Kilometer), wieder fehrtmachte.

Ist der der Glücklichere, der nicht den Drang hat, uferlos zu schweifen, sondern behaglich zu verweilen? Es ist so schön, nicht alles zu wissen. — — Auch nicht, ob vielleicht selbst dieser schönste Ausichtsplatz des Leipziger Landes in absehbarer Zeit ebenso der Zerstörung preisgegeben ist, wie der Lüpziger Spitzberg.

3.

Nun ruhen alle Wälder

Lange währte die Raft, nein, die Feierstunde auf dem Gaudlitzberge. Länger, unvergleichlich dauert die Erinnerung daran. Längst ist kühler abendlicher Wind aufgekommen und mit ihm alle Klarheit und Stille der Stunde, die Löns die Uhlenflucht nannte. Luft und Farbe wandeln sich leise, und unaufhaltsam wachsen Flächen und Formen ins immer Größere. Es ordnet sich alles in der Natur, wie von Stunde zu Stunde auf einem solchen Wandertage im Herzen.

Abendsegen.

„Weich um helle Schultern legt
 Dunklen Samt der Tag dem Abend.
 Bald kein Schauer mehr sich regt,
 Licht nicht, Ton nicht, alles labend
 Aufgelöst still und entbunden
 In das blinde, fromme Träumen,
 Das die Erde eint auf Stunden
 Wieder ew'gen Weltenräumen.“

Noch einmal verglühen letzte herbstliche Farben, wahrhaft in Schönheit sterbend. Ein beraster, von Lärchen gesäumter Waldweg erst, dann ein Rain einige hundert Schritte an abendlichen Feldern entlang. Weit dahinter blinkt ein letzter Sonnenstrahl in den Scheiben der einsamen Zwochauer Steinbrechersiedlung. Ein Stoppelfeld. Links Birken, weißgrün und schwarzweiß, adelig und leise fröstelnd. Davor die silbergraubraune Fläche der Brache. Ein paar Sträußchen

Seide am Rain. Rechts eine Zeile Kastanienbäume, wie in feurige Schleier gehüllt. Hinter ihnen schwarzgrüne Kiefern, übergehend in den leicht braungesprenkelten Mischwald des Gauditzberges, der groß gegen den blaßblauen, leise perlfarben verschimmernden Abendhimmel steht. Eine fein geschwungene violettsilberne Wolkenbank schlägt als unirdische Brücke den Bogen in die Zeitlosigkeit des wahren ewigen Friedens der Gottesnähe.

Dann umfängt dunkler Forst die wiederansteigende Straße, einen Holzabfuhrweg, viele Wagen Spuren nebeneinander in tiefem Sande. Rotbuchen, schwefelgelb, noch nicht rostbraun, darunter gelbbraune Farnen, umsäumen wie stumme Sackelträger den einsamen nächtlichen Weg. Auf der Höhe der Straße weitet sich der Blick, rechter Hand über eine Pflanzschule, linker Hand ostwärts über einen Kahlschlag. Längst erkalteten die Silberwölkchen zu schwarzblauen Massen; nur in ein paar blauroten Adern rinnt noch der Abendsonne verströmtes Blut. Doppelt groß wirken die wenigen Linien der einfachen Landschaft der Dahlemer Seide. Davor Thammenhain, seit einem Vierteljahrtausend Besitz der Herren von Schönberg, denen damit und mit Hohburg, Voigtshain und Zwochau der Großteil der Hohburger Berge gehört. Seit fast 650 Jahren, seit 1284, ist die Grenze, einst die des bischöflich Wurzenen und des Wettiner Gebietes, dann die Sachsens und Preussens, hier nördlich von Thammenhain unverrückt geblieben, mochten seither auch fast alle Reiche der Welt in blutigen Kämpfen zusammenbrechen: Hinterwald, Grenzwald, Bannwald.

Und doch brach der Feind nicht nur in dem großen Glaubenskriege bis in diese Einsamkeit ein. Auch aus dem Nordischen Kriege ist gerade aus Thammenhain eine Szene von starker Eindringlichkeit und Tragik überliefert:

„Im Jahre 1707 wehrten sich die hiesigen Bauern gegen neun Mann schwedischer Exekutionstruppen, wobei ein Soldat getötet wurde. Die Täter wurden eingezogen, und deren sieben beim Abzuge der Schweden mitgenommen. Einige davon starben an den Strapazen, zwei wurden erschossen und nur zwei kamen nach der Schlacht von Pultawa zurück.“

Los des Herzlandes Europas. Schicksal des Leipziger Landes in Sonderheit und echtes deutsches Bauerngeschick. Wir wußten es noch nicht auf der Fahrt, die so sonnenfroh und herbstfroh anhob und ausklingt. Es ist so schön, nicht alles zu wissen.

Nur die zeitlosen Sterne sahen schon die Not jener Armen. Und sie blieben ungerührt, als hörten sie auf das Wort des Dichterphilosophen, dessen Vater in Eilenburg Pfarrer war, ehe ihm am anderen Ende des Leipziger Landes, in Köcken bei Lützen, sein großer Sohn geboren wurde:

„Vorausbestimmt zur Sternenbahn,
Was geht dich, Stern, das Dunkel an?
Koll' selig hin durch diese Zeit!
Ihr Elend sei dir fremd und weit!
Der fernsten Welt gehört dein Schein:
Mitleid soll Sünde für dich sein!
Nur ein Gebot gilt dir: Sei rein!“

(Friedrich Nietsche)

Dann schlagen wieder die dunklen Wipfel über dem Wanderer zusammen. O Glück des Wanderns, doppeltes des einsamen Schreitens, dreifaches nächtlicher Sternen- und Erdennähe: Pflanze und Tier belauschen und sich selbst neu finden und wieder im ewigen kosmischen Rhythmus still jubelnd schwingen.

So still ist es, daß der Flügelschlag einer Waldtaube weitab deutlich hörbar ist, fast auch der Flug des Käuzchens, das wie lautlos durchs schwarze Gezweig strebt, und der Fledermaus, die am Waldrande unsterblich ihre Bahn zieht. Kaninchen vertummeln sich, so leise der verhaltene Schritt auch sein mag. Aber ein Rudel Rehe äst vertraut ganz nahe lange weiter und läßt sich das letzte herbstliche Gras schmecken.

Weithin öffnet sich nach Süden und Westen das Land. Die Dunkelheit steigert den Eindruck der halben Höhe des Standortes und ganz klein duckt sich drunten Hohburg ins Grün seiner Teiche und Gärten; kaum eine Linie deutet das Rittergut an, das Johann Georg I. gegen den Siegelring des Reformators dessen Enkel überlassen haben soll, und die niedrige Kirche, auf deren Orgelbank ein Vorfahre Richard Wagners als Kantor vom Tode ereilt wurde. Sehr hell aber leuchten stundenfern ein paarmal die Lichter von schnellen Kraftwagen auf und wecken seltsam genug Sehnsucht, und sei es nur nach den leichteren Zeiten, da ihren behäbigen Vorgängern der vertrauteste Sänger des deutschen Waldes nachseufzte: „Ach, wer da mitreisen könnte in der herrlichen Sommernacht.“

Ja, Eichendorffs halbösterreichische Weichheit klingt besser als Nietzsches Herbheit und Größe mit der stillen Landschaft des Leipziger Landes zusammen; besser auch die Lyrik Klabunds aus Crossen, des feinsinnigen Bohémiens, gleichfalls eines Sohnes lieder- und wortreichen sächsischen und thüringischen Landes am Mittellaufe der Weißen Elster. Auf ihn schienen die Sterne in seinem kurzen Leben ganz anders hernieder — — so wie heute nach glücklichem Wandertage:

„Wenn ich in Nächten wandre,
Ein Stern, wie viele andre,
So folgen meiner Reise
Die goldenen Brüder leise.
Der erste sagt's dem zweiten,
Mich zärtlich zu geleiten,
Der zweite sagt's den vielen,
Mich strahlend zu umspielen.
So schreit' ich im Gewimmel
Der Sterne durch den Himmel.
Ich lächle, leuchte, wandre,
Ein Stern, wie viele andre.“



Gustav-Adolf-Stein bei Lützen 1829
 Nach einem Stich im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig

An der Schwelle Thüringens

(Röcken — Rippach — Sobenmölsen — Weißenfels — Burgwerben — Dürrenberg — Leuna — Merseburg)

I.

Abseits

Nun ist es November. Der Regenmonat. Fast niemand wandert mehr. Und doch ist in der Luft eine Söhnstimmung, so wie manchmal im Vorfrühling. Aber freilich, das Knospen und Werden im aufsteigenden Lichte fehlt. Immerhin zeigt der Blick vom Königsplatz westlich nach dem Turm der Plagwitzer Kirche, der sich haarscharf am Horizont abzeichnet, daß, vorerst wenigstens, der Wanderung Umblick beschieden sein wird, klar und weit, wie oft vor Regen.

Schnell führt die Straßenbahn zum Plagwitzer Bahnhof, und nach wenig Minuten Eisenbahnfahrt umgibt die Strecke ringsum freies Land. Bis zum Leunawerk und über Zwenkau hinaus reicht der Blick. Und reizlos kann dies Land in seiner Weite doch nur der finden, dem seine feinen Profile und seine Windmühlen, Dorfkirchen, Baumgruppen nichts zu sagen haben. Doppelt zart heben sich seine stillen Feinheiten an solchen, sozusagen fabrlässigen, unsicheren Tagen wie heute ab, die ständig zwischen Sonnenblicken und drohenden Regenschauern hin und her schwanken. Wie vermag Wind und Wolke, Licht und Luft gerade die Landschaft der Ebene zu wandeln und zu beseelen. Es braucht gar nicht dazu der Beseelung durch die Erinnerung an manche Wanderfahrt, und an die großen geschichtlichen Geschehnisse, für die auch der Südwesten des Leipziger Landes Wahlstatt war.



Kirche mit Kriegerdenkmal und Gasthof zum Löwen in Lüzen

Sechs Schlachtfelder aus 1000 Jahren deutscher Geschichte liegen allein vor den westlichen Toren von Leipzig: Das von Lützen, das von Großgörschen und das von Rügen, das von Keuschberg bei Dürrenberg, das von Roszbach noch weiter südwestlich schon jenseits der Saale und schließlich das von Hohenmölsen.

In einer kleinen halben Stunde hat der geruhige Zug das ebenso stille, erst im 20. Jahrhundert an das Eisenbahnnetz angeschlossene Landstädtchen Lützen erreicht. Klar umrissen zeichnet sich seine Silhouette ab mit Stadtkirche, Schwedenkapelle, herzoglich sachsen-merseburgischem Schloß, persönlicher als die jüngerer, mehr am Strome des Verkehrs liegender Städte. Kurz hinter Lützen lagert sich



Schloßhof von Lützen (rechts Wappen des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg)

rechter Hand eine der alten Feldsteinkirchen des Leipziger Landes, hart an Landstraße und Eisenbahn. An ihrem Chor schläft Friedrich Nietzsche den letzten Schlaf. Hierher nach Röcken, seinem Geburtsort, ist der Vielgewanderte im Tode zurückgekehrt.

Dann hat die Kleinbahn in Pörsten eine Stunde Aufenthalt, weil der Hauptzug (ein stolzes Wort!) im Rippachtale abwärts der Saale zu nach Corbetha weiter fährt, indes das Ziel der heutigen Wanderung, richtiger ihr Ausgangspunkt, Hohenmölsen, an der südwärts nach Teuchern, zwischen Weißenfels und Zeitz, führenden Verbindungsbahn liegt.

Der Blick von der hohen Brücke, auf der die alte große Straße von Leipzig nach Frankfurt über die tief eingeschnittene Rippach führt, ist ebenso malerisch,

wie die kaum bekannte Wanderung in ihrem Tale abwärts über Dehlig zur Saale. Terrassen an dem nach Süden offenen Ufer weisen wohl auf alten Weinbau hin. Alte Linden mögen schon zu der Zeit den Straßenzug hier geleitet haben, als jener „seltsame 16jährige Knabe“ aus Frankfurt hier mit der Post zum ersten Male auf der Reise nach Leipzig kurzen Aufenthalt hatte. Der stattliche, im wesentlichen wohl noch aus jener Zeit stammende Gasthof von Rippach, aus dem mancher Brief Goethes, auch aus späteren Jahrzehnten, datiert ist, wird bekanntlich sogar im „Faust“ erwähnt:

„Ihr seid wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Ihr habt erst wohl mit Herren Hans gespeist?“

Mögen fleißige Goethephilologen über den vollen Sinn der umstrittenen Worte Doktorarbeiten schreiben.

Aus dem Nachbardorf Poserna stammt ein anderer Dichter und berühmter Wandersmann zugleich. Seume wurde hier geboren. Er ist nicht nur der Spaziergänger nach Syrakus und weit hinein nach Rußland gewesen, er ist auch im Leipziger Land genug gewandert. Als er in Grimma lebte (1796—1801), ist er wiederholt, um sich den Besuch des Leipziger Theaters verschaffen zu können, zu Fuß die drei Meilen bis zur Pleißenstadt und dann nach dem Kunstgenuss den gleichen Weg zurückgeschritten. Auf der Wanderung von Leipzig gen Frankfurt, auf jener Straße, die hier über die Rippach und an seinem Geburtsort vorüberführt, war es auch, wo in Vacha der Dichter den Werbern des hessischen Kurfürsten in die Hände fiel, der ihn mit nach Nordamerika an die Engländer zum Kampf gegen die um ihre Unabhängigkeit fechtenden Vereinigten Staaten verkaufte. Es ist in mehr als einer Richtung verständlich, wenn jene Sammlung „Sonntagsspaziergänge in Leipzigs weitere Umgebung“, die 1910 Gustav Sennig im Verlag der „Leipziger Volkszeitung“ erscheinen ließ, und die so manches noch heute nachdenklich Stimmende über die Wandersehnsucht des Arbeitmannes in der Vorkriegszeit enthält, gerade Seumes Bild als Titelbild ziert. Nur eine, den meisten heute kaum noch geläufige Erinnerung aus jenem Buche: Noch 1910 mußte es Sennig als eine eben erfüllte Hoffnung begrüßen, daß durch die Zulassung der 4. Wagenklasse am Sonntage die Umgebung denen näher gerückt wurde, die nur an diesem Tage Zeit zum Wandern besaßen.

Von Pörsten bis nach Hohenmölsen steigt das Land erheblich an, etwa um 60 Meter. Allerdings liegt der Spiegel der Rippach selbst bei Hohenmölsen etwa 35 Meter tiefer als die hochgelegene kleine Stadt. So ergeben sich manche malerische Überschneidungen, die zugleich zeigen, wie hier das Leipziger Land in das Thüringische übergeht. Reiche Zuckerrübenernter werden von zahllosen Gespannen an den kleinen Stationen verladen. Bestimmend wird aber immer mehr der Braunkohlenbergbau. Salden, höher als Kirchtürme, Essen, höher als die Salden, Schwebebahnen, Kühltürme, Bricketfabriken, Klärbecken, Gasgeruch. Die Braunkohle des Reviers, in das die Eisenbahnstrecke hier eintritt, um Werschen und Teuchern, Gaumnitz und Hohenmölsen, gehört mit zu der hochwertigsten überhaupt. Vor allem besitzt sie besondere Eignung zur Verschwelung, wie ja auch

bedeutende Industrien, wie die Herstellung des künstlichen (Leuna-)Benzins, auf der Kohle hier an der Westgrenze des Leipziger Landes aufgebaut sind.

Hohenmölsen ist eine alte Stadt; nach ihr trägt jene Schlacht vom Jahre 1080 ihren Namen, in der der Gegenkönig Kaiser Heinrichs IV., Rudolf von Schwaben, zwar siegte, aber bei der Verfolgung in der Elsterfurt nördlich von Pegau tödlich verwundet wurde. Doch bietet sie nur hier und da Bemerkenswertes. Das gut erneuerte Rathaus ziert ein Steinbild mit der Fabel vom Fuchs und vom Storch und eine feine Wetterfahne mit einem vom Hund gehegten Hirsch. Auch das Kriegerdenkmal, ein Kreuz mit Stahlhelm darauf, von einem Heiligenschein überflammt, ist eine erfreuliche Leistung. Die alte Kirche ist vor einem halben Jahrhundert recht hart erneuert worden. Der Friedhof trägt kaum Kreuze, aber viel Urnen. Sein stattlichstes Denkmal ist den „in den Wirren des Kapp-Putsches am 20. März 1920 bei Weißenfels gefallen fünf Freiheitskämpfern“ gewidmet:

„Sie starben, doch lebendig ist geblieben,
Ihr Geist, uns auf den rechten Weg zu lenken,
Den sie mit ihrem Herzblut vorgeschrieben.
Der toten Brüder laßt uns heut gedenken.“

Recht viele, auch jugendliche Invalide veranschaulichen, wie trotz aller Unfallverhütungsmaßnahmen der Bergbau noch immer der Berufszweig ist, der die meisten Opfer fordert.

In 20 Minuten führt ein Feldweg westwärts nach Wählig. Noch die Generalstabskarte von 1925 weist rechter Hand eine Windmühle nach. Schon ist sie verschwunden, auch ein Zeichen, wie gerade der Braunkohlenabbau das Gesicht der Landschaft wandelt. Wählig, mitten zwischen Bergwerken und Brikettfabriken gelegen, besitzt noch eine recht feine unverdorbene Dorfkirche aus den Jahren 1694 und 1808, vor allem aber einen waldartigen Friedhof, dem ein einheitlicher Bestand von alten, mit Efeu weit hinauf bewachsenen Eschen starke Stimmung verleiht. Das Gotteshaus enthält im Innern die Reste eines großen Schnitzaltars, einen Sebastian, einen Petrus, eine Maria. Bemerkenswert ist auch das feine biedermeierliche Holzmaßwerk der Fenster.

Hier war es scheinbar eine Seltenheit, daß ein Wanderer die alten dörflichen Erinnerungen der Beachtung wert fand. Und ebenso wie in Wählig der greise Kirchendiener, so freute sich in Kössuln, wieder eine halbe Stunde weiter westwärts, der junge Lehrer, einem Heimatfreunde die mancherlei Schätze seines heimatlichen Gotteshauses zu zeigen. Zwar besitzt letzteres, obwohl schon 1417 erwähnt, keinen Turm, aber es enthält eine ganze Reihe von über den Durchschnitt feinen Grabmälern der Familien von Neitschütz, von Arnim, von Üchtritz. Einer der Dargestellten, Heinrich von Üchtritz, hatte ein seltsames Schicksal: Unruhigen Blutes kämpfte er unter Karl II. von England gegen Cromwell, ward aber 1651 gefangen und mit 1300 Schicksalsgenossen, nach dem harten Recht der Bürger- und Glaubenskriege zumal, auf die Galeere geschickt und von dort für 800 Pfund Zucker weiter als Sklave auf die Insel Barbados verkauft. Erst nach Zahlung von 450 Talern durch Vermittlung holländischer Freunde

ward er wieder frei. Auch in solche stille, fast tote Winkel fällt einmal ein Strahl aus der fernen weiten Welt selbst in die lichtlosen Jahre nach dem verheerenden Dreißigjährigen Kriege. Noch manches wäre aus der kleinen Dorfkirche anzumerken: So beispielsweise ein schönes barockes Vortragekreuz; so auch ein Taufstein von etwa 1400, darüber ein lebensgroßer schwebender Barockengel, der jetzt das Taufbecken hält, und der bis vor kurzem in einer Kumpelkammer lagerte; auch etwa ein Abdruck des letzten Willens Friedrich Wilhelms III. vom 1. Dezember 1827, der nach seinem Tode allgemein veröffentlicht und hier allen Wandel der Zeiten hinter dem Altar überdauert hat.

Die weitere Wanderung führt zunächst an dem einsamen Nessabach entlang in $\frac{3}{4}$ Stunden der Straße von Zeitz nach Weissenfels zu. Allmählich ist das Wetter feuchter geworden:

„Ein Silberschleier, glitzernd, weich,
Lag schimmernd überm Wiesenland,
Und Perlenschnüre waren reich
Ins dunkle Sichtengrün gespannt.
Der Tag war grau und überwacht,
Der Nebel rieselte gelind. . . .“

(Börries v. Münchhausen)

Die Staatsstraße zieht sich dann noch eine gute Stunde immer auf der Höhe hin, nur einmal an einem Chauffeehaus vorbeiführend, bis sie an dem Gasthaus „Zu den drei Wegen“ allmählich ins Saaletal hinabsteigt. Ein altes, riesiges Magazingebäude steht am Eingang von Weissenfels als zwiespältiger Auftakt.

2.

Abend in einer alten Residenz

Als bald beherrscht das weitläufige Schloß Neu-Augustusburg das Straßensbild. Und ihm lenkt auch der Wanderer zuerst seine Schritte zu. Eine Rampe führt in großem Schwunge hoch über den niederen Häusern der angrenzenden verwinkelten Straßen und Gassen in den Ehrenhof des Schlosses, den links und rechts zwei Flügel von nicht weniger als je 22 Fenstern Front repräsentativen Ausmaßes und an der dritten Seite ein Querflügel von 11 Fenstern Breite umgrenzen. Alles wirkt indessen schon mehr kolossal als stattlich, mehr derb als kraftvoll. Auch dem Schmuck der Fronten fehlt es an Feinheit und ihren Massen an beschwingter Harmonie. Schloßarchitektur aus dritter Hand bis auf die kostbare Kapelle.

Der Bau der Augustusburg oder, wie sie einst zum Unterschied vom Schlosse gleichen Namens über der Ischopau hieß, Neu-Augustusburg fand in den Jahren 1663 bis 1690 statt, nachdem freilich schon mindestens seit der Zeit Ottos des Reichen ein dann vom baulustigen Herzog und späteren Kurfürsten Moritz ausgebautes und 1632 von den Österreichern zerstörtes Schloß auf diesem, die Stadt und das hier enge Saaletal beherrschenden massigen Hügel gestanden hatte. 1757 wohnte einige Zeit vor der Schlacht bei Rossbach Friedrich der Große hier oben,



Weissenfels, Altar der Kapelle des Schlosses Neu-Augustusburg

wobei, wie es heißt, seine Umgebung aus Mutwillen viel in den Zimmern und Sälen ruinierte. In jenen Wochen geschah es auch, daß der große König einmal in der Nähe der Saalebrücke von französischen Scharfschützen vom anderen Ufer aus aufs Korn genommen wurde, bis deren Befehlshaber, ein Herzog von Crillon, ihnen streng untersagte, den Frevel zu begehen, „auf die geheiligte Majestät eines Königs zu schießen“. Noch erinnert eine Tafel am rechten Ufer der Saale in der Nähe der Brücke an die wenig bekannte Anekdote. Wie sagte Kaiser Franz Joseph 1916 wehmütig zum letzten sächsischen Gesandten an seinem Hofe: „Eleganter ist der Krieg auch nicht grad worden!“

Die Herzöge von Sachsen-Weißenfels, die das Schloß neu aufführen ließen, regierten von 1656 gerade drei Menschenalter lang bis 1746. Ebenso wie die anderen wettinischen Seitenlinien, die auf Grund des Testaments Johann Georgs I. in jenem Jahre in Merseburg und Zeitz zur Regierung kamen, starben sie trotz zunächst sehr großen Kinderreichtums im 18. Jahrhundert binnen weniger Jahrfünfte auf rätselhafte Weise restlos aus. Wohl zur besseren Verbindung der drei verwandten Höfe untereinander wurden in jener Zeit die Straßen nach Zeitz und Merseburg in einer erstaunlichen absoluten und absolutistischen Geradlinigkeit neu gebaut, die im ganzen Leipziger Land keine Gegenstücke besitzt. Von Weißenfels bis Merseburg, auf einer Strecke von gut 20 Kilometern, macht die Landstraße noch heute nicht die geringste Biegung; unter stolzer Nichtachtung aller Dörfer links und rechts, führt sie nur an drei Chausseehäusern und an dem Vorwerk „Bäumchen“ vorüber, sonst aber ausschließlich über einsame endlose Gefilde.

Überhaupt waren die Fürsten dieser Wettiner Nebenlinien sehr baulustig, vielleicht in Ermangelung größerer Möglichkeiten zur Betätigung. Vor allem der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg liebte es, als Bauherr zu schaffen und unterließ dabei nicht gern einen schwung- und prunkvollen Hinweis auf seine Leistung. So wird er am Lügner Schloß, das er umbaute, als „der Theure Christian“ hochgepriesen, und so heißt es von ihm an dem „Fischhaus“ am Gotthardtsteich südlich von Merseburg, jenem Lusthaus, das, 1691 errichtet und 1734 umgebaut, jetzt „Herzog Christian“ genannt wird:

„Es mag Augustus sich mit seinem Rome preisen,
So er ganz marmorn ließ und nur von Ziegeln fand,
Dem Theuren Christian muß man mehr Ruhm erweisen,
Der baut nicht Städte bloß, der baut sein ganzes Land,
Man reise, wo man will, so wird man klärllich sehen,
Daß alles steinern ist, was vor war Holz und Schlamm . . .“

Auch am lieblichen Sange über der Elster bei Köglitz westlich von Schkeuditz finden sich noch heute, ebenso wie etwa im alten Auendorf Burgliebenau an der Elster, manche feinen Spuren kleinerer höfischer Bauten, Land- und Weinbergshäuschen, wie sie sonst im Leipziger Lande nirgends auftreten. Aus der herzoglichen Machtvollkommenheit erflossen dem Weißenfelscher Gymnasium Augusteum vorübergehend sogar nicht ganz legale, also offenbar von des Heiligen Römischen



Blick vom Schloß Neu-Augustusburg in Weissenfels auf die Stadt (ganz rechts das Haus der „Letzten Reckenburgerin“ — jetzt „Sächsischer Hof“ —; im Hintergrunde rechts Blick in der Richtung auf das Schlachtfeld von Rosßbach)



Weißenfels, Erker am Alten Amtsgericht mit sächsischem und dänischem Wappen

Reiches Kaiserlicher Majestät nicht bestätigte, Promotionsrechte, die auch alsbald mit dem Aussterben der Herzogslinie in Wegfall kamen.

Eine Erinnerung an die Art jenes kleinstaatlichen Absolutismus ist auch die Gründung eines Ritterordens „De La Noble Passion“ 1704 durch Herzog Johann Georg. Eigenhändig faßte er „in französischer und deutscher Sprache“ die Statuta ab und ließ sie „in folio regali drucken und in gelbem Samt mit anhangender großen silbernen Sigills-Capsul einbinden“; ihre Einleitung hebt an: „Demnach sonder allem Zweifel einem edlen Gemütthe nach Gott nichts werther und angelegener als die Ehre ist, und folglich ein generöses Herz sich äußerst dahin be-



Der Markt von Weissenfels mit Schloß Neu-Augustusburg

strebet, wie es nicht nur dieselbe ohne allen Flecken und Tadel erhalten, sondern auch die von denen Ahnen ererbte Gloire durch eigene Tugend mehren möge . . .“ Jedes Mitglied des Ordens war verpflichtet, nach seiner eigenen Generosität jährlich am Karfreitag ein Almosen für arme, Kranke und blessierte Soldaten zu geben und seine Streitigkeiten mit anderen Ordensverwandten nur durch das Ordens-Ehrengericht schlichten zu lassen. Ordensfest war der Johannistag, „allda alle anwesenden Ordensglieder in blauer, mit Golde chamariertes Kleidung bey Hofe erscheinen“. Selbstverständlich mußten sie dabei die Ordensinsignien, den güldenen Stern mit rotem Kreuz, darauf blau die Anfangsbuchstaben des herzoglichen Namens an dem breiten weißen Ordensbände mit goldener Bordure von der rechten Achsel herabhängend auf der linken Seite tragen. Ja, es sollte

nach der Satzung jeder Gesellschafter des Ordens, abgesehen von den fürstlichen, verpflichtet sein, und zwar bei 50 Dukaten Strafe, sich nie ohne das Ordenszeichen öffentlich sehen zu lassen, wobei der Ton gewiß auf dem Worte öffentlich liegt, das insoweit wohl den Sinn hatte, „bei feierlicher Gelegenheit“.

Vom Schloßgarten, der sich nach der Stadt und nach der Saale zu abwärts senkt und zahlreiche Kastanien und Akazien enthält, bietet sich ein malerischer Blick bis nach Leuna und Rosßbach und vor allem über die ganze Stadt. Weissenfels ist eben als alte Residenz weit reicher an stattlichen und feinen Häusern aus der Reformations- und Barockzeit und auch noch an schlichteren aus dem Biedermeier, als es vom Bahnhof aus erscheinen mag. Dort auf dem westlichen Saaleufer befindet sich freilich kaum etwas Altes, dort ist das Viertel der zahlreichen Schuhfabriken und anderen großgewerblichen Anlagen und der Arbeiterstraßen. Aber die eigentliche Stadt auf dem östlichen Saaleufer ist schon eines Besuches wert. Wie fein steht das barocke Rathhaus am Markte, wie zahlreich sind die kunstvollen Haustore und die stattlichen Giebel aus der Renaissancezeit. Auch ein reichhaltiges Museum fehlt nicht, darin, von der Geschichte der Fußbekleidung und dem Rosßbach-Zimmer angefangen, bis zu den Weissenfeler Dichter und Dichterinnen, vielerlei Belehrung des Fremden harret.

Ja, Weissenfels besaß auch seine Dichter. Kein Geringerer als Novalis (v. Hardenberg) hat als Salinenassessor in dem stattlichen heutigen Sparkassengebäude gelebt; er ist allzu früh hier gestorben und auch in Weissenfels begraben.

Ebenso ist Weissenfels die Vaterstadt und der Lebensschauplatz von Luise von François, der letzten Reckenburgerin, gewesen. Wie anschaulich schildert sie das Leben in ihrem Vaterhaus und dieses selbst im gleichnamigen Roman. Wie bescheiden ging es damals nach den Freiheitskriegen in der verfloffenen herzoglichen Residenz zu. Das Elternhaus war ursprünglich als das Wohnhaus des herzoglichen Leibbaders begonnen worden. Darin hauste der Kittmeister von Reckenburg und in den Kammern über seinen Stuben nächtigte

Weissenfels. Grabmal des Dichters Novalis mit Büste von Schaper und der Inschrift:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.“



die Dienerschaft, „will sagen die Magd und der Soldatenbursche, der ein für allemal Purzel hieß. Höher hinauf türmten sich Vorrats- und Futter-speicher, Trockenboden, Rauchkammer usw. Die Freifrau erwiderte ohne Beschämung die genusswechselnden Gelage der Honoratioren alle Jahre nur ein einziges Mal mit einem Schälchen Kaffee, stark mit Mohrrüben ver-setzt, und der Rittmeister von Reckenburg stengelte die Bohnen seines Garten-beetes, unbekümmert, ob die Gäste des Nachbarkellerwirts des häuslichen Treibens Zeugen waren, der Rittmeister von Reckenburg, die kurze Ton-



Weißenfels, Promenade Nr. 25. „In diesem Hause wohnte Louise v. François 1860—1874. Hier dichtete sie ihr Hauptwerk „Die letzte Reckenburgerin“

pfeife im Mund, und vor sich den irdenen Deckelkrug selbstgefüllten Dün-nbiers, der an langen Winterabenden die Äpfelschnitzel auf Säden reihete, welche sein „Frauenzimmer“ geschält hatte . . .“

Wie genügsam, wie bescheiden war die Zeit. Anders als heute und anders auch als die Zeit der Herzöge, deren einer sogar einen ungeheuerlich großen Herzogs-hut in das gotische Steinwerk über der Tür der Stadtkirche St. Mariä hat ein-hauen lassen. In dem gleichen Gotteshause ruhte übrigens längere Zeit hindurch unter der Kanzel das Herz Gustav Adolfs, dessen Leichnam nach seiner Aufbahrung in Meuchen bei Lützen hier in Weißenfels sezirt und einbalsamiert worden war. Nur ein Stück weiter saaleaufwärts in der Wenzelskirche in Naumburg schläft hinter einer großen, fein beschrifteten Platte jener Page Leubelfing, der an der

Seite des Königs fiel, und den Conrad Ferdinand Meyer in einer seiner feinsinnigen geschichtlichen Novellen als Nürnberger Patriziertochter aus Verehrung für den König dem schwedischen Heere sich anschließen und den er dann nahe treten läßt.

Allmählich ist der frühe Novemberabend hereingebrochen.

Es ist Zeit, Einkehr zu halten, auch äußerlich. Manche ehrwürdige Gaststätte lockt, angefangen vom „Gasthof zum Schützen“, wo Wallenstein, Tilly und Gustav Adolf noch abgestiegen. Indessen, der Abend ist lang, und so beschließt ihn endlich der Besuch einer Aufführung der „Fledermaus“. Freilich, nicht mehr wird auf dem Schlosse mit seinem einstigen Ball- und Opersaal für herzogliche Gäste allein Theater gespielt; draußen in der Neustadt über der Saale musiziert und miment eine Truppe, die frische Sängerinnen mit so hellen Stimmen und so munterem Spiel besitzt, wie nicht jede Großstadtbühne, und der es auch an Beifall seitens der tausend begeisterten Zuhörer wahrhaft nicht fehlt. Nach einem Glase trefflichen Burgunders kommt dann im Schlafe in dem wohl noch aus gotischer Zeit stammenden mächtigen gewölbten Zimmer freilich ein schwerer Traum: Der Herzog von Crillon tanzt mit der schönen Rosalinde ein Menuett, der Gefängnisinspektor Frosch will vom Rektor des Augusteums zum Ehrendoctor promoviert werden, Prinz Orlovsky aber verleiht an Adele — —

den Orden De La Noble Passion, und das Ordenskapitel versichert dazu submissiv nach Meister Johann Straußens munterer Melodie immer wieder, wie überaus gerührt es über diese generöse Handlungsweise seiner Durchlaucht ist. — —



Weißenfels, gotisches Tor an der Nordseite der Marienkirche mit barockem Schlußstein aus der herzoglichen Zeit

3.

Saaleabwärts

Ein nebliger Novembertag graut am nächsten Morgen. Durch die Vorstadt führt der Weg allmählich aus dem Häusergewirr heraus nach der Höhe und dann rechts ab auf Burgwerben zu. Sicher ist es hier über dem Saaletale sonst sehr

lieblich; heute liegt das Land in dichten Schleiern. Burgwerben mit einer Flur von 3000 Morgen, wovon fast die Hälfte dem Rittergut gehört, seit einem Menschenalter im Besitz des Generaldirektors Reinhardt von der Kiebeckbrauerei in Leipzig, liegt hart am Steilhange, der zwischen Gutsgebäuden und Kirche einerseits und Saale anderseits kaum Raum für die Eisenbahngleise läßt. Das Gotteshaus, das mit seinen gotischen Maßwerkfenstern über den ersten Weinbergen hier an der Schwelle Thüringens den Leipziger so freundlich grüßt, ist im Innern von der Gutsheerrschaft sehr würdig erneuert worden; sein Gottesacker birgt manches alte stimmungsvolle Grab, auch das des zu seiner Zeit sehr bekannten, mit nur 38 Jahren 1801 verstorbenen Professors der Philosophie Karl Heinrich Heydenreich. Im Dorfe erinnert am Gasthof ein schöner zweischwänziger Löwe in den kraftvollen Formen der deutschen Renaissance an den alten Bestand des Wirtshauses, das in seinem Keller einen Stein mit der Jahreszahl 1561 aufweist. Barocke eiserne Ofenplatten aber dienen als Bedeckung eines Schnittgerinnes an der Dorfstraße.

Durch die Weinberge, deren Erträge einst und noch vor 120 Jahren in die Kellereien der Augustsburg wanderten, und die zugleich, so wie auch die Gegend des benachbarten Groß-Corbetha einen starken Lerchenstrich, also eine gute Fangstelle für die zumal in Leipzig als Leckerbissen hochgeschätzten Vögel, bildeten, führt der Weg zunächst hoch über der Saale über Terrassen, dann im Tale hin über Kriechau nach Schkortleben. Die spärlichen Häuser dieser Gegend standen einst unmittelbar an der Saale und wurden erst um 1766 nach einem großen Hochwasser höher hinauf gebaut. Wie bestimmt ein Fluß das Leben einer Landschaft! Leider bleibt es grau, so daß die bewegte Heiterkeit dieses Teils des Saalelaufes gar nicht hervortritt. Seltsam niederdeutsch ist heute die Stimmung:

„Hinter Fahlen Hecken versteckt,
Kauert eine Kate, niedrig und schief,
Als ob sie, vom Nebel zugedeckt,
Den ganzen Winter so verschlief.

Zwei Weiden streuten ihr spärlich Geäst
Vor der Tür, ein morsches Stumpfenpaar.
Eine alte Krähe hockt hier fest,
Als hockte sie hier das ganze Jahr.“

(Gustav Falke)

Gerade das Verhängtsein aller Weite und fast schon der Nähe macht die Umgebung des malerischen, feinbehelmten Kirchleins von Schkortleben aber überaus stimmungsvoll. Als Rest des alten Friedhofes steht noch ein Torbogen mit einer Linde darüber einsam in der Aue mit einer Inschrift: „Anno 1597 ist diese Linde gesetzt durch George Brasse. Wie lieblich sind deine Wohnungen Herr Zebaoth, meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn.“ Ganz menschenfern liegt die Statt der Toten und das Gotteshaus jetzt in der weiten baumreichen Aue, Obstgärten ringsum, einst bis vor 150 Jahren die Stätten des Ritterguts und der Bauerngüter. Ein Fischer, fast der letzte seines Berufes weithin, berichtet von seinem Handwerk. 14 Meister nur umfaßt noch

die Merseburger Fischerinnung, deren Gebiet sich etwa von Weissenfels bis zum Giebichenstein nördlich von Halle erstreckt, 23 Meister die Weissenfelfer Innung, deren Gebiet aufwärts bis in die Gegend von Freyburg an der Unstrut reicht. Gewiß fängt er noch manchmal einen stattlichen Hecht, aber die Rück- und Auswirkungen des Leunawerkes, eine Meile unterhalb, spürt doch auch er. Vor allem hindert es das Aufsteigen der Fische. Daß auch andere Fischliebhaber hier ihr Wesen treiben, das veranschaulicht eine Zeit später ein Reiher in einer der einsamen Schlingen des stillen Stroms.

Immer durch Wiesen mit Wald dazwischen führt der Weg über die Fähre beim malerischen Vesta nach Keuschberg, zuletzt an den Salinen von Dürrenberg vorüber. Der schöne Bau des Soleschachts stammt aus der Zeit um 1770 und könnte von Matschoß wohl unter seine klassischen Bauten heimatlicher Technik ebenso mit aufgenommen werden wie die alte Ziegelei des gleichen Ortes: Wände mit Strebebeylern, ausgesetzt mit etwas Fachwerk oder mit Maschenwerk von Ziegeln, mächtige gewalmte Dächer mit Ochsenaugen darin vereinigen sich zu einem malerischen Bilde.

Es ist eine einsame unfruchtbare Gegend nördlich und östlich von diesem Orte, der nicht zu Unrecht Dürrenberg heißt. Auch die Dörfer am weiteren Wege: Lennewiz, Wölkau liegen karg und dürftig da. Die kleine Kirche in Wölkau besitzt in der ganzen Nordwand des Schiffes nicht ein einziges Fenster; es wirkt fast wie ein Symbol der Landschaft mit ihrer müden, lichtarmen Stimmung. Echte Novemberlandschaft:

„Die Sonne hat sich abgewandt von der Erde. Das Licht, das durch die dicken Wolkendecken sickert, ist alt und schmutzig. Die Landschaft ertrank in einer müden unwirschigen Gleichgültigkeit. Ihre Linien verlöschten in melancholischem Halblicht. Manchmal irrt eine verschlagene Krähe im Zickzackflug durch die schwere Luft. Unten auf der fröstelnden Landstraße knarrt ein dunkler Wagen. Ein Bauer fährt die letzte Hoffnung aus der Welt . . .“

Wie fein hat Friedrich Schnack die Stimmung eines solchen blassen Herbstpastells eingefangen.

Dabei ist sonst der Umblick gerade hier meilenweit. Heute ist noch nicht einmal das Leunawerk zu sehen, das doch nur noch eine kleine Stunde entfernt liegt. Nichts als Sturzäcker, Brachen, Knicks, Koppeln, Dämme mit grauem Gesträuch und schwarzem Geäst von Kopfweiden und von dürftigen Obstbäumen, von Haseln und von Rüstern, ist zu sehen.

„Das ist der Herbst, der bricht dir noch das Herz.
Flieg fort! Flieg fort!
Die Sonne schleicht zum Berg.
Und steigt und steigt.
Und ruht bei jedem Schritt.
Was ward die Welt so welk!
Auf müdgespannten Säden spielt
Der Wind sein Lied.
Die Hoffnung floh —
Er klagt ihr nach . . .“

Ja, Friedrich Nietzsche war ein ebenso feinsinniger Lyriker, wie er ein gewaltiger Sprachmeister und schöpferischer Philosoph war. Bei Kreypau mit einer Kirche voll malerischer Zusätze aus vier Jahrhunderten, Anbauten, Giebelchen, Grabsteinen, Wetterfahnen tritt der Fluß, wenigstens mit breiten, verschlungenen, dichtbewaldeten toten Armen, bis an die Straße heran oder doch bis an den Fußweg, der an jenem Altwasser entlang und unter der kilometerlangen, aus 20 Bogen gespannten Brücke der Eisenbahn von Merseburg und Kössen nach Jöschchen und Leipzig noch eine ruhige Viertelstunde in der stillen Aue abwärts bis zum Saalesteg am Kössener Waldbade führt.

4.

Mit uns geht die neue Zeit

Die märchenhafteste Brücke im Leipziger Lande! Von der Seite gesehen wirkt sie wie ein Halbkreis. 38 oder 40 Stufen aufwärts, die ersten schmaler, die letzten breiter, wenige Schritte eben und hierauf drei Duzend Stufen abwärts. Eine Impression aus Beton. Ein geistreicher, nein, ein tiefverstehender Scherz des modernen Technikers in neuzeitlichem Baustoff verwirklicht. Die Brücke, die zwischen zwei Welten ihren Bogen schlagen soll. Der lustige Fußsteig aus der ungeheuren Stätte neuzeitlicher höchstgesteigerter, aber auch so weitgehend entpersönlichter Fabrikarbeit auf dem linken Hochufer der Saale hinüber in die breiten grünen Auenwiesen auf dem anderen Ufer mit ihren Wäldchen und Büschen, darein den Arbeitern des Leunawerkes ein ausgedehntes und im Sommer gewiß sehr köstliches modernes Bad gebaut worden ist.

Eine völlig andere Welt liegt dann jenseits. Noch stehen die kleinen alten Häuschen von Kössen, wie zehn Minuten westwärts nach Merseburg zu die von Leuna, noch auch ihre alten bescheidenen Gotteshäuser. Aber wie fremdartig, fast wie sinnlos und gewiß wie gedemütigt wirken sie in ihrer neuen Umgebung, gedückt unter die hochaufgeschütteten Dämme und unter die Riesenbauten der neuzeitlichen Technik.

Gewiß, das Leunawerk ist die größte einheitliche Fabrikanlage Mitteleuropas mit 1700 Meter Frontlänge der eigentlichen Werksgebäude und der größten zusammenhängenden Kesselanlage der Welt; gegen 30000 Bau- und Werkarbeiter waren zeitweise hier beschäftigt. Seine Erzeugung an schwefelsaurem Ammoniak (Düngesalz) beträgt täglich 600000 Kilogramm und gewährleistet die tägliche Nahrung von einem Fünftel der Bevölkerung ganz Deutschlands. Nur unter den besonderen Verhältnissen des Krieges konnte es überhaupt in wenigen Jahren derartig einheitlich angelegt, nein, aus dem Boden gestampft werden. Östlich der Bahnlinie Weißenfels—Merseburg erstreckt es sich 4,5 Kilometer lang und 1,5 Kilometer breit. Davor breitet sich, noch weiter östlich, saalewärts, die Wohnstadt Neu-Kössen für einige Tausend der Arbeiterschaft. Aber sei es, weil die Wirtschaftskrise auch hier die Vollendung manches Bauwerks aufhielt oder sei es eine Folge der wechselnden Bedürfnisse der Technik oder auch nur der besonders starken novemberlichen Kahlheit und Lichtlosigkeit zumal am Vorabend: Der Gesamteindruck ist, abgesehen von manchen weiten, architektonisch geschlossenen

Plätzen inmitten der Wohnstatt doch, je näher dem Werke selbst, desto zwiespältiger, verwirrender, grotesker, ja drückender.

Nirgends sonst ist im Leipziger Lande freilich trotz ausgedehnten Braunkohlentagebaus die Wirkung der modernen Großindustrie auf Natur und Landschaft so gewaltig, nirgends fast, abgesehen vom Rhein-Ruhrgebiet, auch anderswo in Deutschland. Keine Sorge vor viel entliehenen Zahlen und technischen Einzelheiten! Beide sind mannigfach in Büchern zu lesen, aber doch nur von recht bedingtem zeitlichen Werte. Nur eine kunstlose Wanderskizze dessen, was sich am Wege dem Laien darbot.

Lange Zeilen von Reihenhäusern mit Hofgemeinschaften und freilich auch wieder mit mancher feinen Einheit. Fein auch mancher kleinere Bau, dort ein Schulbad, hier eine Wartehalle, da das Landhaus eines Technikers. Wohltuend hell ockerfarben und weiß abgesetzt die Fensterkreuze, Simse, Türen und Dachrinnen der alten Gasthöfe, der Wirtschaft „Zur Auenbrücke“ in Kössen etwa und des Gasthofs im alten Dorf Leuna. Manche Anflänge auch in den Werks- und zumal in den Wohnbauten an die reicheren Formen der Jahre unmittelbar vor 1914, die ihrerseits wiederum, nicht ganz restlos innerlich verarbeitete Vorbilder aus der Zeit gelegentlich bevorzugte, die damals gerade 100 Jahre zurücklag und doch so ganz anders als die wohlhabende Vorkriegszeit geartet war. Überhaupt läßt sich an den Bauten, die ja den Entwürfen der Architekten des größten deutschen Konzerns, der I. G. Farbenindustrie A.-G., entstammen, die Entstehungszeit fast auf das Baujahr genau an kennzeichnenden Einzelheiten reizvoll und zum Nachdenken anregend ablesen.

Hierauf wieder ein Einschnitt für die Bahn nach Zöschchen, mit einer Akazienhecke halbwegs abgegrenzt. In einer Senke daneben auch eine Art Stadion. Und dann hebt das Gewirr der Röhrenleitungen und Transmissionen, der Kondensatoren aus Holz und aus Stahl an, 30, 50, 70 Meter hoch, der Gasometer zur Erzeugung von täglich 2,5 Millionen Kubikmetern Gas schon vor einer Reihe von Jahren und der Dampfzentrale, der Gipsmühlen und Salpetersilos und der Generatoren, Kontaktöfen, Kontaktwasserfabrik, alles überragt von einem Duzend 120 Meter hoher Schornsteine. Der Verbrauch an Wasser, täglich 500 000 Kubikmeter, mehr als der Tagesverbrauch von Groß-Berlin, ist ebenso wie der an Braunkohle außerordentlich, weshalb die Errichtung der Fabrik hier über dem Fluß an den Braunkohlenlagern erfolgte, als im Kriege die Hauptwerke bei Oppau und sonst am Rhein der Grenze zu nahe lagen. Gewiß, alle diese Baulichkeiten sind sorgsam dem Produktionsgange entsprechend angeordnet. Gewiß stehen auch jene Schornsteine wohlausgerichtet da, fast wie ein Riesengitter, ebenso wie das Schienengewirr wie ein kunstvolles Geflecht wirkt. Aber eben doch wie ein Gitter mechanisiert und unnatürlich wie ein Geflecht, nicht wie ein grünendes Spalier oder wie ein blutvolles Geäder. Gewiß, alles ist logisch, praktisch, hygienisch und wie die handlichen Fremdwörter sonst noch heißen. Gewiß fehlt auch nicht viel ernste Sorge der Werksleitung um das Wohl der Werksangehörigen in ihrer Freizeit, ja für ihre Seele: Neu-Kössen allein besitzt zwei neue schlichte, schöne Werkskirchen. Und doch, es fehlt nach wie vor und wohl noch sehr lange an dem

Eindruck des Organisch-Zusammengewachsenen, des Beständigen, des In sich ruhenden.

Sreilich, aus einer Stunde Entfernung schon ist das Bild klarer, eindeutiger. Ein anderer blanker Herbsttag war es. Da wirkte das Werk, den westlichen Horizont beherrschend, aus der Gegend von Schladebach her mit den mächtigen Rauchfabnen seiner Schornsteine und im weißen Dampf seiner Kühler langhinstreckt schnittig, stählern, ganz beherrscht von den Riesenmasten der Essen und den Panzertürmen der Kondensatoren, wie eine in einer Kiellinie



Leunawerk von Osten (vom Damm der Eisenbahnlinie Jöschchen—Leuna); Länge der Bauwerke etwa 3 Kilometer

vorüberfahrende ungeheure Flotte; Merseburg mit seinen vielen, sehr schlanken Türmen, sieben zählt allein Dom und Schloß, lag daneben wie eine kleine Flottille stiller Schoner mit gerefften Segeln idyllisch verankert.

Die Nähe, der Alltag aber ist immer wenig heroisch. Mag sein, daß die Wirtschaftskrise, die auch die Arbeiterzahl des Leunawerks, von zunehmender Rationalisierung abgesehen, in den letzten Jahren sehr erheblich vermindert hat, den Eindruck hiervon in den Gassen der Außenbezirke von Merseburg und der Arbeiterdörfer der Umgebung noch besonders verstärkt. Der „Graue Vogel“ breitete jedenfalls auch hier seine lähmenden Schwingen aus, jener Vogel, der „das monotone Meer der Arbeitslosen, Ausgesteuerten, beiseite Geworfenen überschattet, sie, denen unentrinnbar bewußt ist, daß sie zu baldiger Hoffnung keinen Anlaß haben, daß

ihr Weg für lange Zeit der der Sorge und des Wanderns von verschlossenen Arbeitstören zu Stempelstellen, zur Fürsorge, ja zur Verzweiflung ist. Jener graue Vogel, der Stück um Stück vom blutenden Herzen ihrer Lebensfreude frisst, der lautlos bis in ihr Haus eindringt, ihr armseliges Brot vergiftet und ihren Schlaf bedrückt“, wie es Roamer so tief empfunden schildert, und wie es das Nachkriegsschicksal nicht nur unzähliger deutscher Handarbeiter geworden ist. Natürlich übertreibt der Dichter Hermann Hesse — ach, was versteht schon ein Lyriker von Ammoniak und von Stickstoff —, wenn er sagt:

„Bei diesen angeblich nützlichen Errungenschaften ist immer so ein verfluchter Bodensatz dabei, sie sind alle so ungroßmütig, so kurzatmig, und überall hinterlassen diese nützlichen Kulturerscheinungen einen langen Schweif von Schweinerei, von Tod, von verheimlichten Elend. Hinter der Zivilisation her ist die Erde voll von Schlackenbergen und Abfallhaufen, die nützlichen Erfindungen haben nicht nur hübsche Weltausstellungen und elegante Automobil-Salons zur Folge, sondern es folgen ihnen . . . Krankheiten und Verödung, und daß die Menschheit Dampfmaschinen und Turbinen hat, dafür zahlt sie mit unendlichen Zerstörungen im Bilde des Menschen, dafür zahlt sie mit Fügen im Gesicht des Arbeiters, mit Fügen im Gesicht des Unternehmers, mit Verkümmern der Seele . . .“ Gewiß, die Weltwirtschaft kann nicht nach den Grundsätzen der Dichter marschieren und gedeihen, aber, immerhin, es fallen doch auch diese Worte aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ gerade hier ein.

Vielleicht auch wird es den nachdenklich stimmen, der sonst wenig Wert auf Werke der Dichtung legt, daß eine der persönlichsten Äußerungen moderner Arbeiterkunst, zugleich eine der beachtlichsten moderner Heimatdichtung in höherem Sinne und gerade aus dem Leipziger Lande aus diesem Werke hier sehr kritisch und erregend laut geworden ist: Walter Bauers „Stimme aus dem Leunawerk“.

Da erzählt der Arbeiterdichter von dem Anstreicher Engelmann, der am Gründonnerstag 14 Meter tief von einem der Werksgerüste abgestürzt ist, und dessen Junge gläubig die Auferstehung seines Vaters am Ostertage erhofft:

„Das Herz klopft gegen die dünne Haut. Nichts. Gegen die Stille der Nacht wirft das Kind seinen Glauben. Es war ein heroischer vergeblicher Kampf. Und niemand kam. Schließlich konnte die Natur, die dieses Kind vor dem frühen Dunkel bewahren wollte, nicht anders helfen, als daß sie Sieber über Johannes fallen ließ. Als die Mutter am anderen Morgen aufwachte, fand sie ihren Jungen krank. Er rief. Aber er verlangte nicht nach ihr. Er rief Jesus und seinen Vater, und dann flüsterte er: Aber Sie haben es doch selber gesagt, Herr Meinhardt. Das war sein Lehrer . . .“

Da schildert Bauer die verschiedenen Züge, wie sie auf den großen Schnellzugstrecken durch die kleinen Stationen in der Umgebung des Werkes, vielleicht durch Dürrenberg, vielleicht durch Corbetha, hindurchfahren. Den Express, „der mit den Worten „Roma“ oder „Firenze“ einen wunderbaren Hauch der Fremde in die Stille wirft“ und den kleinen Bummelzug, „der schön und wie beruhigt aufgewacht aus den Feldern mit dem großen Himmel herangefahren kommt, aus

den Dörfern, die in der Stille ihre kleinen Lebensläufe verbringen" und dann den Arbeiterzug, der ihn selbst täglich enthält und „in die ewig wiederholte Gefangenschaft des Werkes führt, . . . er fährt die gleiche Strecke wie dieser, er erhitzt die gleichen Schienen wie der Express, doch der Takt seiner Bewegung ist ein anderer. . . . Es geschieht nichts, um die Melancholie unseres Beginns und die Müdigkeit der Heimfahrt zu mildern."

Dann spricht Walter Bauer ernst, traurig und mit tiefem Verständnis für Wesentlichstes von der Wirkung solchen Wandels heimatlicher Wirtschaftsformen und Landschaft und von der Sehnsucht des Arbeiters unserer Tage nach stärkerer Wiedereingliederung in einen sinnvolleren Arbeitsprozeß oder aber in den großen Kreislauf des Naturgeschehens. Er spricht davon in jener packenden Schilderung „Siob stand auf dem Felde“, darin er beschreibt, wie sein Vater mit ihm das alte Dorf in der Nachbarschaft aufsucht, das bereits vom Braunkohlenabbau halb verschlungen worden ist:

„Siob, die Türen sind aus den Angeln gehoben, die Farbe der Zimmer bleicht unter der Witterung des offenen Himmels, das Haus, in dem du geboren worden bist, deine Geburt ist eingerissen worden und verwüstet, das Fenster, von dem du Licht erzieltest, ist zerbrochen. Der Wind pfeift durch deine Kindheit.

Und der Hof voll von Tieren? Du findest ihn nicht, er ist herabgesunken auf den Boden. Die Kohlenzüge haben alles verschleppt . . . Du hast den kleinen Bach verloren, in dem du deine Füße netztest. Du bist arm geworden. Du schweigst. So erhebe doch deine Stimme, strecke deine Hände aus!

Er schwieg, er wußte, würde er die Hände ausstrecken, so fiel nur Ruß und Asche darauf . . ."

Ein andermal aber spricht der Arbeiterdichter das schöne edle Wort: „Nachts . . . trinke ich aus der Milchstraße Befreiung."

Überhaupt ist der Grundton bei Walter Bauer wie bei der Bewohnerschaft von Neu-Rössen oder der der großen neuen Werksiedlung Dürrenberg nicht etwa der hoffnungsloser Entsagung; dazu ist die Jugend zu stark noch vertreten, ungebrochenere Jugend als in den Arbeitervorstädten der Riesenstädte, Jugend, deren Väter noch selbst im Lande wurzelten und mit der Scholle naturhaft verbunden waren. Manche Strophe Walter Bauers ist Bestätigung auch hierfür, gelegentlich sogar in überraschend ursprünglichem Jungsein. Da heißt es einmal:

„Wenn es so weit, wenn die Zeit gekommen ist,
Wenn wir erobern die Universitäten
Mit ausgehungertem Geist und sehnsüchtigem Herzen . . .
. . . Unser Geist ist frisch und ausgeruht wie Acker,
Der nie berührt wurde vom Pflug . . .
. . . Liebende Herzen finden auf alles eine Antwort . . .
. . . Wir wissen die Kraft der Herzen in die Erde bauend,
Ist ewig, ewig!"

Unvermittelt steigt dabei die Erinnerung auf an die leuchtenden sehnsüchtigen Augen und an die ungelassenen forschenden Fragen der Arbeiter in der kargen Schul-



Schloß (links Domtürme) von Merseburg, gesehen von der Waterloo-Brücke, auf der König Friedrich Wilhelm III. die Siegesnachricht der Schlacht vom 18. Juni 1815 erhielt

stube des großen Lausitzer Weberdorfes, die damit im Winter 1919/20 dem Sprecher in ihrer Volkshochschule die Darstellung der Verfassungsentwicklung von Woche zu Woche belebten und soviel Freude bereiteten.

Gewiß, gut Ding will Weile haben, bleibt immer wahr. Aber es ist auch gewiß gut, nie den Idealismus Andersdenkender, Aufstrebender zumal, zu unterschätzen.

5.

Die Steine reden

Verwirrend waren die Eindrücke für die Sinne im Bereiche des Leunawerks, ganz anders als sonst auf befreiter und befreiender Wanderfahrt durch das weite entspannende Leipziger Land.

Gut, daß bis zur Abfahrt des Kraftwagens von Merseburg nach Leipzig noch eine Stunde ruhigen, stillen abendlichen Ausflangs übrig bleibt. Freilich, es ist halbdunkel geworden, und Dom, Kreuzgang, Stiftbibliothek stehen nicht mehr offen. Aber im ungewissen Licht, im Dunkel oder auch in den langen Schatten einer spärlichen Lampe steigt und fällt die verwirrende Unregelmäßigkeit der alten Burg-, Kirchen- und Stadtanlagen auf den Hügeln zwischen Geißel, Klia und Saale bald wie in Ätherhöhen, bald wie in Brunnentiefen. Welcher Großstädter kennt diese großen erregenden und mehr noch befriedenden Wirkungen des Abends und der Nacht in solchen alten Städten, wenn diese so ganz wie das Märchen, die Sage, alle Maßstäbe des Alltags unmerklich wandeln, und selbst jene mancherlei, tagsüber unvermeidbaren Backsteingreuel des 19. Jahrhunderts vernebeln, die ortsfremde norddeutsche Baumeister zwischen die alte mitteldeutsche Stadtherrlichkeit gepflanzt haben.

Auch die Jahrhunderte sprechen hier seltsam gedrängt zum nachdenklichen abendlichen Wanderer: Dort im Hofgarten das vorgeschichtliche Grab mit reicher Ornamentik, hier die Spuren und Denkmale tausendjähriger Geschichte, jahrhundertlang erschaffen und hinterlassen von Trägern größter Namen abendländischer Historie.

Es ist nicht Zufall, wie im Grunde nie Zufall Kunst- oder staatsgeschichtliche Entwicklung anders als flüchtig zu bestimmen vermag. Es ist nichts anderes als die Tatsache, die schon mehr als einmal anklang, aber hier bei Merseburg besonders sinnfällig und bedeutsam in Erscheinung tritt. Die Tatsache ist es, die Mitteldeutschland und zumal das Leipziger Land als sein Herzstück zugleich so weitgehend und vielseitig zum Spiegelbilde der deutschen Geschichte gemacht hat: der politischen Geschichte, von der für die deutsche Art bedeutsamsten Blutmischung, der deutschslawischen an, bis zu der Zeit der großen geistigen und militärischen Entscheidungen der Jahrhunderte der Glaubenskriege und des Aufstiegs der norddeutschen Vormacht; ebenso der Geschichte der Künste, von den an solcher Stelle zu solcher Zeit fast unbegreiflichen Leistungen der Naumburger Bildhauerschule bis zu den hundertfältigen Ausstrahlungen Leipzigs, Salles, Weimars in der Zeit Bachs und Gottscheds, Gellerts, der Thomasius und Francke, Goethes, Schillers, Herders, ja noch Liszts und Nietzsches, und gleichermaßen der Entwicklung in Kultur-

und geistesgeschichtlicher Hinsicht: Es ist nicht Zufall, daß auf dem gleichen begrenzten Lebensraume Luther die folgenreichste Reformation europäischer Geschichte einleitete und dazu die deutsche Schriftsprache schuf, und daß wenig Meilen davon in der Stadt Leipzig, allein von ihren führenden Bürgern gefördert, Friedrich List sein geniales mitteleuropäisches Eisenbahnverkehrsnetz ersann und begann. Die Einmaligkeit der Lage am Schnittpunkte der großen binnendeutschen Nord-Süd-Verbindung der Elbe und Saale und der bedeutenden west-östlichen Salz- und Handelsstraßen Mitteleuropas ist es, die noch dadurch gesteigert wurde, daß dieser Schnittpunkt fast genau und gerade bei Merseburg mit dem der alten hochnieder-deutschen Sprach- und der deutschslawischen Stammesgrenze zusammenfiel. Was für Möglichkeiten mußten hieraus erwachsen und sind daraus erwachsen?

Wie viel aber blieb auch Verheißung ohne rechte Erfüllung: Immer wieder geistern zwischen den großen Zeugen der alten, der ältesten Zeit Mahnungen an menschliche Schwäche und Unzulänglichkeit. Es ist, als ob der Kabe vorm Schloß, der Büßer für den vielleicht nicht restlos sagenhaften bischöflichen Justizmord, grau, hintergründig und philosophisch das rechte Sinnbild dieser Stadt wäre.

Merseburg selbst, eine der wenigen nach ihrem Namen vorlawischen, also altgermanischen Siedlungen des Leipziger Landes, verdankt seinen schnellen Aufschwung in der Frühzeit heimatlicher und deutscher Geschichte indes nicht nur seiner Lage an strategisch so günstiger Stelle und an der Grenze des Gebiets des stärksten deutschen Stammes jener Zeiten, der alten Sachsen im Norden, und desjenigen der von ihnen unterworfenen Thüringer im Süden, der Slawen aber im Osten, sondern ebenso der wenig beachteten Tatsache, daß Kaiser Heinrich I., der erste kraftvolle Herrscher seit dem großen Karl, sich mit der Tochter Hatheburch des Burggrafen Erwin von Merseburg vermählte. Frauen weben am Faden der Geschichte mehr mit als die männliche Geschichtschreibung gemeinhin wahrhaben will oder auch nur erkennt. So wurde die alte, schon um 777 in einem Hersfelder Zehntverzeichnis erwähnte Ansiedlung das Vorbild der Städtegründungen des kaiserlichen Städtebauers. Wie not solche festen Städte taten, das lehrte wenige Jahre später, 933, der letzte Hunneneinfall, der sich bis in das Leipziger Land — heute das Herz Deutschlands! — erstreckte, und der erst hier in der Nähe der Saale, wahrscheinlich zwei Stunden südlicher bei Keuschberg, zum Stillstand gebracht werden konnte.

Auch Kaiser Otto I. bevorzugte die Stadt als Pfalz und ebenso mancher seiner Nachfolger aus sächsischem, salischem und staufischem Blute. Zahllos sind die Kaiser, die hier länger oder kürzer Hof hielten. Zwei kostbare gußeiserne Tafeln im Schloßtorweg künden sei 25 Jahren ihre Namen von Heinrich dem Vogelfsteller bis zu Wilhelm II. Die beiden Tafeln ließen nach der Jahreszahl des letzten kaiserlichen Besuchs 1903 keinen Platz für eine weitere Zahl mehr, und sie sollten sich damit seltsam prophetisch erweisen.

Der Domplatz im Dunkeln. Riesige Platanen vor feinen Empire- und Biedermeierbauten, Dombherrnkurien wie es scheint. Die Wirkung des Schloßhofes, zumal am Abend, ist fast so wie die des Heidelberger Schlosses, mögen auch dessen südlichere Feinheiten fehlen. Auch die Gruppe von Schloß und Dom vom Domplatz her ist gewiß nicht süddeutsch zierlich durchgebildet, aber von malerisch belebter



Der Dom von Merseburg (Abendstimmung)



Merseburg, Neptunbrunnen im Schloßhofe (links Schloß, rechts Dom)

Kraft und Größe, daneben die Schlußstation nicht nur dieser Wanderfahrt von Hohenmölsen her, sondern auch der jäh endenden Lebensreise des Siegers in der Hohenmölsener Schlacht des Jahres 1080, Rudolfs von Schwaben, endend durch jene Armwunde, die ihm den Verlust der gleichen Hand kostete, damit er einst seinem kaiserlichen Herrn und Schwager Heinrich IV. die Treue geschworen hatte. Der Pegauer Mönch wie auch der Rudolf befreundete Bischof Werner von Merseburg verschweigen freilich diesen fast gespenstischen Zusammenhang. Siel doch der Herzog als der Gegenkönig gegen den Kaiser, als dieser sich drei Jahre nach seinem Lanossagange wiederum gegen den Papst erhoben hatte. Als „ein heiliges Opfer für die Kirche gefallen“, rühmt ihn Werner auf der lebensgroßen Grabtafel im Dom, „dem ersten monumentalen Königsbilde der deutschen Geschichte“ (Bergner). Aber ach, die seltsam feingliedrige schlanke, vertrocknete Hand Rudolfs, die die Domkünstler seit Jahrhunderten vorweisen, selbst blank und glatt wie die edle Bronze jener Platte, sie will, noch viel eindrucksvoller als das Kunstwerk, seit Schülertagen nie mehr aus dem Gedächtnis schwinden.

Noch von mancher anderen Schuld weiß die Geschichte Merseburgs zu berichten, so von jener Verfälschung und Verbrennung aller Urkunden über die Errichtung des Bistums, wenige Jahrzehnte nach seiner Gründung, durch den Erzbischof Bieselher von Magdeburg, der damit sein Gebiet mühelos in einer Form erweitern wollte, die schon etwas an manche heutigen Transaktionen erinnert. Es ist auch vielleicht nicht nur ein Raunen der Sage, daß die vielen, vielen Abkömmlinge der Merseburger Herzöge 1656 bis 1738 nicht alle binnen wenig Jahrzehnten eines natürlichen Todes gestorben seien: Seltsame Gedanken können den Beschauer beschleichen, denkt er an die lange Reihe der Zinnsärge aus kurzer Zeitspanne unten in der Domgruft bis zu jenem der letzten Herzogin Elisabeth, auf dem eine Sonne sich neigt und ein Putto Seifenblasen als Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen in die dumpfe Luft der Totenkammer bläst. — —

Längst ist die schwermütige Dämmerstunde in die schwarze Novembarnacht versunken, und da sieht ein einsamer Wanderer leicht Gespenster. Oder ist es die Macht der Geister der Erschlagenen von Reuschberg und von Hohenmölsen und derer, die nach dem Glauben alter Bewohner noch mancher einsamen Auendörfer in den meilenweiten Wäldern an der Saale, Elster, Luppe umgehen, jener Geister, die zu bannen, schon zu Kaiser Karls Zeiten gerade in diesem damals so schreckhaften Sumpflande die Merseburger Zaubersprüche von Wotan und Freya nottaten?

Röcken und Rippach, Hohenmölsen und Weiffenfels, Reuschberg und Leuna und nun wiederum Merseburg: Nur ein Wochenende war es, das so viel bescherte.



Phot. Saalfisch

Birkengruppe am Leipziger Scheibenhof im Raubreif

Kleine Liebe zu Leipzig

(Scheibholz und Nonne)

Jahre waren seit dem letzten beschaulichen Schreiten durch die Parks und Wälder im Weichbilde der Stadt Leipzig selbst verstrichen.

Wohl hörte man von der Vaterstadt manches. Oft noch las man über sie, auch in viel verbreiteten Werbeschriften: von Musikfestwochen und großen Sportfesten; häufiger noch von Finanznöten und harten kommunalen Streitigkeiten. Von Gegensätzen, die die Kräfte der arbeitsamen und gern nur auf sich gestellten Stadt bisweilen zu schwächen, fast zu lähmen drohten. Und nun umfing sie uns wieder.

Es war ein klarer, kalter Abend zwischen Weihnachten und Neujahr und nichts als ein kleiner Spaziergang längs der Rennbahn.

Wiedersehen und Erinnerung, Erwartung auch und über allem der perlfarbene Himmel im verblässenden winterlichen Tageschein.

Das farge vorabendliche Licht der letzten Tage des Jahres leihet dem Bilde der Heimat keine leuchtenden Farben mehr. Aber der Flugschnee, wie ein weißer Pelzbesatz den Wegrand säumend, zaubert doch ein ganz leises Lächeln um ihr von Not und Harm etwas verhärmtens Antlitz.

Wildenten streichen paarweise oder allein mit leise segendem Flügelschlage vom Scheibholz her, baumhoch über den Wiesenplan der Aue im Süden entgegen. Seltsam, fast noch über den Häusern des Konzertviertels. Kam die Natur vor dem Kriege der Großstadt noch so nahe?

Kam die arme reiche Zeit von damals nie auf den Gedanken, die Tierwelt der Heimat fast ohne Aufwand durch Aussetzung einiger hundert solcher Vögel der Bevölkerung ein Stück näherzubringen und damit Freude in das Herz so vieler Kinder und Arbeitsleute zu tragen, die die Woche im Steinmeer der Häuser gefangen hält?

Und dann: Was ist aus dem klapperigen Kettensteg geworden, dem nüchternen Wahrzeichen einer Zeit, die immer Flug und niemals weise war?

Was für eine tiefe Wirkung bringen im Walde die schlanken blaugoldenen Laternen hervor, die den feingeschwungenen Bogen der neuen Brücke ein wenig festlich, ja feierlich, und ein wenig auch spielerisch und kapriziös geleiten?

Zwecklos nur den Banausen erscheinend; selige Märchenwunder den Kindern, einen Schimmer von Zukunftsglück den träumenden Paaren bedeutend, die mit großen Augen die kleine Zauberei bewundern.

Der Mensch lebt nicht von Brot und Technik allein. Auch der moderne Großstädter nicht. Dank den Bauleuten, die das nicht vergaßen.

Und da! Zu welch stattlichem Strome ward das schmale engbrüstige Bett des Blutkanals?

Wie zieht sich nun der breite Fluß in einer großen Linie, sonst so selten im sächsisch sanften Leipziger Lande, zwischen Scheibe und Nonne dahin, zur Lust der Jungen, deren wetterharteste noch jetzt im Dämmern auf dem breiten Wasser unentwegt ihre Kräfte stählen, statt in schummeriger Kneipstube zu sitzen, wie wohl vor dem Kriege am Wochenende.

Und dann drüben am Ende der Brücke: Unverhofft ein ganzes Netz neuer Wege, das im letzten Abendlicht den alten, lieben, dichten Wald einst des Leipziger Nonnenklosters doppelt groß und weit erscheinen läßt: Hier einen malerischen Durchblick, dort eine schönste Baumgruppe erst zur vollen Wirkung bringend, Verwirklichung eines Vorschlags aus Tagen der Muße einst nach einer leichten Erkrankung und nun doch überraschend und schöner als geahnt ausgeführt.

Wie wenig ist nötig, um nicht einzelne, nein, unzählige etwas glücklicher zu machen: etwas schöpferische Phantasie, ein wenig echtes Fühlen und ein starkes Wollen.

Selbst in der Großstadt.

Selbst in Leipzig.

Selbst heute.

„Worte sagen's kaum, was Geheimnis und Inniges einer Landschaft ist.

Der Berg hat von Gewaltigem, das Wasser vom Tiefen, Namenlosen unseres Daseins, die ziehende Wolke von der Sehnsucht ohne Ziel, der Baum mit seiner erhobenen empfindsamen Welt ist eine Wandlung der Erde, die ihn hält und nährt, in ein Edles von Wuchs und Tracht, die Gesellschaft der Blumen um ihn her ein einziges Zeugnis vom Liebesdrang alles Lebendigen, und die gestreckte Ebene, über sich den Himmel mit seinem ewigen Amte des Lichtes, ist von allen Weisen der Natur die vornehmste und einfachste, das vollkommenste, ergreifendste Wort des Schöpfers an ihren Betrachter.“

Joseph Bernhart: „Mensch und Landschaft.“



Abendfrieden im Leipziger Land (Herbststimmung bei Lübbühn)

I n h a l t

	Seite
Geleitwort	7
Zwischen Stadt und Land (Connewitz — Wegsch — Böhlen)	
1. Wintermorgenstimmung	9
2. Die Erde hat uns wieder	10
3. Neue und alte Heimat	18
In der Pleißenau (Rüben — Zehmen — Eröbern — Gaschwitz)	
1. Vergessenes Tal	27
2. Zeitlose Häuser	32
3. Und Weite rings	38
Wanderer zwischen Staub und Sternen (Rackwitz — Podelwitz — Schladitz — Breitenfeld — Lindenthal)	
1. Heimatland	44
2. Symbole	47
3. Aus kriegerischen Zeiten	50
4. Wandern und Schauen	53
5. Insel des Friedens	55
6. In Schneetreiben und Frühlingssturm	59
Vorostern (Schönaue — Lindennaundorf — Priesteblich — Markranstädt)	
1. Vorstadt	69
2. Feldwege	74
3. Finis terrae	78
Junger Maitag (Gaugsch — Jöbiger — Lauer — Sainholz — Knauthain)	
1. Morgenstunde	84
2. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis	86
3. Am Gartbrande	87
4. An Hecken und in Sainen	98
Eine Burgenfahrt (Wolfzig — Gnandstein — Windischleuba)	
1. Simmelfahrtstag	102
2. Pleißnerland	104
3. Burg Gnandstein	105
4. Schloß in Wiesen	110
„ . . . Und dann war Sommer . . . “ (Machern — Lübschützer Teiche — Püchau — Muldenaue — Kollau)	
1. Der Park voll Sehnsucht	114
2. Burgward Püchau	120
3. Die Muldenaue	125
Die Stadt der Gegensätze (Wurzen)	
1. Zugang	131
2. Historie	132
3. Dombezirk	135
4. Tot der Zeit	138
Im westlichen Winkel (Ammendorf — Schlopau — Elsteraue — Burg — Kadewell)	
1. Zwischen Pleiße und Saale	142
2. Wandel der Zeiten	150
3. Kirche und Burg über der Saale	153
4. In der alten lieben Aue	156
Es ist so schön, nicht alles zu wissen (Nischwitz — Thallwitz — Jobburger Berge)	
1. Sterbendes Kokoko	161
2. Die sterbenden Berge	167
3. Nun ruben alle Wälder	173
An der Schwelle Thüringens (Röcken — Rippach — Sobemölsen — Weisfenfels — Burgwerben — Dürrenberg — Leuna — Merseburg)	
1. Abwärts	176
2. Abend in einer alten Residenz	181
3. Saaleabwärts	180
4. Mit uns geht die neue Zeit	192
5. Die Steine reden	198
Kleine Liebe zu Leipzig (Scheibholz und Tonne)	204

Verzeichnis der Bilder

	Seite
Zwischen Stadt und Land	
Saus Raschwitz	2
Connewitz bei Leipzig 1813	11
Saus Raschwitz: Allee am Teich	12
Saus Raschwitz: Brunnenplatz	13
Saus Raschwitz: Blick nach Norden	14
Saus Raschwitz: Abziehendes Gewitter	15
Saus Raschwitz: Blick nach Südosten	16
Saus Raschwitz: Am Pleißenwehr	17
Staatliches Braunkohlenwerk Böhlen	19
Förderbahn zur Briquetfabrik der Grube „Dora und Selene“ bei Borna	20
In der Pleißenaue	
Blick von der Pleißenbrücke bei Leipzig-Lößnitz	24
Schloß Dölzig	25
Gotteshaus Zehmen	26
Sommerhaus des Lehrers von Goethe	28
Park Rittergut Rüben bei Leipzig	29
Pleißenaar Park Zehmen	30
Gartensalon im Park von Rüben	31
Ferrenhaus Rüben	33
Ferrenhaus Zehmen	34
Gartenhaus Park Zehmen	35
Weißes Damwild im Park Zehmen	36
Lebensbäume Friedhof Cröbern	39
Altes Grabmal Friedhof Cröbern	40
Friedhof Markleeberg	43
Wanderer zwischen Staub und Sternen	
Kirchenportal Sayna	48
Dorfkirche Podelwitz	49
Inneres der Kirche Podelwitz	56
Flügelaltar der Kirche Podelwitz	57
Sakristeitür der Kirche Podelwitz	58
Blick vom Birkenbusch nördlich von Breitenfeld auf Podelwitz	62
Blick von Breitenfeld auf Wiederitzsch	64
Grabmal des Hauptmanns v. Broesigke auf Breitenfeld	66
Gustav-Adolf-Denkmal bei Breitenfeld	68
Vorostern	
Ansicht von Leipzig von Westen. Zeichnung vom Jahre 1594	70
Kirchturm bei Leipzig-Lindenau	70
Ferrenhaus Leipzig-Schönau	71
Alter Gasthof in Leipzig-Schönau	72
Endmoränenlandschaft zwischen Taucha und Lilienburg	75
An der Kirche von Lindennaundorf	76
Blick nach Frankenheim	79
Kirche Priesteblich	80
Junger Maitag	
Rittergutspark Gautsch: Blick nach der Kirche	85
Ferrenhaus Jöbigler	89
Blick von der Terrasse im Park Jöbigler	90
Landhaus Prödel	92
Landhaus Prödel: Statuen aus dem 18. Jahrhundert	93
Landhaus Prödel: Park (an der sog. Schlucht)	95
Landhaus Prödel: Park (Übergang in den Auenwald)	96
Landhaus Prödel: Durch- und Ausblick in die Aue	97
Aus dem Ischocherschen Solze	100
Eine Burgenfahrt	
Schloß Gnandstein	106
Romanischer Palas im Schloß Gnandstein	108
Schloß Windischleuba	111

	Seite
„ . . . Und dann war Sommer . . . “	
Schloß Machern	115
Park Machern: Tempel der Hygieia	116
Park Machern: Erbegräbnis der Grafen Lindenau	117
Lübschützer Teiche: Herbstabend	119
Schloß Püchau	121
Inneres Schloßtor Püchau	122
Muldenaue zwischen Wurzen und Eisenburg	126
Toter Muldenarm bei Kollau	127
Muldenfähre von Kollau	129
Die Stadt der Gegensätze	
Wurzen von Westen	131
Tor des alten Postalles in Wurzen	132
Alter Wurzenener Friedhof: Pestkapelle	133
Schloß Wurzen	136
Vorballe des Amtsgerichts Wurzen	137
Dom zu Wurzen	139
Im westlichen Winkel	
Plan des Leipziger Rosentals von 1763	142
Goblis und das Gobliser Schloß	143
Die Große Eiche in der Burgaue bei Leipzig	144
Gundorfer Aue: Luppenlauf	145
Gundorfer Aue: Wildnis	146
Gundorfer Aue: Morgenstimmung	147
Kirche Forburg: Madonna (13. Jahrhundert)	148
Elster-Luppen-Aue bei Maslau: Sommertag	158
Es ist so schön, nicht alles zu wissen	
Schloß Nischwitz	162
Schloß Thallwitz	165
Blick von der Thallwitzer Schloßterrasse	166
Naturtheater im Park von Thallwitz	167
Falkenbainer Mühle und Sobburger Berge	169
Sobburger Berge von der Mühle zu Falkenbain	172
An der Schwelle Thüringens	
Gustav-Adolf-Stein bei Lützen 1829	176
Kirche mit Kriegerdenkmal in Lützen	177
Schloßhof von Lützen	178
Weißenfels: Altar der Kapelle des Schlosses Neu-Augustusburg	182
Blick vom Schloß Neu-Augustusburg auf Weißenfels	184
Weißenfels: Erker am alten Amtsgericht	185
Weißenfels: Markt mit Schloß Neu-Augustusburg	186
Grabmal des Dichters Novalis	187
Weißenfels: Wohnung der Schriftstellerin Louise von François	188
Weißenfels: Gotisches Tor an der Nordseite der Marienkirche	189
Leunawerk von Osten	194
Merseburg: Schloß	197
Merseburg: Dom	200
Merseburg: Neptunbrunnen im Schloßhof	201
Kleine Liebe zu Leipzig	
Birkengruppe am Leipziger Scheidenholz im Raubreif	203
Schlusfbild: Herbststimmung im Leipziger Lande	207

Photographische Aufnahmen:
 Heimatsehensphotograph Max Nowak, Dresden

Graphische Kunstanstalt Liepsch & Reichardt, Dresden



[Faint, illegible text covering the majority of the page, likely bleed-through from the reverse side.]

X

g bitte hier einstempeln!

Hinweise 2Er
A. Ex: 6.4^o 875
y

Signatur 2 A 4161 Stok [Signature]

ES Bub AK [Signature]
Titelgatt. AKB [Signature]

FK 1 Sandersen ym

Bio K Bild K

SWK

Sonderstandort Signum Ausleihe-
vermerk

III/9/280 Jd-G 80/62

2 A 4161

SLUB Dresden



3 0133141